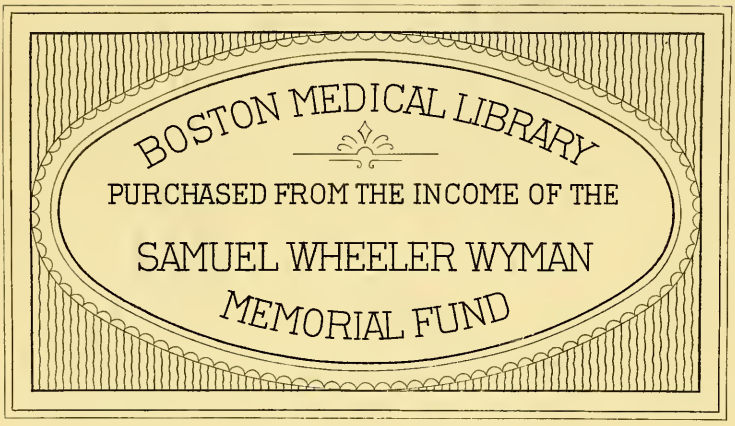
J. Paul Möbius. Stachyologie.
Leipzig Ambr. Barth 1901. Ladenpreis 5 M.
Gebunden, flecken und defectlos ausgegeben
(auf der Innenseite des 1. weiss. Blattes Buchbindermarke.
d. 8. Sept. 01 an Herrn Dr. ~~Fritzsche~~ Grosse von Taube.
[illegible]
[illegible]
[illegible] 1. Sept. 01.

am 8. Sept. 1901 Herrn Dr. Sonnenkalb — Grosse
" 15 " " " Prof. Dr. Winter — Sonnenkalb.
" 22. " " Herrn Dr. Donat — Winter.
" 29 Sept. 01 an Herrn Dr. Klare von Donat.
" 6. Oktob. " " — Dr. Dörffel — Klare.
" 13 Oktober an Herrn Dr. Wagner von Dr. Dörffel
" 20. " " Dr. Schmidt — Wagner.
Dieses Buch habe ich als Exsiccat gar nicht erhalten.
" 27. Oct. 1901 an Herrn Dr. Clarus von Schmidt.
3. November " " Dr. Loesner — Clarus
" 10 " " " Dr. Huber — Löhner.
Am 17. Nov. 1901 an Herrn Prof. Dr. Schwarz von Huber.
" 24. " " " Dr. Flathe " Schwarz.
" 1. Dezemb. 1901 " Herrn Dr. Landmann " Flathe.
" 8 Dez. " " Herrn Dr. Goepel " Landmann
" 15 December 1901 " H. Sanitätsrath Dr. Brückner " Goepel
" 22. " " " Dr. Mackenthun " Brückner
" 29. " " " Sanitätsrath Dr. Schellenberg — Mackenthun
" 5 Januar 1902 — — — Kahn — Schellenberg
" 12 " " Dr. Zinsmann Kahn
" 19 " " Prof. Dr. Kölliker — Zinsmann
" 26 — " — Dr. Pfeiffer — Kölliker
" 2. Febr. " — Herrn Dr. Möckel — Pfeiffer
" 9. Febr. " Herrn Dr. Fritzsche " Möckel
" 16. Febr. " Herrn Sam. Rath Dr. Taube " Fritzsche
Ich schreibe [illegible] mit Tz Fritzsche

19. Lo 123


BOSTON MEDICAL LIBRARY
PURCHASED FROM THE INCOME OF THE
SAMUEL WHEELER WYMAN
MEMORIAL FUND

Law Books

19.L.123.
Stachyologie : weitere vermisch1901
Countway Library BDR8770
3 2044 045 477 395

LOUIS PEUKERT
Buchbinderei
Leipzig [illegible] str. 57

STACHYOLOGIE.

WEITERE VERMISCHTE AUFSÄTZE

VON

P. J. MÖBIUS.

LEIPZIG
VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH
1901.

BOSTON MEDICAL
JAN 24 1918
LIBRARY

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Dem Andenken

Fechner's.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Open Knowledge Commons and Harvard Medical School

http://www.archive.org/details/stachyologieweit00mb

Vorwort.

Am 19. April 1901 sind seit der Geburt Fechner's hundert Jahre vergangen. Möge das zweite Jahrhundert ihn besser verstehen lernen als das erste, in das sein irdisches Leben fiel. Bitter genug hat er die Theilnahmlosigkeit und die Undankbarkeit der Zeitgenossen empfinden müssen. Jerusalem steinigt die zu ihr gesandt, und Jerusalem ist überall, auch bei uns. Nur hat sich auf die Dauer das Todtschweigen mehr bewährt als das Steinigen. Ein Beispiel dafür, wie gut verborgen Fechner war, ist das, dass Friedrich Nietzsche, der als Student ein paar Häuser weit von ihm gelebt hat, ihn gar nicht kennen gelernt hat. Und doch wäre es dem armen Nietzsche und vielen anderen recht nöthig gewesen. Fechner wollte vermitteln zwischen den Bedürfnissen des Geistes und denen des Herzens und sein Weg ist der einzige, der gangbar ist. Aber die Gläubigen wandten sich ab, denn sie brauchten den Geist nicht, und die Wissenwollenden wandten sich ab, denn sie brauchten kein Herz. Die Gläubigen sitzen in Abrahams Schoosse, sie mögen sehen, wie sie zurecht kommen. Uns aber, an denen die Flammen des Zweifels und der Sorge zehren, ist in Fechner's Lehre ein kühlender Trunk gegeben. Neuerdings ist man darauf gekommen, Fechner's Psychophysik laut zu rühmen, seine Metaphysik aber mit dem Mantel nachsichtigen Schweigens zu verdecken. Damit aber ist uns nicht gedient, Fechner war wahrlich nicht der Mann dazu, sich mit Physiologie oder gar mit Psychologie zu begnügen, er brauchte die Metaphysik und wir brauchen sie auch. Der Mensch lebt nicht von Realitäten allein, weder von den Realitäten der Politik und anderer Praxis, noch von denen der Physik allein, deshalb steht höher als der Staatsmann und höher als der Mann der Wissenschaft der Seher, dessen Auge über die Realitäten hinausträgt und der uns den Weg zum Unsichtbaren zeigt. Mehr und mehr wird

das Verlangen nach einer Metaphysik wachsen, mehr und mehr werden die, die auf dem Boden der Wissenschaft stehen, erkennen, dass Fechner's Metaphysik die allein mögliche ist. Die Anfänge sind schon da, schon breitet sich die Lehre vom psychophysischen Parallelismus aus, die wir nur ihm verdanken. Langsam, aber siegreich wird Fechner's Einfluss wachsen und schliesslich wird sein Geist die Herrschaft erwerben, die ihm gebührt. —

Wenn ich dem Andenken meines Lehrers die in diesem Buche vereinigten Aufsätze, diese „Aehrenlese" widme, so meine ich nicht, dass sie seiner besonders würdig wären. Ich möchte nur zur Jahrhundertfeier meine Dankbarkeit bezeugen und gebe, was ich gerade habe, ein Schuft aber giebt mehr, als er hat. Alle hier zusammengestellten Arbeiten haben das gemeinsam, dass sie sich an weitere Kreise wenden. Möchte der Kreis der Leser nicht allzu eng sein!

P. J. M.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Drei Gespräche über Metaphysik	1
Drei Gespräche über Religion	31
Psychiatrie und Literaturgeschichte	51
Ueber J. J. Rousseau's Jugend	57
Goethe und W. A. Freund	89
Ueber die Heilung des Orest	97
Ueber das Studium der Talente	103
Ueber die Vererbung künstlerischer Talente	115
Ueber einige Unterschiede der Geschlechter	125
Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes	139
Ueber Entartung	165
Ueber Mässigkeit und Enthaltsamkeit	197

Drei Gespräche über Metaphysik.

BOSTON MEDICAL
JAN 24 1918
LIBRARY

I.

Gustav: Der Teufel hole die Metaphysik!

Theodor: Oho, woher der Zorn?

Gustav: Wie Du weisst, bin ich Hausarzt bei Professor Arens. Dem Manne fehlt gewöhnlich nichts, ich muss ihn aber wegen seiner hypochondrischen Grillen besuchen und dann mit ihm disputiren. So ging es heute wieder. Er meinte, ich könne ihm nichts helfen, die Medicin könne überhaupt nichts helfen, die ganze Medicin sei im Grunde rohe Empirie. Natürlich liess ich mir das nicht gefallen und antwortete ihm, die Medicin sei angewandte Naturwissenschaft, die Naturwissenschaft aber sei die einzige wirkliche Wissenschaft. O weh! Nun öffneten sich die Schleussen philosophischer Beredsamkeit. Phänomenalität und Substantialität, Immanenz und Transcendenz, Realität und Idealität, alles flog mir um den Kopf und der brummt mir jetzt noch von dem metaphysischen Unsinn.

Theodor: Ei nun, es giebt eben verschiedene Arten der Metaphysik.

Gustav: Weiss schon, Du bist auch so einer, der gern nach Wolkenkukuksheim spazieren geht, und ich begreife nur das nicht, dass ein Mann mit soliden Kenntnissen, wie Du, Vergnügen am Spielen mit leeren Begriffen findet, nicht einsieht, dass die ganze Geschichte Zeitverschwendung ist.

Theodor: Mir scheint, Du kämpfest gegen Windmühlen, d. h. der Feind, den Du suchest, ist bei mir nicht zu Hause.

Gustav: Wie so?

Theodor: Wir können uns erst dann verstehen, wenn wir wissen, was wir mit den Worten meinen. Wollen wir nicht erst feststellen, was Metaphysik sei?

Gustav: Das, denke ich, ist doch einfach. Wissenschaft beruht

auf Erfahrung, Metaphysik aber ist ein Gebäude, das auf reinen Begriffen beruht, unabhängig von aller Erfahrung.

Theodor: Durchaus nicht, die Metaphysik, an die ich glaube, beruht auch auf Erfahrung.

Gustav: Das wäre mir eine schöne Metaphysik, wo bliebe da der Unterschied von der Physik?

Theodor: Ich meine so. Die Physik im weiten Sinne des Wortes hat zum Gegenstande die Natur, d. h. die Gesammtheit des sinnlich Wahrnehmbaren. Sie ordnet das Wahrgenommene und sucht die Gesetze der Veränderungen auf. Die neuere Physik geht bekanntlich darauf aus, alles Qualitative auf Grössenbeziehungen zurückzuführen und die Vorgänge der Natur sammt und sonders als Bewegungen aufzufassen. Die ideale Physik ist also Mechanik, d. h. Kenntniss von den Gesetzen der Bewegung und des Gleichgewichtes. Ist irgend ein Vorgang mechanisch begriffen, so ist die Aufgabe der Physik erledigt. Die Metaphysik aber, d. h. das, was nach der Physik kommt, fragt danach, ob die Vorgänge der Natur nicht noch etwas anderes sein möchten, als Bewegungen im Raume, sie will wissen, was hinter der Natur steckt.

Gustav: Halt' ein, Du brichst dir den Hals. Siehst Du denn nicht, dass es ein unsinniges Verlangen ist, das Unwissbare zu wissen? Der Metaphysiker gleicht einem Affen, der ein Bild im Spiegel sieht und nun den Gegenstand hinter dem Spiegel sucht. Die Entwickelung der Wissenschaft ist ein allmähliches Abstossen der metaphysischen Bestrebungen. Erst sahen die Menschen in einer Naturerscheinung das Wirken eines Gottes, dann ersetzten sie den Gott durch eine qualitas occulta, eine Anziehungskraft oder sonst eine geheimnissvolle Kraft, und erst jetzt kommen wir, Gott sei Dank, soweit, nicht nur den Göttern, sondern auch den qualitates occultae den Abschied zu geben. Du aber willst in die alte Finsterniss zurückkehren.

Theodor: Nicht doch. Gerade dadurch, dass die Physik von falscher Metaphysik gesäubert wird, gewinnt die richtige Metaphysik. Spielten die alten Gespenster nicht noch in ungelehrten und auch in gelehrten Köpfen eine grosse Rolle, so wären wir viel weiter. Im Kampfe gegen die alte Metaphysik sind wir ganz einig.

Gustav: Da bin ich denn doch neugierig, worauf Du hinaus willst.

Theodor: Gestatte, dass ich erst noch ein paar Worte über die „alten Gespenster" sage. Es sind dies hauptsächlich die Materie und ihre Kräfte, Worte, bei denen unser gemeinschaftlicher Bekannter, der Professor Holtz seiner Stimme einen salbungsvollen Ton zu geben pflegt.

Gustav: Nanu? Die Materie auch?

Theodor: Gewiss. Man muss nur bei physikalischen Dingen die Physiker fragen, nicht die sogenannten Philosophen. Materie und Kraft sind unentbehrliche Hilfsbegriffe, aber sie sind nicht Entitäten wie die alte Metaphysik meinte und wie der Volksaberglaube heute noch meint. Man mag den Begriff der Materie fassen, wie man will, man kommt nur auf Raum- und Zeitgrössen, zu denen ein x hinzutritt. Sehr wohl kann man sagen, die Materie sei das Bewegliche im Raume. oder auch sie sei das Subject der Bewegung. Messbar aber sind ausschliesslich die Aenderungen des Bewegungzustandes. Die sogenannte Undurchdringlichkeit der Materie ist natürlich auch nur als Hinderung der Bewegung zu fassen. Fasst man die Materie atomistisch, so ist ihre Quantität gleich der Zahl der Atome, alle weiteren Bestimmungen sind durch Lage und Bewegung der Atome gegeben und da diesen andere Eigenschaften nicht beizulegen sind, so ist das Ergebnis dasselbe. Die Mechanik kennt nur den Begriff der Masse, der die Vorstellung irgend welcher Eigenschaften oder auch nur räumlicher Ausdehnung durchaus nicht einschliesst, da nur der Ort im Raume und die Quantität der Bewegung oder Beschleunigung in Betracht kommen. Die Kraft aber ist nichts als das Verhältniss zwischen der Zeit und der Bewegungsgrösse. Sie ist durchaus keine Eigenschaft der Materie, sondern nur ein bequemer Ausdruck für das Gesetz, von dem die Bewegung eines Massensystems abhängt. Zwar sprechen auch heute noch die Physiker von anziehenden und abstossenden Kräften, aber sie sind sich darüber klar, dass das nur eine façon de parler ist, dass alles Thatsächliche im Gesetze der Bewegung begriffen ist.

Gustav: Das ist freilich alles ganz richtig und die Summe der Weisheit ist demnach: halte fest am Gesetz.

Theodor: Ja, das Gesetz allein ist Gegenstand der Wissenschaft und die Physik wäre vollendet, wenn sie alle Gesetze, die das Wahrgenommene beherrschen, erkannt und auf Gesetze der Bewegung zurückgeführt hätte. Willst Du der Metaphysik fluchen, so fluche der Metaphysik in der Physik.

Gustav: Das will ich gern thun, nur weiss ich noch nicht, ob es wirklich eine andere Metaphysik giebt, die ich segnen könnte.

Theodor: Also gut, ich komme auf den geraden Weg zurück. Es ist doch ersichtlich, dass das Material der Physik ausschliesslich unsere Wahrnehmungen sind und dass das Wissen durch deren logische Verarbeitung entsteht. Wir brauchen uns nicht dabei aufzuhalten, dass unseren Wahrnehmungen ein Wirkliches entspricht und dass die

logischen Gesetze auch für dieses Wirkliche gelten, aber darüber kommen wir nicht hinweg, dass wir es immer mit den Wirkungen der Dinge auf uns zu thun haben, und über diese Einseitigkeit führt kein Fortschritt der Physik hinaus.

Gustav: Ja, thut es denn die Metaphysik? Setzt sie nicht nur Phantasmen an die Stelle des x?

Theodor: Die nüchterne Metaphysik, die sich streng auf Schlüsse aus dem Erfahrbaren beschränkt, zeigt wenigstens eine Möglichkeit, wie Du gleich sehen wirst. Stelle dir vor, Du wärest allein in der Welt und wärest ausser Stande, Deinen Körper wahrzunehmen, so wäre es Dir in der That unmöglich, irgend eine Vermuthung metaphysischer Art zu begründen. Es ist möglich, weil wir Unsergleichen haben, weil zu unseren Objecten auch der Mensch gehört. Der erste metaphysische Schluss, den ich mache, ist der, dass Du ein Innenleben habest wie ich, denkst und fühlst wie ich.

Gustav: Solche Schlüsse, alter Freund, habe ich bisher auch gemacht, ohne mich für einen Metaphysiker zu halten.

Theodor: Du hast Dich eben unterschätzt. Im Ernste gesprochen, dieser Schluss, den Alle machen, den auch die Thiere machen, ist in nuce die ganze Metaphysik. Obwohl jede Wahrnehmung des Innenlebens unmöglich ist, wird gewissen Complexen der Wahrnehmung ein solches per analogiam zugeschrieben. Wenn auch beide wesensgleich sind, kann man doch populäre und wissenschaftliche Metaphysik unterscheiden. Jene ist offenbar die älteste und natürlichste Art der Auffassung. Jedes Wesen glaubt in dem auf ihn Einwirkenden Seinesgleichen zu finden, stattet die verschiedenen Wahrnehmungscomplexe mit denselben Eigenschaften aus, die es aus der Beobachtung seiner selbst kennt. Daher ist ursprünglich alles belebt, alles beseelt. Das Wasser will nach unten fliessen, die Blume sehnt sich nach der Sonne, der Rauch drängt sich durch Spalten u. s. f. Bei grösserer Besonnenheit werden die lebendigen Dinge von den leblosen geschieden, werden jene je nach der Aehnlichkeit mit dem Menschen mit einem Innenleben gedacht oder nicht. Im Grunde ist die alte Schulmetaphysik nur die scholastische Verknöcherung der populären Metaphysik, sie schämt sich ihres Ursprungs, vergisst ihn, spottet wohl über den Anthropomorphismus und glaubt nicht an die anthropomorphistische Entstehung ihrer Gebilde. Schon das Wort Kraft ist ein Anthropomorphismus und überall steckt hinter den Naturkräften der Gedanke an unser Wollen.

Gustav: Du gestehst also selbst ein, dass das Analogisiren in die Irre führt, dass wir uns soviel wie möglich der Analogieschlüsse enthalten müssen.

Theodor: Nicht doch. Nur das willkürliche Analogisiren ist vom Uebel. Der rechte Weg ist nicht die Verwerfung der Analogie, sondern ihre Vervollkommnung. Die wahrhaft wissenschaftliche Metaphysik besteht in nichts anderem als in der streng methodischen Benutzung der Analogie bei dem metaphysischen Probleme. Ich schliesse, weil die Menschen mir ähnlich sind, dass in ihnen ähnliches vor sich gehe, wie das, was ich aus meiner inneren Erfahrung kenne. Wäre ein Mensch nach Form und Bewegung mir vollständig gleich, so würde ich auch ein dem meinigen vollständig gleiches Innenleben voraussetzen. In eben dem Maasse aber, wie der andere von mir wahrnehmbar verschieden ist, muss auch sein Innenleben von dem meinigen verschieden sein.

Gustav: Plage Dich doch nicht mit Ausdrücken wie Innenleben, sage ruhig Seele, ich weiss ja, dass die rationelle Psychologie Dir fern liegt, dass das Wort Dir nur zur Bezeichnung der gesammten durch innere Erfahrung bekannt gewordenen Vorgänge dient.

Theodor: Du hast Recht, wir wollen uns das alte gute Wort nicht nehmen lassen. Also, man kann das Analogieprincip so fassen: insoweit, wie die körperlichen oder materiellen Umstände gleich sind, ebensoweit sind die seelischen gleich und in dem Grade, wie jene verschieden sind, sind diese verschieden. Es ist also nicht das Princip mangelhaft, sondern seine Anwendung in metaphysischer Beziehung ist nur deshalb so schwierig, weil uns die seelischen Umstände nur in einem einzigen Falle bekannt sind, in eben diesem Falle aber die materiellen Umstände zum grösseren Theile nur erschlossen werden können.

Gustav: Erkläre das, bitte, etwas näher.

Theodor: Sehen wir von allem Historischen ab, so könnte man von unserem Standpunkte aus etwa folgendermaassen reden. Ich soll das Seelische, das ich ausschliesslich aus meiner inneren Erfahrung kenne, an Bestandtheile der materiellen Welt geknüpft denken, kann aber die materiellen Systeme, mit denen mein Seelisches verknüpft sein mag, auf keine Weise wahrnehmen und bin über die Art der Verknüpfung ganz im Unklaren. Ich kann also nur so verfahren, dass ich mir sage, ich muss mein Seelisches in den Anderen voraussetzen und die Anderen ansehen, als ob sie sich so vorkämen, wie ich mir vorkomme. Es ist ersichtlich, dass schon der erste Schritt ein Sprung ist, und ich wiederhole, dass wir mit dem Glauben an die Seele unserer Mitmenschen schon mitten in der Metaphysik sind, die Physik hinter uns gelassen und das Jenseits der Erfahrung betreten haben.

Gustav: Es klingt wunderlich, aber Du magst schliesslich Recht haben.

Theodor: Man kann auch das Problem so angreifen, dass man sich zunächst die Biologie in idealer Vollendung denkt. Nehmen wir an, der Organismus des Menschen sei uns durchaus bekannt. Wir kennen Beschaffenheit und Verbindung jeder Zelle des Menschen, wir kennen alle Vorgänge darin so genau oder genauer als die Zusammensetzung des Wassers und seine Veränderungen unter bestimmten Bedingungen, wir können jede Kette von Ursachen und Wirkungen verfolgen und wissen jeden Moment, was an einem beliebigen Orte des Körpers vor sich geht. Was ist dann erreicht? Der menschliche Organismus ist für uns das geworden, was heute für uns eine Dampfmaschine ist, denn nie und nimmer kann die wissenschaftliche Betrachtung in ihm etwas anderes finden lassen, als eine höchst complicirte Maschine, die principiell von anderen Maschinen nicht verschieden ist. Der ideale Biolog würde dem Organismus gegenüber stehen wie der Astronom dem Planetensysteme, und wie Laplace vom lieben Gott nichts wissen wollte, weil er diese Hypothese nicht nöthig hatte, so würde der Biolog sagen können, er habe weder eine Seele gefunden, noch die Hypothese einer solchen nöthig. In Wirklichkeit zweifelt der Biolog so wenig wie ein ganz gewöhnlicher Mensch daran, dass es in dem von ihm untersuchten Organismus fühlt und denkt, weil er eben beim besten Willen nicht in der biologischen Beschränktheit stecken bleiben kann, wie Laplace in der astronomischen stecken blieb.

Gustav: Du bist doch ein Schalk und spielst mit Worten. Wir brauchen also nur anzuerkennen, dass ein Theil dessen, was wir Biologie nennen, zu Deiner Metaphysik gehört?

Theodor: Ja und nein. Die Namen sind kein Spiel, sondern bergen eine grosse Kraft. Weil die Biologen nicht wissen, dass sie thatsächlich Metaphysik treiben, so thun sie es nicht in der rechten Weise und nicht genug. Wäre begriffliche Klarheit erreicht, so stäken wir nicht noch in einem Wuste von Aberglauben und brauchten nicht auch von Solchen, die im Uebrigen klar und tüchtig sind, verrücktes Zeug zu hören, sobald die Rede auf die Seelenfrage kommt. Entschuldige übrigens, ich will ruhig und sachlich bleiben. Die Hauptsache also ist die, dass wir am Menschen erkennen: es steckt etwas hinter dem Mechanismus und dieses etwas ist das Seelische. Es kommt nun darauf an, eine genauere Vorstellung von dem Verhältnisse zwischen dem Objectiven, d. h. dem durch Wahrnehmung zu

Erfassenden, und dem Subjectiven, d. h. dem nur der inneren Erfahrung Zugänglichen, zu gewinnen.

Gustav: Das heisst demnach, die alte Frage nach dem Zusammenhange zwischen Leib und Seele muss erörtert werden.

Theodor: Jedoch mit dem Vorbehalte, dass wir nicht, wie die alte Metaphysik es that, Hypostasen bilden, sondern bei den Worten „Leib und Seele" nur an das der Erfahrung Gegebene denken und dass wir den „Leib" nur als einen Spezialfall der Mechanik auffassen. Bekanntlich hat die Beobachtung dahin geführt, nicht den ganzen Leib, wie die naive Auffassung ursprünglich wollte, sondern nur einen kleinen Theil davon zu den innerlich erfahrbaren Vorgängen in Beziehung zu setzen, d. h. wir nehmen an, dass nur bestimmte Theile unserer Gehirnrinde, m. a. W. eine Anzahl von Ganglienzellen, die nahe der Oberfläche des Gehirns liegen, in Betracht kommen. Weder das Herz und die anderen Organe, noch die Sinnesapparate, noch der grösste Theil des Nervensystems haben unmittelbar mit dem Seelischen zu schaffen, sondern ausschliesslich während der Thätigkeit einiger Gehirnzellen ist unser subjectives Leben vorhanden und es erlischt, sobald jene Zellen nicht mehr thätig sind.

Gustav: „Einige Zellen" ist gut, es sollen doch einige Millionen sein.

Theodor: Das ist ganz gleichgiltig, es handelt sich auf jeden Fall um eine beschränkte Zahl, die klein ist gegenüber der Zahl der übrigen Körperzellen.

Gustav: Meinetwegen. Aber ist es sicher, dass ausschliesslich die bezeichneten Ganglienzellen mit ihren Ausläufern die Unterlage des seelischen Lebens bilden?

Theodor: Beweisen lässt es sich m. E. nicht, indessen sprechen doch viele Gründe dafür, wenn unter seelischem Leben nur unser Bewusstsein verstanden wird. Am wichtigsten sind wohl die pathologischen Erfahrungen, die darthun, dass jeder andere Theil zerstört werden kann, ohne dass das seelische Leben leidet, während es jedes Mal leidet, sobald gewisse Bezirke der Gehirnrinde beschädigt werden.

Gustav: Das ist richtig. Zum wenigsten scheint Deine Annahme besser als jede andere mit den Thatsachen übereinzustimmen und auf jeden Fall ist die Vermuthung, dass die Erregung der Sinnesorgane und ihrer Nerven von unserer seelischen Thätigkeit begleitet sei, abzuweisen.

Theodor: Gehen wir weiter. Obwohl wir nicht nur die eigenen Rindenzellen nicht beobachten können, sondern die ausreichende Untersuchung menschlicher Gehirnzellen während ihrer Thätigkeit überhaupt

unmöglich ist, sind wir doch per analogiam im Stande, uns ungefähr ein Bild von der Sache zu machen. Das Unterscheidende kann doch nur darin liegen, dass in den seelenhaften Rindenzellen (wenn ich mich so ausdrücken darf) chemische Umsetzungen vor sich gehen, die ihnen eigen sind. Auf die Bewegungen zwischen und in den kunstvoll zusammengesetzten Eiweiss-Molekülen, aus denen jene Zellen bestehen, kommt es an. Das Leben der Zellen muss eine andere Art der Bewegung sein als die dem Eiweissmolekül nach dem Tode zukommende und bei der lebenden Zelle wieder muss eine Steigerung der Bewegungen dem Zustande des Wachseins entsprechen. In poetischer Redeweise könnte man etwa sagen, es handelt sich nicht etwa um ein einfaches pas de trois, wie beim Wassermolekül, sondern um ein ganzes Ballet, bei dem viele Atomgruppen planmässig den Reigen bilden und durch einander wirbeln.

Gustav: Ei der Tausend!

Theodor: Unterbrich mich nicht, denn jetzt kommt etwas Wichtiges. Das unserem Seelenleben in der materiellen Welt Entsprechende ist also ein besonderer Bewegungzustand. Die Bewegungen aber, um die es sich handelt, sind durchaus nichts prinzipiell Eigenartiges. Das Eiweissmolekül besteht aus denselben Stoffen, die auch sonst unsere Welt bilden, und die Eiweissmoleküle der lebenden seelenhaften Zellen besitzen offenbar eine grössere innere Bewegung als andere Eiweissmoleküle, sind aber doch nicht anderer Art als diese, sondern nur eine Art von Comparativ. Wenn in unserem Falle seelisches Leben durch Bewegung repräsentirt werden kann, so ist nicht einzusehen, warum Bewegung und seelisches Leben nicht überhaupt einander entsprechen sollen. Man muss nur voraussetzen, dass insofern als andere Bewegungen von den Bewegungen in unseren seelenhaften Zellen verschieden sind, ebensoweit das ihnen entsprechende Seeelische von unserem Seelischen verschieden sein werde.

Gustav: Verzeih', aber das verwirrt mich.

Theodor: Glaub's schon und es wird wohl nöthig sein, den Satz von verschiedenen Seiten her zu betrachten. Zunächst wäre daran zu denken: Principia non sunt multiplicanda praeter necessitatem. Die Welt wird uns nur auf zweierlei Weise bekannt: als Bewegungzustand, den wir aus unsern Wahrnehmungen erschliessen, und als seelisches Geschehen durch die innere Erfahrung, tertium non datur. Wir sind also gar nicht berechtigt, ein drittes Princip einzuführen, das doch nur ein Gespenst etwa wie die Substanz Spinozas sein könnte, sind aber genöthigt, jene beiden Principien in Beziehung zu einander zu setzen. Könnten wir die Welt nur von aussen, wie die Physik sie

kennt, so wäre Entsagung das Einzige, wir wären völlig ausser Stande, zu sagen, was denn die Bewegung bedeute, nun aber sehen wir an einer einzigen Stelle hinter die Culissen, wir erfahren, dass in Einem Falle hinter der Bewegung die Seele steckt, durch ein kleines Loch können wir in das Innere der geheimnissvollen Kugel sehen. Hier haben wir die Reihe der innerlich erfahrbaren Vorgänge, Fühlen, Denken, Streben, dort die Reihe der Aenderungen des Bewegungzustandes der Rindenzellen, beide Reihen müssen in irgend einem Verhältnisse zu einander stehen und der einzige Ausweg ist, in beiden Reihen nur Eine, Dasselbe von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet, zu sehen.

Gustav: Kann man es denn nicht auf andere Weise versuchen?

Theodor: Gut, versuchen wir es. Da ist zuerst die populäre Manier, die in der Sprache ausgedrückt wird und die in der Geschichte der Wissenschaften influxus physicus genannt wird, d. h. man nimmt an, dass Bewegungen seelische Vorgänge und diese Bewegungen bewirken können. Man sagt z. B., dass Luftschwingungen Tonempfindungen bewirken, oder dass mein Wille meinen Arm bewege. Wenn ich nun auch fürchte, dass die meisten der theuern Collegen keinen Anstoss an einer solchen Denkweise nehmen, so genügt doch ein wenig Nachdenken, um sie als widersinnig zu erweisen. Man braucht nur dem Wege der Erregung zu folgen. Nehmen wir an, ich erhebe in Folge eines Rufes die Hand. Die Luftschwingungen wirken auf den nervösen Apparat der Schnecke, die Erregung pflanzt sich durch den Hörnerven auf das Schläfenhirn fort, gelangt von da zur aufsteigenden Centralwindung und mittels der Pyramidenbahn zu den Vorderhornzellen des Halsmarkes und schliesslich zu den Muskeln des Armes. Die Kette kann nirgends unterbrochen werden, ohne dass unser wissenschaftliches Denken zerbricht. Würde Arbeit geleistet, ohne dass Geschwindigkeit verbraucht würde, durch Eingreifen eines deus ex machina, den z. B. der Wille repräsentirte, so wäre es aus mit der Erhaltung der Energie.

Gustav: Ja ja, wenn einer an den influxus physicus glaubt, dann kann er auch sagen, dass blau gut schmecke.

Theodor: Nun kann man weiter annehmen, die seelischen Vorgänge liefen neben manchen Bewegungen her, ohne dass ein ursächliches Band bestände. Um den Unsinn zu verdecken, sprechen Manche von „Begleiterscheinungen“. In unserem Beispiele würde die nervöse Erregung von den Zellen des Schläfenlappens bis zu denen der Centralwindung von seelischen Veränderungen begleitet sein. Diese Einrichtung wäre nicht nur unbegreiflich, sondern auch vollständig überflüssig, denn natürlich würde der mechanische Vorgang ganz unab-

hängig von den wunderlichen Begleiterscheinungen sein und gerade so ablaufen, auch wenn sie nicht existirten. Dass wir etwas thun, das wäre bei dieser Auffassung natürlich eine lächerliche Einbildung. Wir glichen dann Verrückten, die durch ihren Willen den Lauf der Sterne zu ändern glauben. Denn selbstverständlich setzt die hier besprochene Ansicht voraus, dass die mechanischen Vorgänge das Ansichseiende darstellen, oder doch ein Abbild des unbekannten Dinges an sich.

Gustav: Ich will ehrlich sein und eingestehen, dass ich noch nie genau genug über diese Dinge nachgedacht habe. Jetzt sehe ich ein, dass die zweite Manier noch schlimmer ist als der influxus physicus, aber sollte sie sich wegen ihrer Absurdität nicht gerade für manche gelehrte Kreise eignen?

Theodor: Das mag schon sein, indessen lassen wir die Todten ihre Todten begraben. Wir nehmen also an, dass die seelische Thätigkeit und die Bewegung dasselbe seien, dass wir Seele für uns selbst, Bewegung für andere seien. Dieser Satz, den wir in klarer Fassung unserem grossen Lehrer Fechner verdanken, ist sozusagen die Essenz der Metaphysik. Es ist beachtenswerth, dass auch ältere Meister ihn, wenn auch in missverständlicher Form, ergriffen haben. Offenbar ist Spinozas Lehre von den beiden Attributen der Substanz, der Ausdehnung und dem Denken, eine Ahnung der Wahrheit und noch näher ist der letzteren Schopenhauer gekommen durch die Lehre, die Welt sei Wille und Vorstellung. Wenn wir das nächste Mal bei einander sind, wollen wir sehen, was sich weiter sagen lässt.

Gustav: Gerne, denn ich merke schon, dass ich mich doch zur Metaphysik bekehren muss.

II.

Gustav: Also, da wären wir wieder. Führe mich, Theurer, weiter in das neue Land hinein.

Theodor: Das letzte Mal sind wir etwas stürmisch vorgegangen und haben uns der Festung mittels eines Handstreiches bemächtigt. Nun ist noch einiges nachzuholen. Die Seelen der Menschen könnte nur ein Anhänger des „Solipsismus“ bezweifeln, die Seelen der Thiere hat aber bekanntlich Descartes geleugnet. Wenn es auch heute noch Gelehrte mit cartesianischen Neigungen giebt, so sind sie doch relativ bescheiden und streiten nur den sogenannten unteren Thieren das Bewusstsein ab. Im Allgemeinen jedoch erkennt die allgemeine Meinung die Thierseelen an, d. h. man glaubt, dass an die Gehirne der Thiere

ähnliche innere Vorgänge gebunden seien wie an das Menschengehirn. Geht man freilich auf das Genauere ein, so wird wohl wenig Uebereinstimmung und Klarheit zu finden sein. In der Hauptsache wird man wohl der Regel folgen, dass, je ähnlicher die Reactionen der Thiere denen der Menschen sind, um so ähnlicher auch ihre seelischen Vorgänge seien. Es ist aber ersichtlich, dass diese Regel nicht sehr weit reicht und dass sie leicht zu Täuschungen führen kann.

Gustav: Ich erinnere mich, von Physiologen gehört zu haben, dass sie Anpassung der Antwortbewegungen an den abgeänderten Reiz als Zeichen seelischer Vorgänge ansehen. Antwortet ein Thier immer in derselben Weise, so soll man auf einen Reflex, d. h. einen bewusstlosen Vorgang schliessen, vermag es zu lernen, so soll man auf Bewusstsein schliessen.

Theodor: Es ist gut, dass Du mich an ein solches Beispiel von Physiologen-Metaphysik erinnerst. Es zeigt, wie unzulänglich solche auf dem Boden volksthümlicher Vorstellungen ruhende Bestrebungen sind. Giebt es überhaupt lebende Maschinen ohne Bewusstsein, so ist nicht einzusehen, warum sie nicht so kunstreich gebaut sein sollten, dass sie einer „Selbststeuerung" fähig sind, die wir, von anthropomorphistischen Vorstellungen besessen, für ein Lernen halten.

Gustav: Da wäre Dir der alte Descartes wohl noch lieber?

Theodor: Wenigstens liess er sich nicht mit Halbheiten ein. Meine Meinung ist die, dass die populäre materialistisch-spiritualistische Auffassung überhaupt keinen tauglichen Anhalt giebt. Lässt man in einer todten Natur nur ein paar beseelte Menschen und Thiere herumlaufen, so ist es ziemlich gleichgiltig, wo die Beseelung abbricht. Der eine wird die Würmer für blosse Maschinen halten, der andere wird den Würmern noch einen Rest von Bewusstsein schenken, wird aber das noch tieferstehende Viehzeug für Reflexapparate halten, was kommt darauf an? Die Art von Biologen, die wir hier meinen, lässt ja das Lebendige aus dem Todten erstehen, warum soll sie das Beseelte nicht aus dem Seelenlosen herauswachsen lassen? Wenn das Nervensystem eine gewisse Entwickelung erreicht hat, dann fängt das Gehirn sozusagen an, zu phosphoresciren, d. h. unbegreiflicher und unnützer Weise stellen sich die närrischen Begleiterscheinungen ein, die als seelisch oder als Analoga des Seelischen zu bezeichnen sind.

Gustav: Du bist bitter und früher hätte ich Dich nicht verstanden. Nach unserem neulichen Gespräche aber muss ich Dir Recht geben. Unser landläufiges Denken läuft wirklich auf rechten Unsinn hinaus.

Theodor: Lassen wir also die Meinungen des Tages auf sich beruhen. Meines Erachtens ist es unvernünftig, irgend einem lebenden

Wesen die Seele abzusprechen. Zugleich aber muss man darauf verzichten, sich vom inneren Zustande der Wesen, die von uns wesentlich verschieden sind, eine deutliche Vorstellung zu machen. Wir können nur versuchen, das begrifflich zu fixiren, was jedem Individuum zukommen muss.

Gustav: Und welche Erfordernisse möchten das sein?

Theodor: Wir können von seelischen Dingen nur in Bildern sprechen. So möchte ich mir den Ausdruck erlauben, dass jedes Innenleben centrirt sein müsse, denn es scheint mir wesentlich zu sein, dass alles seelische Geschehen zu einem Mittelpunkte hin und von einem Mittelpunkte aus geht. Wir nennen unsern Mittelpunkt Ich und somit könnte man auch sagen, dass jedes Wesen sein Ich haben müsse, sofern man nur nicht Gedanken an Reflexion und „Selbstbewusstsein" einmischt. Zweitens muss jedes seelische Geschehen nach einem Schema ablaufen, das ich der Kürze halber das Reflexschema oder das seelische Radical nenne. Man kann sich das Radical versinnlichen als Winkel, dessen aufsteigender Schenkel Empfindung, dessen Scheitel Lust oder Unlust, dessen absteigender Schenkel Handlung oder Reaction heisst. Man kann sich auch so ausdrücken: In jedem Individuum entsteht nach Einwirkung eines fremden Willens Lust oder Unlust und damit Bethätigung des eigenen Willens im bejahenden oder verneinenden Sinne. Drittens muss jedes seelische Geschehen unter den logischen Gesetzen stehen, eine Forderung, die ich wohl nicht näher zu begründen brauche.

Gustav: Wenn jedes seelische Geschehen ein Reflex ist, hat dann auch jeder Reflex seine seelische Seite?

Theodor: Natürlich, nur braucht nicht jedesmal das Bewusstsein des Individuum betheiligt zu sein. Vielleicht hilft uns ein Gleichniss, das in der Physiologie üblich ist. Man ist gewohnt, die zusammengesetzten Organismen Zellenstaaten zu nennen. Ist der Organismus ein Staat, so ist das Ich der König. Je kleiner der Staat ist, um so mehr erfährt der König, je grösser er ist, um so mehr geht vor sich, ohne dass es vor den König gebracht wird. In einfachen Verhältnissen weiss der Herr von Allem, in grösseren Gemeinwesen entwickelt sich die Pyramide der Behörden, die dem Herrn einen grossen Theil der Funktionen abnehmen. Im höher entwickelten Organismus wird nicht nur der Reflexbogen reicher und reicher gegliedert sein, sodass zwischen Empfindung und Handlung eine Reihe von Willensakten eingeschoben ist, sondern es werden auch mehr und mehr Vorgänge dem Individualbewusstsein unbewusst bleiben.

Gustav: Da ich mich neulich schon ein wenig mit Deinen Gedanken

vertraut gemacht habe, glaube ich Dich zu verstehen, Manchem aber dürfte der Rede Sinn dunkel sein.

Theodor: Du hast ganz Recht, aber warte nur etwas, dann wird das Frühere vom Späteren Licht erhalten. Jetzt will ich nur betonen, dass Reflex und seelischer Vorgang einander nicht nur nicht ausschliessen, sondern im Grunde dasselbe sind, dass es nur auf die Umstände ankommt, ob ein Reflex im Oberbewusstsein vertreten ist. Bei einfachen Wesen, deren ganzes Leben aus einer Reihe von Reflexen im engeren Sinne des Wortes besteht, müssen diese nothwendig bewusst sein, da es hier noch nicht zu einer Abtrennung der unteren Behörden gekommen ist.

Gustav: Wir nehmen also, wenn ich es recht verstanden habe, an, dass Eigenbewusstsein an Selbständigkeit geknüpft sei, dass jedes selbständige Wesen irgend eine Art von Bewusstsein haben müsse und dass jedem Bewusstsein die drei von Dir genannten Merkmale zukommen. Nicht wahr?

Theodor: Gewiss.

Gustav: Nun kommen wir in der Thierreihe herabsteigend zu den Einzelligen. Von ihnen gilt natürlich das Gesagte auch. Hat aber ein einzelliges Wesen ein Innenleben, wie steht es dann mit den Mehrzelligen? Die Zelle, die mit anderen Zellen in einen Verband eingeht, verliert doch nicht ganz ihre Selbständigkeit, verliert sich ihr Innenleben in dem des Verbandes?

Theodor: Vortrefflich! Dahin wollte ich gerade. Es führt uns das zum Stufenbau der Welt. Von aussen betrachtet ist die Zelle der Elementarorganismus oder der Baustein der organischen Welt. Durch Zusammenfügung gleichartiger Zellen entstehen relativ einfache Organismen, rasch aber wächst die Mannigfaltigkeit und die höheren Organismen erscheinen als sehr verwickelte Systeme verschiedenartiger Zellen. Trotz aller Mannigfaltigkeit aber ist der Organismus Einer und in den höheren Organismen herrscht eine straffere Centralisation als in irgend einem menschlichen Staate. Nun finden wir in uns die centrirte Seele und müssen nach deren Verhältnisse zu der Mannigfaltigkeit des Organismus fragen. Im Menschen liegt die Sache so, dass eine Anzahl von Ganglienzellen, die einander mit ihren Ausläufern berühren und die im anatomischen Sinne durchaus kein Centrum haben, vielmehr symmetrische Gruppen bilden, den sichtbaren Repräsentanten des seelischen Geschehens darstellt. Entsteht unsere Seele durch Verschmelzung der Ganglienzellen-Seelen? Jeder fühlt die Absurdität einer solchen Vorstellung. Ueberdem wäre eine solche Verschmelzung nur möglich, wenn die Zellen selbst verschmölzen. Wir kennen ja

eine Zellenverschmelzung mit dem entsprechenden Ergebnisse, die Befruchtung. Die Entstehung einer höheren Individualität auf Grund eines Systemes untergeordneter Individualitäten können wir uns nur so denken, dass wir jene als durch die Bewegungen zwischen den Gliedern des Systems repräsentirt ansehen. Eine Ganglienzelle kann natürlich nichts repräsentiren als sich selbst, haben wir aber zwei oder überhaupt ein System von Zellen, so ist etwas Neues mit den von einer Zelle auf die anderen übergreifenden Bewegungen gegeben. Ueberhaupt muss jedwede seelische Einheit zu einer physikalischen Mannigfaltigkeit in Beziehung gesetzt werden, da eine Bewegung mindestens zwei Bewegte voraussetzt. Treten verschiedene Systeme in Beziehung zu einander, so wird der neue Bewegungzustand zu unterscheiden sein von den Bewegungzuständen innerhalb der einzelnen Systeme und, wenn Gründe zur Annahme einer übergeordneten seelischen Einheit vorliegen, so wird sie an jenen zu knüpfen sein, ohne dass ein Mittelpunkt im physikalischen Sinne gesucht werden müsste.

Gustav: Der Gegenstand ist recht schwierig, aber das ist freilich richtig, dass die Betrachtung des Gehirns keinen Mittelpunkt erkennen lässt und dass die Ich-Natur der Seele nicht aus der körperlichen Mannigfaltigkeit erschlossen werden könnte. Dass unser einheitliches und monarchisches Ich an ein System von mehr oder weniger selbständigen Organismen geknüpft ist, müssen auch die zugeben, die diesen Organismen eine eigene Innerlichkeit abstreiten möchten.

Theodor: Im Menschen liegt die Sache so, dass wir aus der inneren Erfahrung die Gesammtseele, wenn ich so sagen darf, kennen, aus der wissenschaftlichen Beobachtung die physikalischen Einheiten, deren System der physikalische Repräsentant jener ist. Ob diese Einheiten, d. h. die Gehirnzellen, ein selbständiges inneres Leben haben, sagen wir Unterseelen, das ist eine Frage, die nur auf Grund weitergreifender Betrachtungen mit einigem Rechte beantwortet werden kann. Ich könnte Dir einen Fall nennen, aus dem Belehrung zu schöpfen wäre.

Gustav: Das wäre!?

Theodor: Nimm an, wir verhielten uns zu einem grösseren Organismus, wie sich unsere Gehirnzellen zu uns verhalten, so würden wir die physikalischen Verhältnisse eben so gut beurtheilen können, wie im Menschen-Falle, und würden über die Unterseelen durch unsere innere Erfahrung sicher sein. Dagegen würden wir in diesem neuen Falle die Gesammtseele nur erschliessen können und ihre Existenz würde bestritten werden können.

Gustav: Ja, wenn es einen solchen Fall gäbe! Dann freilich würden beide Reihen einander ergänzen.

Theodor: Es giebt ihn, denn wir sind Organe der Erde.

Gustav: Du scherzest, wie wäre es möglich, die Erde als lebendiges Wesen zu betrachten?

Theodor: Ueberlege doch! Was verlangen wir von einem Organismus? Dass er eine abgegrenzte Gestalt und eigene Bewegung, Stoffwechsel und Entwickelung habe. Nicht? Nun ist die Erde eine gegen ihr System abgeschlossene Gestalt wie wir, sie hat ihre eigene Bewegung, unser Stoffwechsel ist nur ein Theil des ihrigen und ihre Entwickelung lässt sich doch nicht bestreiten. Unsere Gestalt macht uns geeignet, uns auf der festen Oberfläche der Erde zu bewegen, ihre Gestalt passt zu der Aufgabe, im Weltraume zu fliegen. Ihre Bewegung ist streng gesetzmässig, aber ist es die unsere nicht? Wir müssen hin und herlaufen, um Nahrung u. s. w. zu finden. Die Erde erreicht durch ihre regelmässige Bewegung auch, was zu ihrem Leben nöthig ist, denn ihre Nahrung sind die Sonnenstrahlen. Im Grunde ist ja auch unsere Energie verwandelte Sonnenstrahlung. Wie wir vor der Geburt und nach der Geburt durch manche Wandlungen gehen, so hat offenbar auch das irdische Reich sich nach festen Gesetzen, denen der Erdembryologie, entwickelt. Wir haben ja beide die darwinistische Bewegung durchlebt. Jetzt ist die Mehrheit der Denkenden zu der Einsicht gekommen, dass der Gedanke der stetigen Entwickelung festzuhalten ist, aber man beginnt zu begreifen dass der Fehler, ja die Verruchtheit des Darwinismus darin bestand, diese Entwickelung als ein Spiel des Zufalls aufzufassen. Ich sehe in der That nicht ein, wie man die Erde anders als einen principiell dem unseren analogen Organismus auffassen kann.

Gustav: Wir wären also dann die Ganglienzellen der Erde?

Theodor: Freilich. Zwar sind wir beweglicher als unsere Gehirnzellen, aber wir haben in uns auch Wanderzellen, die jenen verwandt sind, und überdem stehen doch thatsächlich die Menschen ebenso mit einander in Zusammenhang wie unsere Gehirnzellen. Kann sich in uns an einen Complex von Zellen ein einheitliches Bewusstsein knüpfen, so ist es auch bei der Menschheit und den übrigen Organismen der Erde möglich, nur dass hier Zellenstaaten den Complex zusammensetzen. Freilich ist festzuhalten, dass ebenso, wie die äusseren Zustände verschieden sind, auch die inneren verschieden sein müssen und dass wir uns hüten müssen, die letzteren als verständlich anzusehen.

Gustav: Aber bedenke doch die Kriege unter den Menschen und Aehnliches, denke an die willkürliche Verwendung der irdischen Stoffe durch die Menschen, die ihre Häuser und Eisenbahnen bauen und sich überhaupt nicht als Organe, sondern als Herren der Erde benehmen.

Theodor: Kriege und andere Abweichungen vom normalen Verlaufe sind als pathologisch anzusehen. Auch in uns gehen bei Entzündungen Massen von Zellen zu Grunde, auch wir sind Verletzungen ausgesetzt. Die Arbeit der Menschen aber an der Erde kann auch als Arbeit der Erde selbst angesehen werden, bei denen sie uns benutzt: wir glauben zu schieben und werden selbst geschoben.

Gustav: Wunderlich, höchst wunderlich!

Theodor: Sehr fremdartig, denn fremd der allgemeinen Denkart ist wahrlich die Lehre von der lebendigen Erde, da doch Alle sich verschworen haben, das Lebendige aus dem Todten und das Bewusste aus dem Bewusstlosen hervorgehen zu lassen. Aber: si omnes patres sic, nos tamen non sic. Will jemand die Entwickelung des irdischen Reiches verstehen, so muss er sie eben als gesetzmässige Entfaltung eines Organismus auffassen, es giebt keinen anderen Weg. Wie man die Ontogenesis durch die Phylogenesis erläutern mag, so muss man umgekehrt diese auf jene beziehen, denn die Entstehung der Arten ist nur ein Abschnitt aus der Ontogenesis der Erde.

Gustav: Wenn die Erde ein lebendes Wesen ist, so muss sie doch auch Eltern haben.

Theodor: Natürlich, sie ist doch auch Produkt und Glied eines grösseren organischen Reiches, des Sonnensystems, und steht zu diesem in einem analogen Verhältnisse wie ihre Geschöpfe zu ihr.

Gustav: Demnach würde man auch von einer Seele des Sonnen- oder Planetensystems zu reden haben?

Theodor: Entspricht dieses nicht erst recht dem Begriffe eines Organismus?

Gustav: Dabei schwindelt einem, indessen ist wohl so viel richtig, dass man im Planetensysteme das Bild eines organischen Moleküls sehen kann, da wir diesem doch eine Anzahl um einen Mittelpunkt schwingender Theilchen zuschreiben müssen.

Theodor: Damit erinnerst Du mich daran, dass wir aus dem Grossen ins Kleine zurückkehren müssen. Wir hatten die Reihe: Zelle, Zellenstaat, Erde, Sonnensystem verfolgt, es ist aber natürlich zu bedenken, dass auch der Elementarorganismus nichts Einfaches ist, dass auch er schon eine Combination kunstvoller Systeme darstellt. Offenbar ist das Molekül die letzte Einheit, bis zu der wir hinabsteigen müssen.

Gustav: D. h., Du willst sagen, dass auch das Molekül einen seelischen Repräsentanten haben müsse? Wie soll man sich das vorstellen?

Theodor: Vorstellen kann man es sich meines Erachtens gar nicht, aber begrifflich sind wir zur Annahme einer Molekülseele genöthigt, da wir doch den Bewegungzustand eines Systems als Ausdruck

seelischer Einheit gefasst haben. Auch führt die generatio aequivoca darauf.

Gustav: Glaubst Du denn an diese?

Theodor: Im alten Sinne des Wortes natürlich nicht. Man meinte früher, es könnten aus dem Unorganischen, wie wir es kennen, lebendige Wesen entstehen, z. B. Infusorien im Heuaufgusse. Diese Vorstellung gab man auf und setzte an ihre Stelle die Behauptung, jetzt sei dergleichen nicht mehr möglich, aber in alter Zeit sei irgend einmal die Sache geglückt, seien Zellen aus dem Unorganischen entstanden. In dieser Form ist die neue Lehre gerade so unsinnig wie die alte, denn die Zeit kann an den Naturgesetzen nichts ändern. In Wahrheit können wir uns die Sache nur so denken, dass in den Urzeiten das irdische Reich sich in Organisches und Unorganisches gespalten habe und dass bei diesem Processe das Unorganische als caput mortuum ausgefallen sei. Immerhin ist doch an dem gemeinsamen Ursprunge festzuhalten, daran, dass eine principielle Verschiedenheit nicht bestehe. Auch die chemische Betrachtung fusst darauf, dass das Organische in derselben Weise zusammengesetzt sei wie das Unorganische, dass nur dort die Moleküle grösser und die Bewegungen ihrer Theilchen complicirter seien. Wäre es anders, so wäre das Wachsthum der Individuen ganz unverständlich. Soweit unsere Erfahrung reicht, entsteht die Zelle aus anderen Zellen, aber sie muss, indem dass sie wächst, unorganische Moleküle in organische verwandeln oder diese aus jenen zusammensetzen. Umgekehrt geht es leichter, denn ein verhältnissmässig geringer Anstoss sprengt die organischen Moleküle und lässt sie in unorganische zerfallen. Auch im lebenden zusammengesetzten Organismus wird nicht nur als Excret fortwährend Unorganisches ausgeschieden, sondern es werden auch unorganische Körperbestandtheile gebildet, innere und äussere Schutzdecken, Knochen, Flüssigkeiten.

Gustav: Wenn ich Dich recht verstehe, nimmst Du an, dass die Moleküle nur gradweise verschieden seien, aber die Grenze zwischen dem Lebendigen und dem Leblosen ist doch ganz scharf.

Theodor: Gewiss, indessen ist doch nicht zu verkennen, dass Sauerstoff, Wasser, Harnstoff, Eiweiss eine aufsteigende Reihe darstellen und dass das lebende Eiweissmolekül vom todten sich nur dadurch unterscheiden kann, dass grössere Bewegungen in ihm stattfinden.

Gustav: Ich sehe wohl, dass da kein Widerstreiten hilft. Ist alles nur Bewegung, so giebt es natürlich nur ein mehr oder weniger.

Theodor: Doch ist das Streben der Physik, alle natürlichen Vorgänge einheitlich aufzufassen, nicht willkürlich, je weiter unsere Er-

fahrungen reichen, um so mehr bestärken sie jenes Streben. Ist aber die einheitliche Auffassung der Physik berechtigt, so muss es auch gestattet sein, die an einer Stelle der physikalischen Erscheinung coordinirte Reihe in einheitlichem Zusammenhange zu denken, obwohl wir sie nicht in dem Sinne verfolgen können wie die Reihe der physikalischen Veränderungen.

Gustav: Das hast Du gethan, indem Du vom Menschen zu den Himmelskörpern auf- und zu dem Molekül abstiegst, aber wenn ich diese Gedanken zusammenfasse, so stehen auf der seelischen Seite lauter abgeschlossene Individualitäten und es fehlt der Zusammenhang, der den durch das Ganze ziehenden Schwingungen der Körperwelt entspräche. Die Sache stellt sich doch so dar, dass die Zelle ein System von Molekülen ist, ihr innerliches Wesen aber dem der Moleküle selbständig gegenüber steht, dass in ähnlicher Weise in den zusammengesetzten Organismen Systeme von Zellen innerlichen Einheiten entsprechen, derart, dass ein so complicirter Organismus wie der des Menschen eine ganze Hierarchie von Systemen bildet und auch im seelischen Reiche das obere Bewusstsein über Einheiten niederer und höherer Ordnung gesetzt ist, zu ihnen sich verhält wie der König zu dem System der Behörden. Wir wissen, dass wir in unserem Bewusstsein eingesperrt sind, und müssen deshalb auch über und unter uns Sperrgrenzen voraussehen, im Ganzen ein Schachtelsystem erblicken.

Theodor: Jetzt, Freund, sehe ich, dass Du mir gefolgt bist, denn Deine Bemerkung weist mit Recht auf das noch Fehlende hin. Bedenke zunächst, dass die Thatsache unserer Unterredung zeigt, die Absperrung sei nicht vollständig. Wir könnten nicht mit einander sprechen, wenn wir zwei Leben wären und zwischen uns der Tod, dass wir es können, zeigt, dass wir nur Theile Eines Lebens sind. Hier und dort unsere Gehirne, zwischen uns Luftschwingungen und Schwingungen von Nerventheilchen, wie könnten die Luftschwingungen Seelisches vermitteln, wenn sie nicht selbst ein Seelisches anzeigten, und wie könnte an die uns todt dünkenden Gasmoleküle ein seelischer Vorgang geknüpft sein, wenn sie nicht einem lebendem Systeme angehörten? Wir können von diesen Dingen nicht anders als in Bildern reden und so mögen wir uns die hinter dem Physikalischen steckende Wirklichkeit als ein fluthendes Geistesmeer vorstellen, auf dem kleinere und grössere Wellenberge die Individualitäten darstellen. Man kann auch so sagen: Wir gleichen Leuten, die im Centrum einer Halbkugel stehen und den Blick nur hinein, nicht nach hinten wenden können, so entsteht uns die Vorstellung, wir seien in einer Kugel eingeschlossen, während doch hinter uns die offene Weite liegt. Was

wir unsere Seele nennen, das ist für einen Anderen ein System von Ganglienzellen: was uns als selbständiges und abgeschlossenes Ich erscheint, das muss nicht für einen Anderen, sondern für Den, in dem wir sind, ganz anders erscheinen. Auch mag das Leben einem Baume verglichen sein. Obwohl er aus verschiedenartigen Theilen, als Wurzeln, Holz und Rinde, Blättern, Blüthen besteht und bei näherem Hinsehen aus lauter einzelnen Zellen zusammengesetzt ist, ist er doch Einer, dieselbe Nährflüssigkeit dringt durch alle Theile und, ohne dass ein Centrum da wäre, wächst und wandelt sich alles in Beziehung zu einander. Und wieder mögen wir das Bild des allgemeinen Lebens in Wanderzelle sehen: wie diese je nach Bedürfniss dahin und dorthin einer Fortsätze, Pseudopodien, ausschickt und sie dann wieder einzieht, so treibt das Leben die Individualitäten hervor, die auch nur Pseudoselbständigkeiten sind.

Gustav: Kurz gesagt, die ganze Welt ist Ein lebendes Wesen.

Theodor: Von der physikalischen Seite her wird niemand an der Einheitlichkeit des Ganzen zweifeln, da wir doch fest glauben, dass dieselben Gesetze überall herrschen. Die Lebendigkeit des Ganzen versteht sich eigentlich auch von selbst, da doch im physikalischen Sinne Leben und Bewegung dasselbe sein müssen und, wenn im engeren Sinne des Wortes das Leben nur an bestimmte Formen der Bewegungen geknüpft wird, doch klar bleibt, dass diese Bewegungen nicht principiell von den anderen Bewegungen verschieden sein können. Todt kann etwas nur beziehungsweise genannt werden, insofern nämlich in ihm die Bewegung eine gewisse Einförmigkeit und Beschränktheit erreicht hat. Immer finden wir das Todte nur als Bestandtheil eines lebendigen Systems und alle höheren Systeme enthalten das Todte zwischen dem Lebendigen. Jede Zelle scheidet fortwährend Bestandtheile aus und man kann sagen: todt ist das, was innerhalb eines höheren Systems auf der Molekülstufe steht, ohne activer Bestandtheil einer Zelle zu sein. Nun liegt es ja sehr nahe, der physikalischen Welt eine seelische Innenseite zu geben, Leben und seelisches Geschehen zu identificiren, und immer sind philosophische Köpfe zu solchen Gedanken gekommen. Aber um derartige allgemeine Auffassungen handelt es sich jetzt nicht. Um das Verhältniss des seelischen Weltwesens zu den von uns fassbaren Individualitäten handelt es sich, darum, dass jenes weder neben diesen noch mit ihnen identisch gedacht werden kann. Wollte man den Ausdruck Weltseele brauchen, so könnte die Meinung entstehen, sie verhalte sich zur Welt wie des Menschen Seele zum Menschen. So aber ist es nicht gemeint. Vielmehr ist das seelische Weltwesen das Gegenstück zur Materie.

Wir hatten diese definirt als grammatikalisches Subject der Bewegung. Ist nun die Bewegung nur das seelische Geschehen wie es von aussen, von einem Anderen aufgefasst wird, so kann man auch von der sich selbst erscheinenden Materie reden. Vielleicht wäre die Bezeichnung „allgemeines Bewusstsein" am tauglichsten, wenn man dann nur nicht versuchen wollte, sich ein Bild des Unfassbaren zu machen.

Gustav: Wäre es nicht richtiger, dann von „dem Unbewussten" zu reden, denn offenbar hat Dein Begriff ähnliche Bestimmungen wie der, den E. v. Hartmann als den des Unbewussten lehrte.

Theodor: Ich glaube nicht. Die Negation sagt, dass etwas fehle, was das Bewusstsein hat. Aber in dem seelischen Weltwesen ist nicht nur unser und aller Individuen Bewusstsein eingeschlossen, sondern es muss selbst als sonnenhell und überbewusst, wenn man so sagen darf, gedacht werden. Wie könnte Bewusstsein anders entstehen als aus Bewusstsein? Ueberdem, meine ich, muss man den Begriff einer unbewussten Vorstellung, den Leibniz eingeführt hat, für unvollziehbar ansehen. Eine unbewusste Vorstellung ist für uns gar keine Vorstellung. Rechtmässig kann der Ausdruck nur anzeigen, dass da, wo die Grenze unseres Bewusstseins ist, das seelische Geschehen nicht aufhört, aber das für uns Unbewusste muss doch in das allgemeine Bewusstsein fallen. Die Welle des Oceans ist Welle auch ausserhalb unseres Gesichtsfeldes, das immer nur ein Bruchstück umfasst. So fluthet das seelische Leben in ununterbrochenem Zusammenhange, wenn auch das Lichtlein, das wir unser Bewusstsein nennen, nur einen kleinen Kreis bescheint. Und wie jedes irdische Licht nur geborgtes Sonnenlicht ist, so stammt unser Bewusstsein aus dem Fond des allgemeinen Bewusstseins. Diese Gleichnisse hinken wie alle Gleichnisse, aber wie soll man angemessen von Beziehungen sprechen, zu denen uns zwar unser Denken drängt, für die aber jeder Ausdruck fehlt?

Gustav: Wir sind, mit Goethe zu reden, zu „den Müttern" hinabgestiegen, da mag einem wohl der Athem ausgehen.

Theodor: Und doch muss der Weg betreten werden, sollen wir nicht verschmachten.

III.

Gustav: Also heute wollen wir wieder Metaphysik treiben.

Theodor: Eigentlich sind wir schon fertig, denn alle wesentlichen Folgerungen des Principes sind gezogen. Es bleibt nur übrig, zu fragen, was damit gewonnen sei.

Gustav: Sollten sich nicht begründete Einwürfe finden lassen? Die Thatsache, dass die Metaphysik Deines Lehrers noch so wenig

Freunde gefunden hat, deutet doch an, dass es schwer ist, sie anzunehmen.

Theodor: Wenn ich nicht gänzlich irre, kann man mit Fug und Recht nur noch den skeptischen Standpunkt einnehmen. D. h. man kann sagen: wir erkennen zwar den physikalischen Zusammenhang einerseits, die Veränderungen unseres Bewusstseins andererseits, wir sehen uns auch genöthigt, irgendwelche gesetzmässige Beziehungen zwischen beiden Reihen vorauszusetzen, aber weiter können wir nicht gehen und was das Physikalische an sich sei, das bleibt gänzlich unerfindlich. Wer Lust hat und es aushält, der mag diese unbehagliche Stellung festhalten, herausdrängen kann man ihn nicht. Wer aber dem Satze zustimmt, dass die Vorgänge in unserem Bewusstsein von aussen gesehen, physikalisch, d. h. in der Wahrnehmung Bewegung seien, der ist auch genöthigt, weitere Zugeständnisse zu machen, denn andernfalls müsste er annehmen, dass er selbst von der übrigen Natur principiell verschieden sei.

Gustav: Da haben wir aber doch die Dualisten, die der Materie eine Seelensubstanz entgegensetzen, die Monadologen und andere Leute?

Theodor: Von allen diesen Leuten haben wir uns losgemacht dadurch, dass wir, wie Du Dich wohl erinnerst, von Anfang an der alten Metaphysik den Krieg erklärten, dadurch, dass wir uns von vornherein fest auf den Boden der Erfahrung stellten. Die Erfahrung aber enthält nichts, gar nichts als Bewegung und seelisches Geschehen. Wer mit diesen beiden Bausteinen nicht auskommt, mit dem haben wir nichts zu schaffen. Principien, die in der Erfahrung nicht gefunden werden, können nur aus der Phantasie stammen, wir dürfen daher die Anhänger der alten Metaphysik als Phantastiker bezeichnen. Wir haben also ausser uns die Skeptiker und Phantastiker.

Gustav: Du vergisst die Majorität, die Unbestimmten, die ohne Sorgen leben und die Metaphysik einen guten Mann sein lassen, eine Gattung, der anzugehören ich bis vor Kurzem die Ehre hatte.

Theodor: Ich für meinen Theil verstehe nicht, wie man ohne Metaphysik leben kann. Indessen mögen da wohl Unterschiede der angeborenen Begabung in Betracht kommen. Die Meisten behelfen sich mit einem Surrogat von Metaphysik, sei es, dass sie sich der religiösen Auffassung anpassen, in der sie erzogen worden sind, sei es, dass sie von ihren Lehrern oder Zeitgenossen irgend eine Schulmeinung aufnehmen, die gerade beliebt ist. Aber freilich giebt es offenbar auch wirklich Gleichgiltige, die gar kein Bedürfniss haben, über das Augenscheinliche hinauszugehen, die an ihren praktischen oder wissenschaftlichen Aufgaben volle Genüge finden. Aus solchen besteht

ein Theil der Skeptiker, während andere von diesen verkappte Metaphysiker sind, d. h. Leute, die ihrer ganzen Natur nach in die Tiefe streben, sich aber überzeugt zu haben glauben, es gehe nicht. Uebrigens spielen heutzutage Manche den Skeptiker aus Koketterie, sie kommen sich in ihrer Blasirtheit recht wissenschaftlich vor.

Gustav: Man empfiehlt sich allerdings in unseren Kreisen durch „Positivismus".

Theodor: Das alte Missverständniss! In der positiven Wissenschaft haben allerdings metaphysische Neigungen nichts zu suchen, aber welche Menschenseele ist so ausgetrocknet, dass sie nur noch eine Wissmaschine wäre, dass der Mensch durch den Wissenschaftler ganz erdrückt wäre? Gerade dann, wenn die Wissenschaft ganz positiv geworden ist, wenn die alte Metaphysik, die noch einen poetischen Schein gab, mit Recht ganz hinausgekehrt worden ist, dann leuchtet es am meisten ein, dass diese Art von Wissenschaft nicht das Letzte sein kann. Vermag man sich etwas Jammervolleres vorzustellen, als dass es nichts gäbe ausser der Welt der Physik? Müsste man nicht verzweifeln, wenn wir wirklich hülflos und zwecklos in diesem dunklen todten Rumpelkasten steckten?

Gustav: Ei, ei! Denke doch, die vielen schönen Naturgesetze, dass alles so ordentlich zugeht!

Theodor: Ja, spotte nur. Es giebt wirklich blöde Schwärmer die uns weiss machen wollen, man könne mit der naturwissenschaftlichen Welt ganz zufrieden sein. Nein, heute wie zu aller Zeit heisst das Credo aller Verständigen: Es giebt eine Metaphysik! Dass wir bei strenger Anerkennung der wissenschaftlichen Ergebnisse doch eine Metaphysik haben, das ist unser Trost im Leben und im Sterben. Es ist ja wahr, dass wir mit jedem Schritte, den wir in der Metaphysik thun, weiter in das Unerfahrbare, Unfassbare hineingerathen, dass unsere Schlüsse, obwohl ich sie für correct halte, doch nicht voll befriedigen, dass wir trotz aller Mühe in Räthseln tappen. Aber Eins ist sicher, dass, wenn nur unsere ersten Schritte richtig waren, der Weg unter allen Umständen zu einer geistigen Welt hinter der physikalischen Welt führt, zu einer Welt, in der der Mensch sich nicht als lächerliche Abnormität anzusehen braucht, in der sein Wesen zu Hause ist. Die Metaphysik macht dem Menschen die Welt wieder zur Heimath, denn nun brauchen wir uns unserer Seele nicht mehr zu schämen, wir wissen, dass wir Glieder eines Geisterreiches sind, ja dass die Mechanik selbst nur eine Art von Seelenkunde ist.

Gustav: Nun ja, das ist nun die Frage: Inwieweit deuten die Gesetze des physikalischen Reiches auf die Art des Seelischen, wie ist

überhaupt das Verhältniss zwischen den physikalischen Gesetzen und den Regeln, nach denen unser inneres Leben verläuft?

Theodor: Da haben wir zuerst auf beiden Seiten die durchgehende Gesetzlichkeit. Nicht als ob diese streng bewiesen wäre, aber wir setzen sie voraus und je genauere Erfahrung wir erwerben, um so mehr finden wir sie thatsächlich. Der Satz: unter gleichen Umständen treten gleiche Folgen ein, unter abgeänderten Umständen abgeänderte Folgen, gilt im Seelischen ebenso wie im Physikalischen und ist die Voraussetzung aller Wissenschaft. Weiterhin besteht eine formale Uebereinstimmung in der durchgehenden Giltigkeit der logischen Gesetze. Das Verfahren in der Naturwissenschaft besteht im Allgemeinen darin, dass wir durch möglichst sorgfältige Beobachtung uns eine Gleichung zu schaffen suchen. Die Gleichung bearbeiten wir logisch und die auf diesem Wege gefundene Lösung ist nicht nur logisch richtig, sondern entspricht auch der Wirklichkeit.

Gustav: Damit dürfte aber wohl die Sache zu Ende sein?

Theodor: In der That beschränkt sich die nachweisbare Gemeinsamkeit auf die formalen Bestimmungen. Es liegt nahe, anzunehmen, dass der Satz von der Erhaltung der Energie ein Gegenstück im Seelenreiche habe. Auch muss man daran glauben und die Meinung, thatsächlich widerspreche die Erfahrung, ist absurd. Aber es ist nicht wahrscheinlich, dass man je dahin kommen werde, etwas Positives aussagen zu können. Wir sind ja ganz unfähig, den Zusammenhang im Seelischen zu verfolgen, und werden es bleiben, weil wir den Standpunkt nicht ändern können. Die Metaphysik kann eben nicht auf alle Fragen antworten, die Vermuthungen, zu denen sie am Leitfaden der Analogie gelangt, sind nichts weniger als eine vollständige Erkenntniss der Welt.

Gustav: Also gelten weder die Gesetze der Natur für das Innere, noch giebt es Naturgesetze a priori.

Theodor: Das letztere ist zweifellos der Fall, denn alle Axiome sind der äusseren Erfahrung entnommen. Jedoch fassen wir es richtiger so, dass der Zusammenhang zwischen den physikalischen und den psychologischen Gesetzen im Allgemeinen für uns unerkennbar sei. Eine Uebersetzung des Gesetzes von der Gravitation ins Seelische ist unmöglich, u. s. f.

Gustav: Beweist aber nicht die gänzliche Verschiedenheit beider Seiten, dass das Princip, wonach Bewegung und Seelenvorgang dasselbe sein sollen, bedenklich ist?

Theodor: Von gänzlicher Verschiedenheit ist doch keine Rede, da ja die allgemeine Geltung der logischen Gesetze, im Besonderen die

Anwendbarkeit der Mathematik, die Wesensgleichheit darthut. Daraus schliessen wir eben, dass die beobachtete Verschiedenheit im Grunde scheinbar sei, von der Verschiedenheit des Standpunkts abhänge. Bei jedem solchen Zweifel muss man auf den Ausgangspunkt zurückgehen, dieser aber ist das menschliche Gehirn. Wird daran festgehalten, dass mit jedem seelischen Vorgange im Menschen ein im weiteren Sinne des Wortes physikalischer Vorgang im Gehirn gesetzmässig verknüpft sei, so ist dargethan, was dargethan werden soll.

Gustav: Erkläre mir das, bitte, näher.

Theodor: Niemand wird daran zweifeln, dass der Mensch thatsächlich nach Zwecken handelt. Wenn er das thut, laufen im Gehirn Veränderungen ab, die gerade so wie jeder beliebige Naturvorgang als Wirkungen vorhergegebener Veränderungen aufzufassen sind. Es erscheint also ein reiner Causalzusammenhang von innen gesehen als Zweckhandlung. Nun haben wir die Alternative, entweder ist der Mensch, der doch ein Stück der Welt ist und aus denselben Stoffen besteht, wie seine Umgebung, grundverschieden von der übrigen Welt, oder das, was in ihm möglich ist, ist auch sonst möglich. Mit anderen Worten, wir haben kein Recht, da, wo wir die Dinge nur von aussen, als Causalzusammenhang sehen, das Vorhandensein von Zwecken zu leugnen.

Gustav: Ja, das ist richtig. Die Positivisten dünken sich weise, wenn sie im Naturgeschehen den Causalzusammenhang erfasst haben, und vergessen, dass doch auch das menschliche Handeln einen solchen darstellt.

Theodor: Da uns die Weltbetrachtung dazu geführt hat, den Menschen als Theil eines geistigen Zusammenhanges zu fassen, so muss uns das ganze Naturgeschehen zugleich als ein Reich der Zwecke erscheinen. Nur müssen wir nicht meinen, das Wie begreifen zu können. Dass Ursache und Wirkung zugleich Mittel und Zweck sind, das dürfen wir erschliessen, aber die Art und den Inhalt des geistigen Zusammenhanges können wir aus der Betrachtung des physikalischen Zusammenhanges ganz und gar nicht erschliessen. Wenn Du so vollkommen, wie es nur denkbar ist, die Vorgänge in Deinem Kopfe beobachten könntest, nie würdest Du auch nur im geringsten etwas von dem errathen können, was dahinter steckt. Erst die innere Erfahrung würde aus der Gleichzeitigkeit den Zusammenhang erschliessen lassen. Wäre aber jene ideale physikalische Erkenntniss gegeben, so würden wir mit Erstaunen wahrnehmen, wie scheinbar ganz ähnliche Veränderungen sehr verschiedene Folgen haben. Du sollst ein junger Mann sein und zwei hübsche Mädchen sollen an Dir vorübergehen. Du siehst beide an und verliebst Dich in die eine. Dieser gehst Du nach, machst ihre

Bekanntschaft, heirathest sie nach verschiedenen Schwierigkeiten, zeugst mit ihr Kinder u. s. f., die andere wird vergessen. Nehmen wir nun den physikalischen Zusammenhang. Das Ansehen der beiden Mädchen ist zunächst repräsentirt durch zwei Processe in der Rinde deines Hinterhaupthirns. Beide müssen natürlich gewisse Verschiedenheiten haben, werden aber einander sehr ähnlich sein. Die Schwingungen im Gehirn breiten sich in beiden Fällen aus, aber jene kleinen Verschiedenheiten bewirken, dass im einen Falle der Vorgang ohne verfolgbare Nachwirkungen vorübergeht, wie etwa ein Ton in der Luft verklingt, im anderen eine unabsehbare Folge von Veränderungen sich anschliesst. Bedenke weiter, dass in diesem zweiten Falle es nicht nur in anderen Theilen des Gehirns zu rumoren anfängt, nicht nur der ganze Körper dadurch in Bewegung geräth, dass die Bewegung vielmehr auf viele andere Systeme übertragen wird und die verschiedenartigsten Veränderungen sich aneinander reihen. Würde man das Ganze von aussen betrachten, wie einen Vorgang in der Natur, so würde der grösste Scharfsinn nichts als Zufall erkennen, alles, was die Heirath vorbereitet, würde ihm zwar als ursächlich verknüpft, aber doch als zufällig erscheinen, geradeso wie wenn etwa der Wind einen Baum umwirft und dieser einen Mann erschlägt. Einzig und allein die Kenntniss Deiner Absicht bringt Sinn und Verstand in die Folge der Begebenheiten.

Gustav: Ich sehe schon, die Metaphysik mahnt zur Bescheidenheit.

Theodor: Ja wahrhaftig! Wollten wir uns vermessen, den Sinn des Lebens, das uns umschliesst, zu erkennen, so wäre das etwa so, als wollte eine Zelle Deines Körpers hinter Deine Absichten kommen. Was ist denn los? würde sie sagen, das Blut läuft rascher und es herrscht im ganzen Hause Unruhe; aber trotz allem Nachsinnen würde sie von dem hübschen Mädchen nichts erfahren. Das sind Spässe, aber den Reden vom Menschen als Selbstzweck und der Philosophie der Geschichte gegenüber sind auch nur Spässe am Platze. Wir müssen uns damit begnügen, zu wissen, dass wir eine Rolle in dem grossen Schauspiele spielen, aber seinen Inhalt kennen wir nicht. Das Einzige ist, dass wir hoffen dürfen, es werde das Streben zum Besseren nicht nur uns, sondern dem Ganzen zukommen und es werde, soviel grösser das Ganze als wir ist, auch seine Weisheit grösser als die unsere sein. Diese und ähnliche Gedanken ergeben sich ohne Weiteres aus den Grundzügen unserer Metaphysik, jedoch besteht die metaphysische Bescheidenheit auch darin, zart und mehr in Andeutungen von dem zu reden, das seiner Natur nach unser Verständniss übersteigt. „Das System auszubauen", seine Wände sozusagen mit plumpen Definitionen

zu bekleiden, das scheint mir ein Verstoss gegen die Schamhaftigkeit des Denkens zu sein. Die Metaphysik ist eben keine Physik, sie ist ein Ausblick in dämmernde Fernen und muss sich nothwendig in Ahnungen verlieren.

Gustav: Demnach könnten wir noch ein Capitel anschliessen, „von dem, was die Metaphysik nicht lehren soll".

Theodor: Vor allen Dingen soll sie nicht von Anfang und Ende reden.

Gustav: Also wohl von der Unendlichkeit?

Theodor: Den Begriff des Unendlichen müssen wir als reine Negation fassen, d. h. wir brauchen ihn da, wo wir kein Ende finden. Wir dürfen nie die Unendlichkeit als Eigenschaft einem Dinge beilegen. Wenn die Mathematik vom Unendlichgrossen und Unendlichkleinen spricht, so besagt das nur, dass wir jeder Zahl noch eine grössere entgegensetzen können und dass keine Zahl so klein sei, als dass nicht zwischen ihr und der Null noch eine kleinere sei. Die sog. Geometrie des Unendlichen ist nur ein Gedankenspiel. Sprechen wir von der Welt im Raume, so fühlen wir uns genöthigt, sie als Eine zu fassen, im physikalischen Sinne als eine bestimmte Zahl von Atomen, eine bestimmte Menge von Energie. Daran ändert es gar nichts, dass wir ein Ende des Raumes uns nicht vorzustellen vermögen. Am allerwenigsten können wir über Weltanfang und -Ende in der Zeit etwas aussagen, denn das glaube ich auch, dass sowohl die Behauptung, die Welt habe einen Anfang gehabt, als die, sie habe keinen gehabt, zu unvollziehbaren Gedanken führe. Wir müssen eben einsehen, dass unser Geist nicht geeignet ist, eine Kosmogonie zu liefern.

Gustav: Wenn ich nicht irre, hat jene Antinomie, dass man weder sagen könne, die Welt habe einen Anfang gehabt, noch, sie habe keinen gehabt, den Kant mit dazu bestimmt, in Raum und Zeit Formen unserer Anschauung zu sehen.

Theodor: Gewiss, nur bietet das Zurückgehen auf die formelle Subjectivität keine Hilfe. Dass Raum und Zeit Formen der Anschauung sind, das liegt auf der Hand. Aber auch wenn sie nur Formen der Anschauung sein sollen, so muss doch ihre Modifikation einer Modifikation der Wirklichkeit entsprechen. Wir sind selbst ein Theil der Welt und unsere Anschauungsformen müssen als ein Product der Welt gedacht werden, als ein Gefäss, das nicht willkürlich, sondern als Negativ der Realität geformt worden ist. Können wir ein zuverlässiges Urtheil über die Welt abgeben, so braucht es uns nicht zu stören, dass Jemand, der andere Anschauungsformen hätte, das Urtheil in anderer Sprache geben würde. Nicht daran, dass die Realität in

unsere Anschauungsformen eingehen muss, liegt es, wenn wir auf Antinomieen stossen, sondern daran, dass die Individualität überhaupt sich nur im Ganzen, aber nicht über das Ganze orientiren kann. Sollte diese Auffassung mit der Kants übereinstimmen, so habe ich natürlich nichts einzuwenden.

Gustav: Darüber kann ich freilich nichts sagen, aber was geht uns schliesslich die Geschichte der Philosophie an? Mir kam die Erinnerung an die Antinomieen nur so nebenher.

Theodor: Gut, sorgen wir uns jetzt nicht um fremde Gedankengänge. Nur das will ich noch sagen, dass wir nicht nur jede Kosmogonie, sondern auch jede Eschatologie ablehnen müssen. Was der Endzweck des Geschehens sei, darüber kann nur die falsche Metaphysik reden.

Gustav: Das wohl, jedoch bleibt ein Aber. Wenn nicht vom letzten Ende, so doch von den nächsten Zielen möchte man etwas wissen. Wir wollen doch sozusagen mit am Karren schieben und müssen daher ungefähr wissen, wohin die Reise geht.

Theodor: Ich glaube nicht, dass eine Metaethik in dem Sinne möglich sei, dass unter ihr eine bewusste Förderung der höheren Zwecke verstanden wird. Dass das irdische Reich in einem ähnlichen Sinne wie der Mensch eine beschränkte Lebensdauer habe, das können wir unbedenklich annehmen. Wie der Mensch sein individuelles Seelenleben erst allmählich gewinnt, so muss mit der Entwickelung des Lebens auf der Erde auch ihr inneres Leben sich erst allmählich entfaltet haben. Wie der Mensch altert und stirbt, so wird wahrscheinlich auch die Erde altern und sterben. So fassen ja auch in ihrem Sinne die Physiker die Sache auf. Indessen ist mit diesen weitausgreifenden Gedanken im Sinne einer Metaethik nichts gewonnen. Ob die geschichtliche Betrachtung, d. h. unsere Kenntniss von den Schicksalen des Menschengeschlechts, uns einen zuverlässigen Wegweiser für die Zukunft gebe, das kann auch bezweifelt werden. Wir müssten doch sagen können, in diesem Volke und zu dieser Zeit sind diese und diese Ziele zu erreichen. Wer aber vermöchte im gegebenen Falle eine Antwort zu geben, die mehr als eine Glaubensmeinung wäre? Auf jeden Fall kann die Metaphysik nur dazu führen, gegen die aus historischen oder sociologischen Erwägungen gewonnenen „Völkerziele“ oder gar „Menschheitziele“ bedenklich zu machen, denn sie zeigt eben die Complication der Bedingungen, sie zeigt, dass die Menschheit ebensowohl Mittel als Zweck ist und dass die Zwecke, denen Menschen und Völker dienen, von uns nicht begriffen werden können.

Gustav: Ich erinnere mich aber, früher einmal von Dir gehört zu haben, wir müssten die Veredlung der Art als Ziel betrachten.

Theodor: Es ist richtig, ich habe das gesagt, und zweifellos steht dieses Ziel unter den uns erkennbaren und von uns förderbaren oben an. Es ist jedoch ersichtlich, dass die Entwickelung des Ganzen nichts weniger als ausschliesslich die Veredelung anstrebt, denn das Auf und Ab der Menschengeschichte ist weder ein Aufsteigen in gerader Linie, noch ein solches in Spiralen, wie manche erzkluge Leute wissen wollen. Die Völker gedeihen und verderben. Wir wissen nicht, auf welchem Punkte der Bahn wir stehen und ob es aufwärts oder abwärts geht, d. h. ob zur gegebenen Zeit die Veredlung mit Erfolg angestrebt werden könne oder nicht. Aber trotz unserer Unwissenheit bleibe ich dabei, dass wir nichts besseres thun können, als nach dem besseren Menschen zu streben. Nur muss man praktische Regeln und theoretische Erwägungen nicht vermengen; jene wollen das relativ Beste und müssen positiv sein, diese dürfen sich vor dem non liquet nicht fürchten.

Gustav: Die Metaphysik ist also dem Handelnden keine Stütze und —

Theodor: Nicht also. Eine rechte Stütze ist sie schon, denn sie lehrt Demuth und Vertrauen. Auch die physikalische Betrachtung zeigt uns unsere Kleinheit und mahnt insofern zur Demuth, aber sie nimmt uns das Vertrauen und drückt uns zu Boden. Wenn über uns ein höherer Wille waltet und unser Wille ein Theil dieses Willens ist, so sind wir vor der Verzweiflung gerettet. Auf Gott vertrauen und nach bestem Wissen und Gewissen handeln, das ist das Einzige, was uns ziemt.

Gustav: Wunderlich! Wir fliegen auf, durchmessen weite Kreise und sind am Ende bei der schlichten Weisheit unserer Väter angelangt.

Theodor: Gott sei Dank, dass es so ist. Und nun zum Schlusse nur noch eine Bemerkung. Im Theoretischen giebt es kein Nachgeben, da müssen wir uns der Katechismus-Pfaffen ebenso erwehren wie der Laboratorium-Pfaffen und ein tiefer Graben trennt uns von der alten Metaphysik. Stehen wir jedoch im Leben, so kommt es auf das Endergebniss an und da mögen wir wohl denen die Hand reichen, die wir sonst bestreiten, wenn nur ihr letzter Schluss mit dem unseren übereinstimmt. Jeder, der noch einen Glauben, d. h. eine Metaphysik, hat, steht mir da näher, als die trockenen Schleicher, die nur Spott und Hohn für das haben, was sie nicht ausrechnen können. Siehst Du, so knüpft uns doch ein Band des Herzens an die alte Metaphysik, die Du so arg gescholten hast.

Gustav: Recht sollst Du haben.

Drei Gespräche über Religion.

I.

Philalethes: Siehe, wer wandelt da gedankenvoll unter blühenden Bäumen?

Paulus: Guten Tag, alter Freund; ich komme vom Festmahle zu Ehren des Namenstages des Fürsten und musste Dich leider dabei vermissen.

Philalethes: Du weisst, dass ich seit lange Festmahle als Teufelswerk betrachten muss. Dich freilich nöthigt Deine Stellung zur Theilnahme; aber auch an Dir vermisse ich die erheiternde Wirkung des Festes.

Paulus: Gedanken, die schon in den letzten Tagen mich bewegten, kamen mir heute aufs Neue und zeigten mir Dunkles hinter dem Hellen. Daheim, im Amte, nimmt mich des Tages Sorge in Anspruch, hier aber, in diesem stillen Badeorte, wo ein freundliches Schicksal mich mit Dir, dem Genossen meiner Jugend, zusammengeführt hat, öffnet sich der Sinn für weiter ausgreifende Betrachtungen.

Philalethes: Lass hören, was Dein Herz bedrängt. Wir wollen uns auf diese Bank setzen und, die Blicke auf das liebliche Thal richtend, mit einander philosophiren, wie wir es früher thaten.

Paulus: Es waren heute Mittag „die Vertreter von Bildung und Besitz“ vereinigt, so viele es Deren hier zu geben scheint — Anwesende natürlich ausgenommen —, es wurden viele Reden gehalten und auch nach Tisch wurden lebhafte Gespräche geführt. Man konnte dabei sehen, was den Leuten am Herzen liegt. Da wurde begeistert geredet vom Reiche, vom Volksthume, von Kolonien, von den gewaltigen Fortschritten und dem Segen der Wissenschaft, von der Bedeutung der Industrie und des Handels, von Politik und Sozialismus, von der sogenannten Frauenfrage und der Erziehung, kurz, von allem Möglichen. Der Präsident hatte in seinem Trinkspruche auf den Fürsten unter

dessen Tugenden auch seinen kirchlichen Sinn gerühmt; „denn", sagte er, „die Religion muss dem Volk erhalten werden". Diesen Gedanken griff der Superintendent auf und führte ihn nach seiner Weise aus. Während der Rede des Geistlichen bemerkte ich zwar nur bei Einigen Gähnen oder ein spöttisches Lächeln; aber unbehaglich war sie offenbar den Meisten. Später klopfte ich des Versuches halber bei Dem und Jenem an und begann von der Bedeutung der Religion zu sprechen. In der höflichen, aber kühlen Zustimmung war die Ablehnung nicht zu verkennen. Kurz, ich erkannte bei dieser Gelegenheit von Neuem, wie trotz der geistigen Regsamkeit der Gesellschaft ihr Sinn den religiösen Fragen verschlossen ist, wie in der modernen Einrichtung die Religion sozusagen als ein respektables, aber praktisch nicht verwendbares Ausstattungstück angesehen wird.

Philalethes: Zu Deiner Schilderung kann ich Dir ein Gegenstück liefern. Gestern Abend besuchte ich eine Volksversammlung in der benachbarten Kreisstadt. Ein Wanderprediger donnerte gegen den Wunderglauben und gegen die Pfaffen. Trotz einzelnen Aeusserungen des Beifalls war die in der Hauptsache aus Arbeitern bestehende Zuhörerschaft offenbar durch den Vortrag gelangweilt. Als zweiter Redner trat ein Arbeiter auf und Dieser erklärte: Religion sei Privatsache, sie hätten sich mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen. Dann berichtete er über einen neuen Strike in der Hauptstadt und nun folgten Alle seinen Ausführungen mit der lebhaftesten Theilnahme.

Paulus: Siehst Du auf der entfernten Höhe das kleine Dörfchen, dessen Kirchthurm eben von der Sonne beschienen wird?

Philalethes: Gewiss.

Paulus: Dort war ich am vergangenen Sonntage. Die Gemeinde kam fast vollzählig in die Kirche und ich konnte während des Gottesdienstes bemerken, dass sich die Leute, von denen offenbar die grosse Mehrzahl arm ist, wohl fühlten. Es lag auf den Gesichtern eine — ich möchte sagen: ernste — Heiterkeit und die durchaus nicht schönen Stimmen sangen die alten Lieder so eifrig, dass mich eine Art von Rührung ergriff. Beim Verlassen der Kirche beteten Viele an den Gräbern ihrer Angehörigen. Der Geistliche, ein einfacher, aber wohlwollender Mann, der mich durch das Dorf führte, rühmte mit warmen Worten den frommen Sinn der Gemeinde, ihre Nüchternheit, ihren Fleiss, die Ehrfurcht der Jüngeren vor den Eltern und den Alten, die Tapferkeit der Leute in Krankheit und Noth und ihre fröhliche Zuversicht im Sterben.

Philalethes: Es ist gar nicht daran zu zweifeln, dass die Religion Dem, der sie hat, grössere Wohlthaten erweisen kann als irgend eine

Macht der Erde. Das Schlimme ist nur, dass man gerade Das nicht hat, was man braucht.

Paulus: Eben dieser Gedanke bedrückt mich. Die Statistik lehrt uns, dass Trunksucht. Verbrechen. Irrsinn viel rascher wachsen als die Zahl der Bevölkerung. Die nächste Ursache dieser und anderer Uebel ist zweifellos die Noth des Lebens. Das wichtigste Heilmittel ist daher Besserung der Lebensverhältnisse. Doch Niemand kann erwarten, dass die Noth gänzlich beseitigt werden könne. Wer weiss nicht, dass in der Welt, wie sie ist, eher das Leben erlischt als die Noth? Also angenommen, wir fänden die besten politischen und sozialen Einrichtungen, so würde immer noch ein bedenklicher Rest der Noth bleiben. Wir würden danach suchen müssen, was etwa die Noth des Lebens weniger fühlbar machte und wie dies hohe Gut Allen zugänglich gemacht werden könnte. Nun aber finden wir schon ein solches Gut und sorgfältig entwickelte Einrichtungen zu seiner Verbreitung vor, nämlich die Religion und ihre Form, die Kirche. Der Blick auf das Ewige giebt dem Gläubigen im Unglücke Trost und im Sturme des Lebens Frieden. Die Hoffnung auf endliche Gerechtigkeit und zukünftige Vergeltung erleichtert Leben und Sterben. Die Welt des Glaubens wölbt sich sozusagen über der Wirklichkeit wie ein Reich des Friedens, in das der Gläubige jederzeit flüchten kann und aus dem er neugestärkt zur Arbeit zurückkehrt. Die fassliche Gestalt dieses Idealen aber ist in der Kirche gegeben, deren ehrwürdige Lebensformen das Alltagsleben verschönen und deren Heilmittel auch dem Aermsten zugänglich sind.

Philalethes: Das hast Du sehr schön gesagt. Gestatte mir jedoch die Bemerkung, dass der von Dir erwähnte Präsident ähnlich zu denken scheint und dass Ihr, er wie Du, Etwas verschenken möchtet, das Ihr selbst nicht besitzt.

Paulus: Du drückst Dich ein Wenig hart aus.

Philalethes: Täusche Dich nicht. Die sogenannten Gebildeten machen der Religion eine Verbeugung, obwohl sie keine Verwendung für sie haben, weil sie glauben, sie möchte gut sein zur Zügelung des Volkes. Dieses empfindet vielfach geradezu Abneigung gegen die Religion, weil es jenen Gedanken der Gebildeten kennt. Du und Deinesgleichen, Ihr seht tiefer und möchtet aus gutem Herzen dem Volke Religion verschaffen, aber auch Ihr seid moderne Menschen, auch durch Euch geht der Riss, der Gestern und Heute trennt, und was Ihr wünscht, Das könnt Ihr nicht erfassen.

Paulus: Ich muss freilich gestehen, dass auch ich keine der geltenden Kirchenlehren anzuerkennen vermag, aber ich hege doch die

Hoffnung, es möchte gelingen, den schönen und unvergänglichen Kern der Religion aus der Schale der historischen Gebilde zu lösen und uns zu erhalten.

Philalethes: Im Grunde hoffe ich Das auch; aber was ist dieser Kern?

Paulus: Nun, ich denke, zunächst der Glaube an Gott und an ein Jenseits.

Philalethes: Das dachte man vor hundert Jahren auch, aber man hat nicht viel damit erreicht. Mir scheint der Irrthum der Aufklärung darin zu liegen, dass sie den religiösen Glauben mit einem philosophischen Glauben verwechselte.

Paulus: Erkläre mir Das näher.

Philalethes: Du wirst Dich der theologischen Erörterungen über den Begriff des Glaubens erinnern. Sie laufen darauf hinaus, dass da, wo fides steht, nicht fides, sondern fiducia gedacht werde. Ehrlicher als diese Künste ist der Ebräerbrief. Er sagt: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht Dessen, das man hoffet, und nicht zweifelt an Dem, das man nicht siehet.“ Mit anderen Worten: Gewissheit über Das, was man nicht weiss. Gewissheit, darauf kommt es an, nicht auf Fürwahrhalten überhaupt; ohne Gewissheit giebt es keinen religiösen Glauben. Sieht man Das ein, so erkennt man ohne Weiteres, dass der wissenschaftliche Sinn der Tod des Glaubens ist. Es ist nicht richtig, dass die Ergebnisse der Wissenschaft das eigentlich Gefährliche seien. Zwar hat die Lehre des Kopernikus der christlichen Weltauffassung eine unheilbare Wunde beigebracht, aber zur Noth liesse sich mit diesen und anderen wissenschaftlichen Lehren auskommen. Nein, der wissenschaftliche Geist ist der Feind des Glaubens. Er muss seiner Natur nach an Allem zweifeln, er will, dass die subjektive Gewissheit mit der objektiven Gewissheit zusammenfalle, dass alles Nichtgewisse nur den ihm zukommenden Grad von Wahrscheinlichkeit habe.

Paulus: Wenn Das so ist, so hat freilich die Kirche mit ihrer von vorn herein vorhandenen Abneigung gegen die Wissenschaft nur allzu sehr Recht. Mich wundert dann nur, dass im Laufe der Zeiten sich noch so viel vom religiösen Glauben erhalten hat.

Philalethes: Weil die wissenschaftliche Denkweise unnatürlich ist. Das Glauben ist das Natürliche: es ist vor dem Zweifel da und alle menschlichen Neigungen suchen es zu erhalten. Das Kind glaubt Dem, was ihm gesagt wird, denn es lernt das Wort nur durch Anknüpfung an Thatsachen verstehen und es knüpft umgekehrt an das Wort die Thatsache. Eben so verhält sich der natürliche Mensch: er hat keine

Gründe nöthig, zu glauben, wohl aber Gründe, nicht zu glauben. Erst wenn lange Erfahrung gelehrt hat, dass die Wahrnehmung trügt, das Denken Fehler macht, Andere uns wissentlich oder unwissentlich falsch berichten, können die Begriffe des Zweifels und der Wahrscheinlichkeit sich bilden. In eben dem Grade, wie Schärfe und Deutlichkeit des Denkens wachsen, nimmt die Summe des Gewissen ab. Während für den wissenschaftlichen Menschen nur vernünftige Gründe gelten, beruht das Meiste, was die Menschen wirklich glauben, auf Achtung und dem Verlangen nach Lust, d. h. das Meiste wird für wahr gehalten, weil es als wahr überliefert wird und weil es angenehm ist, daran zu glauben. Die Gewissheit ist an sich lustvoll, die Ungewissheit unlustvoll. Kommt dazu, dass das Geglaubte schön oder nützlich oder Beides ist, so erreichen die praktischen Gründe zum Glauben eine Stärke, die ausreicht gegen Vieles.

Paulus: In Dem, was Du da sagst, steckt ein gehöriges Stück Kulturgeschichte. Indessen, Ueberlegung kann doch auch Gewissheit erzeugen.

Philalethes: Im strengen Sinne des Wortes nicht. Wir sind gewiss, dass wir Das und Jenes wahrnehmen, wir sind des Wissens a priori gewiss und Dessen, was richtig daraus erschlossen ist. Aber alle Erfahrung und Alles, was aus der Erfahrung je erschlossen wird, hat nur Wahrscheinlichkeit. Freilich giebt es eine Wahrscheinlichkeit, die praktisch von der Gewissheit nicht verschieden ist. Ich kann z. B. mit Recht sagen: Ich bin gewiss, dass ich sterben werde, — obwohl die Sache nur sehr wahrscheinlich ist. Jedoch darf man nicht vergessen, dass es sich bei den Gegenständen des religiösen Glaubens immer um Dinge handelt, bei denen nur eine verhältnissmässig geringe Wahrscheinlichkeit erreicht werden kann.

Paulus: Die Philosophen aber sind der zuletzt von Dir ausgesprochenen Meinung nicht gewesen; sie haben immer ihre Lehren für gewiss gehalten.

Philalethes: Allerdings haben sie Das meistens gethan, aber in eben dem Grade entbehrten sie des wissenschaftlichen Sinnes. Die meisten Philosophen waren eine Art von Dichtern und Jeder von ihnen gründete sozusagen eine Privatreligion. Wissenschaft kann man ihr Verfahren nicht heissen.

Paulus: Mir scheint, Du willst die Möglichkeit einer Metaphysik bestreiten.

Philalethes: Durchaus nicht. In dem Sinne freilich, dass Metaphysik eine Wissenschaft aus allgemeinen Begriffen wäre, deren Sätzen Nothwendigkeit zukäme, leugnen alle verständigen Leute das Vor-

handensein einer Metaphysik, — und Du mit ihnen. Wenn man aber unter Metaphysik die Vermuthungen versteht, die auf Grund einer möglichst umfassenden Erfahrung mit Hilfe rechter Schlussweisen über das Jenseits der Erfahrung aufgestellt werden, so fällt jeder berechtigte Einwand weg.

Paulus: Schreibst Du allen in Deinem Sinne metaphysischen Sätzen nur geringe Wahrscheinlichkeit zu?

Philalethes: Nein, denn der Satz, dass Du eine Seele, d. h. ein Innenleben habest wie ich, oder gar der, dass mein Pudel eine Seele habe, gehören im Grunde zur Metaphysik. Je weiter aber die Schlüsse greifen, um so geringer wird die Wahrscheinlichkeit und alle die metaphysischen Anschauungen über die Gegenstände des religiösen Glaubens können ihrer Natur nach nicht mit grosser Sicherheit auftreten.

Paulus: Nach Alledem würde nicht sowohl der Inhalt als die Form der Sätze den Unterschied zwischen Religion und Metaphysik ausmachen.

Philalethes: Gewiss, man könnte sich sogar denken, dass ein Metaphysiker auf die selben Sätze käme, die den Inhalt einer geoffenbarten Religion bilden, und trotzdem würde der Graben unausgefüllt bleiben. Nicht Wenige z. B. halten es für wahrscheinlich, dass die Individualität eines Menschen mit dem Tode nicht ganz erlösche; es werden da gewisse Erfahrungen, Analogieen, Zweckmässigkeitgründe u. s. w. angezogen. Man nennt Das wohl einen Unsterblichkeitglauben; aber was ist dieses künstliche, schattenhafte Gebilde neben dem lebendigen Glauben des Christen an sein Jenseits, dass ihm gewisser ist als der Sonne Licht?

Paulus: Ich muss gestehen, dass ich nicht recht weiss, wie ich Dir widersprechen könnte. Jedoch bliebe noch die Möglichkeit, dass der anfangs schwankende Glaube des Denkenden allmählich fest und dann dem religiösen Glauben ähnlich würde.

Philalethes: Von vorn herein ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem religiös Gläubigen und dem wissenschaftlich Denkenden der, dass Jener sagt: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben", d. h. dass er glauben will, während Dieser jede Beeinflussung seines Denkens durch sein Wünschen für etwas Ungehöriges, Tadelnswerthes hält und genau weiss, dass er gar nicht glauben kann, wie er will. Der Gläubige hält die „gewisse Zuversicht" nicht nur für etwas Angenehmes, sondern für etwas an sich Gutes, der Denkende dagegen scheut sich vor ihr gerade aus moralischen Gründen; sein Gewissen treibt ihn dazu, so viel und so lange wie möglich zu zweifeln. Nun

kommt das von Dir erwähnte Festwerden der Ueberzeugungen freilich alle Tage vor, aber es handelt sich dabei um eine menschliche Schwäche, um ein Nachlassen der Kraft und der Besonnenheit. Viel Werth ist daher auf einen solchen steif gewordenen Glauben nicht zu legen und es lohnt sich nicht, viele Worte darum zu machen.

Paulus: Du Grausamer, ich kann Dir nicht entrinnen. Lass uns morgen weiter reden, denn heute ist die Sonne untergegangen und es wird mir kalt.

II.

Philalethes: Ei, da sitzest Du ja schon auf unserer Bank von gestern.

Paulus: Ja, mich verlangt, unser Gespräch fortzusetzen. Zunächst möchte ich Dich fragen: Ist es besser, zu schweigen, d. h. die zersetzende Kritik, mit der dem religiösen Glauben die Axt an die Wurzel gelegt wird, den Wenigen, die für sie reif sind, vorzubehalten, oder soll man die Verneinung verkünden? Thatsächlich gewährt doch noch Vielen der Glaube Trost und Hoffnung und vielleicht ist der Schaden der Kritik grösser als ihr Nutzen.

Philalethes: Mag ein Jeder es mit sich selbst ausmachen, wie weit er den „schwachen Bruder" schonen will. Ich für meine Person bin nicht für das Verschweigen, denn das Unvermeidliche möchte ich lieber befördern. Der Uebergang von der naiven Auffassung zum wissenschaftlichen Denken ist nothwendig. Es ist wahr, er vollzieht sich langsam und unter Schwankungen; aber es ist besser ein Freund des Zukünftigen zu sein als ein Hemmschuh. Ueberdies ist der gegenwärtige Zustand doch auch nicht schön. Unser Leben ist durchwachsen von der Lüge, der Zwiespalt zerreisst das Volk und fast durch jede Familie geht ein Riss. Wären Staat und Kirche getrennt, so liesse sich die Sache eher ertragen. Jetzt aber zwingt der Staat seine Bürger zur schändlichsten Heuchelei. Jeder nachdenkende Mensch muss anerkennen, dass Niemand glauben kann, was er will; dass Der, dessen Urtheil den kirchlichen Glauben verneint, als anständiger Mensch ihn nicht bejahen kann. Trotzdem zwingt der Staat seine Beamten, nicht durch das Gesetz, aber thatsächlich, sich zu stellen, als ob sie dem Kirchenglauben anhingen. Ein Offizier oder ein Regierungsrath, der sich nicht trauen lassen, seine Kinder nicht taufen lassen wollte, könnte sich ohne Weiteres Visitenkarten mit „a. D." bestellen. Wir Alle müssen unsere Kinder in die Schule schicken und zusehen, dass ihnen da die alten Judengeschichten nicht als Poesie, wogegen nicht viel zu sagen wäre, sondern als bare Wahrheit bei-

gebracht werden. Grausam genug wird erzogen, meine eigene Jugend beweist es mir. Wie jedes Kind, nahm ich vertrauensvoll Das auf, was man mich lehrte. Den Konfirmation-Unterricht erhielt ich bei einem geistvollen und beredten Geistlichen. Ihm gelang es, mich für die christliche Lehre zu begeistern. Von da begann der Zwiespalt. Ich wuchs in freisinnigen Bürgerkreisen auf; was mir heilig war, erregte oft bei den von mir Hochgeschätzten ein mildes Lächeln, dessen Bedeutung mir nicht entging. Peinlich war mir die Gymnasialzeit, denn so scharfsichtig war ich doch, dass ich den widerchristlichen Geist der klassischen Erziehung verstand; mein religiöses eben so wie mein nationales Empfinden litt dauernd im Gymnasium. Dass auch die modernen Klassiker, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller von Herzen ungläubig waren, diese Einsicht vermehrte meine Noth. Trotz Alledem entschloss ich mich, „Theologie“ zu studiren, hoffend, es werde mir doch gelingen. Auch jetzt sah ich bei den Angehörigen der anderen Fakultäten jenes eigenthümliche Lächeln. Ziemlich drei Jahre kämpfte ich, dann wurde ich klar und nahm den Standpunkt ein, auf dem ich als alternder Mann heute noch stehe. Mein liebevoller Vater gewährte mir die Mittel, mich anderen Studien zuzuwenden, aber mein Leben hatte einen Bruch erhalten und der Frohsinn der Jugend war vorüber. War ich schuld an meinem Unglücke? Immerhin ist Das nur ein kleines Beispiel. Die Geistlichen werden auf Bekenntnisse verpflichtet, an die sie — oder wenigstens viele von ihnen — nicht glauben. Das öffentliche wie das private Leben ist von kirchlichen Feierlichkeiten und Formen umschlossen, die für einen grossen Theil Derer, die sich ihnen unterziehen, nichts als Zwang sind. Die Kinder heucheln aus Liebe zu den Eltern oder die Mütter vergiessen Thränen über den Unglauben der Söhne. Die Frau geht in die Kirche, der Mann zuckt die Achseln dazu u. s. w. u. s. w.

Paulus: Ja, lieber Freund, von der Zerrissenheit unserer Verhältnisse und von der Gleichgiltigkeit der sogenannten Gebildeten hier, der Arbeiter dort sind wir ja ausgegangen. Niemand mag die Peinlichkeit des jetzigen Zustandes mehr als ich empfinden. Wenn ich nur einen Ausgang sähe.

Philalethes: Deine Frage war: Kann man dem Volke die Religion erhalten, mit anderen Worten: Ist es möglich, rückwärts zu gehen? Darauf suchte ich Dir darzulegen, dass es unmöglich ist, den Glauben zu erhalten, dass die Entwickelung des menschlichen Denkens mit Nothwendigkeit zur Zerstörung der gewissen Zuversicht führt, von der der Ebräerbrief spricht. Ist meine Auffassung richtig, dann kann

freilich die Religion so, wie sie ist, nicht erhalten werden, denn die gegebene Religion ist zum grossen Theile ein Fürwahrhalten.

Paulus: Ich sehe, worauf Du hinauswillst. Du hoffst auf eine neue Religion.

Philalethes: Nicht eigentlich. Ich meine, dass wir das Rechte schon haben, wenn auch verhüllt und mit Fremdartigem verbunden. Um es kurz zu sagen: Ich denke, dass, wenn man von der vorhandenen Religion Das abzieht, was Metaphysik ist, das eigentlich Werthvolle doch zurückbleibe.

Paulus: Das wäre also die Moral.

Philalethes: O, welches widerwärtige Wort! Welches Bündel von Missverständnissen, Schulmeisterei und Professorendünkel! Die wirklichen mores, die Sitte und das ihnen entsprechende Verhalten, die Moralität oder Sittlichkeit auf der einen Seite, die ausgeklügelten Lehren der Philosophen über ein phantastisches Gesetz, über Das, was „schlechthin" gethan werden soll, auf der anderen Seite: Das fasst man in Eins zusammen und hält sich noch für weise.

Paulus: Da wäre ich also schlecht angekommen. Sage mir, Theuerster, was ist denn die Religion, wenn sie nicht Volksmetaphysik ist?

Philalethes: Sie ist Heilslehre, Anweisung zur Glückseligkeit. Wenn man vom Begriffe der Religion spricht, so pflegt man an die alten Ur-Religionen zu denken, geht auf deren Entstehung ein und leitet sie theils aus der Furcht vor Gewittern und anderen Erscheinungen, theils aus dem Glauben an Gespenster ab. Alles Das geht uns gar nichts an, denn wir haben es mit Religionen zu thun, die in historischer Zeit von einzelnen Denkern begründet worden sind, insbesondere mit dem Buddhismus und dem Christenthum.

Paulus: Vom Buddhismus weiss ich sehr wenig.

Philalethes: Gerade von ihm sollte man ausgehen, denn er zählt nicht nur mehr Anhänger, sondern ist auch älter und einfacher als das Christenthum. Nichts ist überraschender und lehrreicher als die Vergleichung dieser beiden Religionen. Die Inder und die Juden hatten Das gemein, dass sie vorwiegend religiöse Völker waren, dass die Religion in einer Weise den Mittelpunkt ihres Lebens bildete wie nirgends sonst. Hier wie dort erschien ein Reformator, der sozusagen die Blüthe des religiösen Volksgeistes darstellte, den verborgenen Kern aus der harten Schale löste und durch Beseitigung der Schale auch anderen Völkern das Beste des indischen und des jüdischen Geistes geniessbar machte. Der Prinz Gautama, erzählen die Buddhisten, wurde durch die Erkenntniss der menschlichen Vergänglichkeit und

des menschlichen Elendes schwermüthig. Er verliess Vater, Weib und Kind, Reichthum und Reich, um nach Erlösung zu suchen. Lange Jahre suchte er in den Lehren und Kasteiungen der Priester und der Büsser die Wahrheit und fand sie nicht. Endlich trat die Erleuchtung ein und der Heilige erkannte, dass die selbstsüchtige Lust die Ursache des Leides ist, dass, wer auf dem rechten Wege sein Selbst überwindet, die Erlösung erlangt. Diese Sätze enthalten eigentlich die ganze Religion Buddhas und ihre erhabene Einfachheit ist unvergleichlich. In ihnen ist, wie mir scheint, für alle Zeiten das Wesen der Religion ausgesprochen. Jeder wahrhaft religiösen Bewegung, die die Welt gesehen hat, liegen sie zu Grunde und alle Heiligen waren, mehr oder weniger, Erscheinungen Buddhas.

Paulus: Wenn man aber von dem Buddhismus spricht, so ist immer von Pessimismus, Quietismus, Atheismus die Rede.

Philalethes: Die Ismusse beruhen theils auf Missverständnissen, theils auf Uebertreibung. In gewissem Sinne ist es eine Forderung a priori, dass eine Religion pessimistische Voraussetzungen habe. Sie muss von der Noth des Lebens ausgehen, denn ohne Noth kein Verlangen nach Seligkeit, keine Erlösung. Glückselige Menschen brauchten keine Religion. Doch ist dieser religiöse Pessimismus keine Lehrmeinung, noch gar eine Berechnung, um wie viel mehr Unlust als Lust in der Welt sei, sondern einfach ein Hinweis auf die Erfahrung. Dass von den buddhistischen Lehrern die Welt etwas arg grau in grau geschildert wird, Das ist ohne Weiteres zuzugeben, trifft aber das Wesen der Sache nicht. Der Vorwurf des Quietismus ist in unseren Tagen eine gefährliche Anklage, denn Dem wird leicht verziehen, der sein Leben zum Geldverdienen verwendet, Dem aber niemals, der etwas Höheres kennt als die „nationale Kulturarbeit“. So weit ein buddhistischer Quietismus wirklich besteht, ist er ein Missbrauch. In den Heiligen Schriften wird von Dem, der sich zu Buddha bekennt, vielmehr unermüdliche Thatkraft gefordert. Der, der innerlich lebendig ist, weiss, dass auch ein beschauliches Leben ein Leben der Arbeit ist. Atheistisch ist Buddhas Lehre insofern, als „ein Gott, der nur von aussen stiesse“, ausdrücklich abgelehnt wird und als der Gottesglaube nicht zum Wesen der Religion gerechnet wird. Doch würde die reine Lehre Buddhas der Gläubige eben so gut aufnehmen können wie der Ungläubige.

Paulus: Nun erst sehe ich klar: Du bist ein Buddhist.

Philalethes: Durchaus nicht. Meine Meinung ist nur die, dass das wahre Wesen der Religion nirgends so klar und so einfach zu erkennen ist wie in der Lehre Buddhas. Es ist jedoch nicht zu ver-

langen, dass wir Buddhisten werden sollten. Der Buddhismus wurzelt, eben so wie das Christenthum im Judenthume, im indischen Geiste und ist mit eigenthümlich indischen Bestandtheilen durchsetzt, die vergänglicher Art sind. Ist Buddhas Lehre auch freier von metaphysikalischen Auffassungen als jede andere Religion, so ist sie doch nicht frei von ihnen. Dahin rechne ich die Karma-Lehre, ganz besonders aber die eigenthümliche Psychologie. Buddha bekämpft die Selbstsucht, beschränkt sich aber nicht auf das Praktische, sondern kommt immer wieder auf die Darlegung zurück, dass es hinter den seelischen Zuständen kein selbständiges Ich gebe. Inwieweit die Bekämpfung des Atman selbst berechtigt sei, kann man dahingestellt sein lassen; auf jeden Fall haben diese theoretischen Erörterungen keinen religiösen Charakter. Die indische Neigung zum „Intellektualismus" berührt uns überhaupt vielfach fremdartig. Durch das Metaphysikalische wird auch der Begriff des Nirwana getrübt. An vielen Stellen bezeichnet Nirwana (Erloschen) den Zustand des Erlösten, in dem Begierde und Sorge erloschen ist, also Das, was die Christen den „Frieden Gottes" nennen. Ausser dieser religiösen hat aber das Wort auch noch eine metaphysische Bedeutung und bezeichnet den Zustand, in den der Fromme nach dem Tode eintritt. Du siehst aus diesen Andeutungen, dass ich nicht gesonnen bin, mich den „modernen Buddhisten" anzuschliessen.

Paulus: Schön, ich nehme meinen Verdacht zurück. Entschuldige, dass ich Dich vom Wege abgelenkt habe. Erlösung durch Ueberwindung der Selbstsucht ist also nach Deiner Auffassung die Religion?

Philalethes: In der That. Jedoch darf man nicht vergessen, dass diese Einsicht nicht in das Bewusstsein des Religiösen einzutreten braucht. Es genügt, dass er ihr gemäss lebt, und thatsächlich ist sie so klar und deutlich wie in Buddhas Lehre bei den anderen Religionen nicht zu finden. Ich meine, man müsse sich die Sache folgendermaassen vorstellen. Kein lebendes Wesen kann in seinem Denken und Thun einen anderen Zweck verfolgen als seine Lust. Alles kommt darauf an, woran man seine Lust findet. Des Nachdenkens wichtigste Aufgabe ist jederzeit der Weg zum Glücke gewesen, bei praktischen Menschen sowohl wie bei philosophirenden. In der Praxis aber und eben so in der Philosophie zeigte es sich mit der Zeit, dass das Verfahren des natürlichen Menschen nicht zum Ziele führt. Die vergoldeten Nüsse sind hohl. Alles, worauf der Sinn des natürlichen Menschen zunächst gerichtet ist, Essen, Trinken, geschlechtliche Befriedigung und Macht, es vermag das Herz nicht auszufüllen. Abgesehen davon, dass die irdischen Güter bald unerreichbar sind, bald

verloren werden, ist unser Wesen derart, dass der Genuss ermüdet und, obwohl das Verlangen nie erlischt, nach Erreichung unserer Wünsche die dauernde Befriedigung fehlt. So erwächst die Sehnsucht nach einem Gute, das unabhängig von Glück und Unglück ist und das „Frieden und volles Genügen" gewährt. Wider Erwarten wird dieses Gut gefunden, wenn der Wille sich wendet, wenn das Ich, dem bis dahin alle Sorge galt, vergessen wird. Sicher ist diese Wahrheit zunächst durch Erfahrung, nicht in Begriffen erworben worden. Man erfuhr an seiner Person, dass die „Hingebung" beglückt, sei es die an einen geliebten Menschen, sei es die an einen Herrn, an die Gemeinde und das Vaterland, an eine Idee.

Paulus: Diese Hingebung ist aber doch noch nicht Religion.

Philalethes: In gewissem Sinne doch, wie wir denn auch von Einem sagen, der sich bei einer Sache ganz vergisst, er diene seiner Sache mit religiösem Eifer. Religion ist die prinzipielle Hingebung, das grundsätzliche Aufgeben, Vergessen, Beiseiteschieben des Ich. Jede Religion stellt die Regeln auf, denen gemäss man leben soll und die oft sehr unpassend religöse Moral genannt werden. Die Regeln, die nach religiöser Vorschrift den Weg zur Seligkeit bilden, haben mit der Moral, dem Herkommen direkt nichts zu thun. Sie werden mit „Du sollst" eingeleitet und man hat diese Form missverstanden, bestritten, verspottet. Aber sie bedeutet weder Das, dass in ihr der Befehl eines Gottes gegeben sei, noch Das, dass sie eine absolute Forderung — d. h. ein Unsinn — sei, sondern das „Du sollst" heisst einfach, „Das und Das musst Du thun, wenn Du selig werden willst", es ist der Wegweiser für den Heilsweg mit befehlendem Zeigefinger. Also: die Regeln der Religion gelten für Jedermann und jede Zeit; die weltliche Hingebung ist von Zeit, Gelegenheit und individuellen Verhältnissen abhängig, die religiöse umfasst das ganze Leben und sieht von allen Einzelverhältnissen ab.

Paulus: Sollte Deine Auffassung nicht doch ein mehr theoretischer Aufbau sein? Mir scheint, dass ihr nicht nur die allgemein geltende Deutung des Begriffes der Religion widerspricht, sondern auch der Inhalt der gegebenen Religionen.

Philalethes: Du darfst nicht vergessen, dass das Wirkliche nicht mit bewusster Einsicht hergestellt worden ist, dass unsere menschlichen Einrichtungen offenbar unbewusst entstanden sind. Man hat sich tastend fortbewegt, überall ist Neues und Altes, Richtiges und Falsches vermischt. Wollen wir klar sehen, so müssen wir tiefer einzudringen suchen; doch heute reicht die Zeit dazu nicht. Ist es Dir recht, so treffen wir uns morgen wieder.

Paulus: Von Herzen gern. Besonders wünsche ich, zu erfahren, wie sich Dir unsere christliche Religion darstellt.

Philalethes: Also auf morgen!

III.

Paulus: Willkommen, alter Freund! Seit gestern bewege ich Deine Lehren in meinem Herzen, ohne doch zur Klarheit kommen zu können. Spielt nicht in unserer Religion das persönliche Verhältniss zu Gott die erste Rolle und bleibt Etwas von ihr übrig, wenn der Gottesglaube als entbehrlich angesehen wird?

Philalethes: Wir werden da auf das Geschichtliche eingehen müssen. Eine der merkwürdigsten Thatsachen ist die siegreiche Ausbreitung des Christenthums. Wie war sie möglich? Man kann, glaube ich, nur antworten: Das Christenthum siegte, weil es die Menschen beseligte, weil es ihnen eine Lust gewährte, die sie auf andere Weise nicht erlangen konnten und die ihnen als so gross erschien, dass alles weltliche Glück und das Leben selbst daneben ihren Werth verloren. Die Frage würde also lauten: Wodurch beseligte das Christenthum die Menschen?

Paulus: Die landläufige Antwort geht dahin, dass die Hoffnung auf die jenseitige Herrlichkeit die Lockspeise war. Die Christen waren selbst dieser Meinung, wie der Apostel Paulus sagt (1. Kor. 15): „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen.“ „Was hülfe mirs, so die Toten nicht auferstehen? ‚Lasst uns essen und trinken: denn morgen sind wir todt‘.“

Philalethes: Der Apostel war mehr Theologe als Psychologe und thut sich in den angezogenen Worten grosses Unrecht. Es liegt hier ein Beispiel von Irrthum über das Motiv vor, einem der Irrthümer, von denen die Geschichte der Religion wimmelt. Erleben und bewusst Erfassen sind überall Zweierlei. Wie könnte man annehmen, dass die Apostel und die Blutzeugen der Kirche nur in Rücksicht auf eine Belohnung nach dem Tode gehandelt hätten? Der Mensch wird an eine vorgespiegelte Zukunft niemals Gut und Leben setzen, er thut es für die Religion, weil sie ihm ein gegenwärtiges Gut ist, weil er ihren Segen nicht erwartet, sondern wahrnimmt, so zu sagen schmeckt und fühlt. Weil das Glück, das er in der Religion findet, grösser ist als jedes andere ihm bekannte, deshalb opfert er ihr alles Andere. Auch der Apostel Paulus konnte nur deshalb so leben, wie er gelebt

hat, weil er in der Religion seine Seligkeit schon gefunden hatte, nicht erst sie von einer unbestimmten Zukunft erwartete.

Paulus: Das scheint mir richtig zu sein. Aber nun antworte selbst auf Deine Frage.

Philalethes: Ich möchte mit der Verneinung beginnen. Der Erfolg des Christenthums lag nicht in seiner Metaphysik. Der Apostel Paulus, auf den ich zurückkomme, weil er das junge Christenthum nicht nur vertritt, sondern fast es selbst ist, erblickt den Kern seiner Lehre in der Verkündung der Auferstehung Jesu von Nazareth. Wäre ein Grieche von der Thatsächlichkeit der Auferstehung überzeugt worden, so hätte er zunächst darin nur ein höchst merkwürdiges Naturereigniss sehen können. Anders fasst der Apostel die Sache auf; mit einer wunderlichen Pharisäer-Theologie knüpft er an das fragliche Ereigniss seine Lehre von der Rechtfertigung und dieses unerquickliche Gespinnst hält er für das eigentlich Werthvolle, das er den Römern zu geben hat. Es ist bekanntlich sehr schwer, sich von den überkommenen Meinungen ganz frei zu machen, und selbst der kühnste Neuerer pflegt mehr vom Alten zu bewahren, als er denkt. Der Apostel lehrt: nur der Glaube an den auferstandenen Christus bringt das Heil; im Uebrigen aber hält er an seinen früheren jüdischen Ansichten ganz fest. Dass die jüdisch-christliche Metaphysik die alte Welt überwunden habe, das ist ein geradezu absurder Gedanke. Thatsächlich wurde sie mit in den Kauf genommen, weil etwas Anderes die Herzen bezwang. Sie galt für die Hauptsache, war es aber nicht, — und so ist es während der ganzen Geschichte der Kirche geblieben. Die Metaphysik, d. h. das Dogma, spielte die erste Rolle, ja, schien oft Alles zu sein, obwohl das Andere allein der Kirche das Leben erhielt und in der Stille wirkte.

Paulus: Ja, was war denn nun „das Andere?“

Philalethes: Es war der religiöse Geist des Judenthumes. Er ist der Sieger.

Paulus: Wie meinst Du Das?

Philalethes: Im Judenthume bildete, ähnlich wie bei den Indern, die Religion den Mittelpunkt des Lebens. Alles drehte sich darum, dass der Wille Gottes geschehe. Die Verwirklichung des Reiches Gottes ist das Ideal des frommen Juden. Als reinste Blüthe des jüdischen Geistes steht Jesus von Nazareth vor uns; er lehrte ja eigentlich nichts Neues, sondern verklärte nur durch Wort und That seines Volkes Geist. Im Judenthume aber war die Religion gebunden und verhüllt durch das Gesetz. Erst, als in der Entstehung des Christenthumes der jüdische Geist diese Puppe verliess, konnte er sich frei

entfalten und auf die Welt wirken. Zum Glücke besitzen wir in den Briefen des Apostels Paulus die geschichtlichen Belege und deshalb sind wir über diesen Vorgang besser unterrichtet als über sehr viele andere historische Entwickelungen. Als der Apostel zu der Ueberzeugung gekommen war, dass das mosaische Gesetz nicht festgehalten zu werden brauche, bestand seine Predigt in der Verkündigung von dem auferstandenen Christus und aus den Lehren jüdischer Frömmigkeit. Diese waren für ihn nichts Neues; er selbst sagt, dass er von Niemand Lehre angenommen habe, nachdem ihm auf wunderbare Weise die Ueberzeugung von der Auferstehung Christi beigebracht worden war. Es ist also von einer „christlichen Moral" gar keine Rede: die giebt es gar nicht. Alle Verhaltungsmaassregeln, die das Neue Testament enthält, sind der Ausdruck jüdischer Frömmigkeit, und auch der Apostel Paulus trägt, so weit er sich nicht in theoretischen Auseinandersetzungen ergeht, einfach Das vor, was er als frommer Jude für das Richtige hält. Das Praktische ist ihm sozusagen selbstverständlich und er legt das Hauptgewicht, als auf das für ihn Neue, auf seine metaphysikalischen Lehren. Für uns, die wir zurückblicken, kann es gar kein Zweifel sein, dass der Erfolg der ersten Christen von ihrem frommen Verhalten abhing, nicht von ihren Ansichten über die Dinge im Himmel. Der Bekehrte wurde selig, weil er „einen neuen Menschen anzog", und sein Verhalten überzeugte die Anderen, dass doch Etwas an der Sache sei. Die Theorie wurde hier wie anderswo für das Wichtige gehalten, war es aber nicht. „Denn das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft" (1. Kor. 4, 20).

Paulus: Du drückst Dich etwas unbestimmt aus. Man unterscheidet gewöhnlich Ceremonial- und Sittengesetz. Jenes falle im neuen Bunde weg, dieses bleibe in Kraft.

Philalethes: Da das „Gesetz" das ganze Leben des jüdischen Volkes regelte, so ist es begreiflich, dass die Bestandtheile sehr verschiedener Art sind. Auch von dem sogenannten Sittengesetze hat nur ein Theil religiöse Bedeutung. Das eigentlich Wichtige sind nicht einzelne Vorschriften, sondern die fromme Gesinnung ist es. Durch sie wird der Mensch exzentrisch, er verlegt seinen Mittelpunkt ausser sich. Nicht sein Gewinn, seine Ehre ist ihm nun die Hauptsache sondern Gottes Wohlgefallen. Wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, singt der Psalmist. Der Apostel sagt: „Ich lebe aber, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir (Gal. 2, 20). Die Christen legen den Ton auf „Christus", ich meine, es komme auf das „nicht ich" an. Wer von sich sagen kann, dass er nicht mehr sich selbst lebe, Der ist fromm, mag das Positive

Dieses oder Jenes sein. Die Frömmigkeit in diesem Sinne wuchs im Judenthume wie eine Knospe, entwickelte sich zur Blüthe im Christenthume, sie war das starke Neue für die griechisch-römische Welt, sie siegte.

Paulus: Ich gestehe, dass mir Deine Auffassung gefällt.

Philalethes: Die Kraft des Christenthumes war ein Geheimniss, nur Die konnten sich von ihr überzeugen, die in das Innere hineingedrungen waren. Die aussen Stehenden sahen nur den jüdischen Aberglauben, der den Mantel bildete, und ihnen musste die ganze Bewegung als unangenehm und räthselhaft erscheinen, wie wir es z. B. bei Tacitus sehen.

Paulus: Immerhin wirst Du zugeben müssen, dass die Verweisung auf das Jenseits eine wichtige Rolle spielte.

Philalethes: Das will ich durchaus nicht leugnen. Sehen wir doch auch heute, dass Dem, der an ein Wiederfinden im Himmel und an eine ausgleichende Gerechtigkeit glauben kann, aus diesem Glauben ein siegreicher Trost erwächst. Jedoch ist der Unsterblichkeitglaube dem Christenthum nicht eigenthümlich; er war in der alten Welt weitverbreitet, — stammt doch auch der jüdisch-christliche Glaube an die Auferstehung aus Persien, die Germanen glaubten an Walhall und so fort. Ueberdem hat der christliche Himmel für den natürlichen Menschen weniger Anziehung als die anderen Vorstellungen vom Jenseits. Ich möchte daher in der Lehre von den letzten Dingen, die freilich in der Bekehrungpredigt den grössten Raum einnimmt, nur ein Hilfmotiv sehen. Man darf überhaupt nicht verkennen, dass die werbende Kraft der christlichen Lehre vielfach war. Wenn auch nicht in der Verkündigung des Paulus, so trat doch später mit der Verbreitung der Evangelien die rührende Gestalt des Erlösers, sein Leben und sein Wort, in den Vordergrund und warb mit persönlicher Kraft. Eben so wenig unterschätze ich die Bedeutung des Gedankens an einen liebenden Gott gegenüber den mehr oder weniger gleichgiltigen und hochnäsigen Göttern des Alterthums und der barbarischen Völker. Dass aber das eigentlich Durchschlagende nicht das Dogma war, sondern die Erfahrung, ein frommes Leben mache glücklich: Dies anzunehmen, bestimmt mich, abgesehen von psychologischen Erwägungen, der Hinblick auf den Siegeslauf des Buddhismus.

Paulus: Da wären wir glücklich wieder bei Buddha.

Philalethes: Nun, ja freilich.

Paulus: Ich habe gestern Abend über den Buddhismus nachgelesen und mir scheint, dass da auch Theorie und Praxis verschieden sind. So weit der Buddhismus lebendig ist, scheint die „reine Lehre“ über-

all mit dem Glauben an Götter, und zwar meist mit recht abergläubischem Glauben, durchsetzt zu sein. Diese Betrachtung führte mich auf den Gedanken, dass die Menschennatur selbst neben dem Negativen ein Positives fordert, neben der Entsagung, die die alten Lebenszwecke unbrauchbar macht, einen neuen Lebensinhalt. Auch da, wo der Mensch zum Theil Entsagung übt, als Vater, als Freund, als Glied des Volkes, da entsagt er nicht, um zu entsagen, sondern um der Anderen willen. Wie wäre die prinzipielle Hingebung, um Deinen Ausdruck zu brauchen, möglich, ohne dass ein Anderes „um — willen" einträte? Nun kann aber nur das Höchste diese Stelle einnehmen, das Höchste aber in jedem Sinne nennen wir Gott. Der Fromme thut Das, was er thut, „um Gottes willen". Gott ist also doch unentbehrlich.

Philalethes: Ich gebe Dir ohne Weiteres Recht, so weit das historische Argument reicht. Indessen dürfte es doch eine Stufe geben, auf der das Positive entbehrt werden kann.

Paulus: Eben Das bestreite ich. Denn wir müssen Folgendes überlegen. Buddha sagt: Der auf dem rechten Wege sein Selbst Ueberwindende erlangt Erlösung. Warum soll der Mensch sein Selbst überwinden? Befolgt er die Lehre, ohne nachzudenken, aus Gehorsam, nachahmend, so erlangt er die Wirkung allerdings. Fragt er aber nach dem Grunde, so entsteht die Gefahr, dass die psychologische Einsicht den Gewinn zerstöre. Denn sobald er sich zu seinem eigenen Besten überwinden will, fällt er in die bewusst egoistische Art zurück. Auch ist ja dann das Ziel und die Ueberwindung um des Ich willen eben so wenig befreiend wie sonst ein Ich-Streben.

Philalethes: Hm, — indessen die Erfahrung zeigt doch, dass eben die Sorge um das Heil der Seele das religiöse Motiv ist.

Paulus: Du selbst hast sehr richtig, als wir vom Apostel Paulus sprachen, auf den Irrthum über das Motiv hingewiesen. In Wahrheit gehen die Dinge wohl so vor sich, dass der Mensch wie zu seinen Künsten und zu seinen Tugenden so zum religiösen Leben durch seine Natur getrieben wird, dass er bei glücklicher Organisation instinktmässig das Rechte ergreift und erst hinterher Gründe für sein Handeln sucht. Wäre die Sorge um das Heil der Seele allein vorhanden, sie erreichte nie die Stärke, die natürlichen egoistischen Antriebe zu überwinden. Thatsächlich ist die Selbstüberwindung nur dann möglich, wenn der Mensch von Natur so reich an Liebe ist, dass dieser Trieb die Vorherrschaft erlangt.

Philalethes: Aber mein Bester, wenn Du den Menschen ganz zum Triebwesen machst, so wird die religiöse Lehre ja ganz überflüssig.

Paulus: So meine ich es denn doch nicht. Der Mensch ist eben ein

Doppelwesen, er handelt theils aus Instinkt, theils nach Zwecken. Die Entwickelung geht dahin, das bewusste Leben mehr und mehr zu steigern. Daran ist nichts zu ändern, wir müssen von der Unschuld durch Zweifel und Fehlgriffe zur Tugend. So muss auch die unbewusste Religiosität zur bewussten werden und die falschen Motive gehören nur dem Uebergange an. Wir können gar nicht anders, wir müssen Motive für das Handeln aufstellen und es kommt nur darauf an, dass wir die rechten finden.

Philalethes: Das rechte religiöse Motiv also wäre?

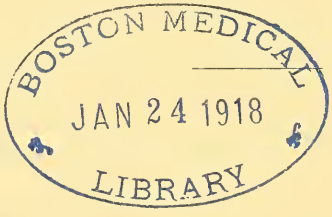
Paulus: Alles um Gottes willen zu thun oder aus Liebe zu Gott.

Philalethes: Dann aber sitzen wir wieder in der Metaphysik und die erste Frage lautet: Was ist Gott?

Paulus: Nenne es Metaphysik oder anders, auf den Namen kommt nichts an. Im Grunde ist Das, was ich sage, nur die Uebersetzung der unbewussten Religiosität in das Bewusste. Selbstverleugnung und Mitgefühl sind nur die zwei Seiten der selben Münze. Dieses ist, in Begriffe übersetzt, die Erkenntniss, dass wir Eins mit den Anderen sind, jene ist der Folgesatz, dass die Beschränkung auf das Ich eine Täuschung ist. Die durchgehende Selbstverleugnung setzt auch das durchgehende Mitgefühl voraus, die Erkenntniss, dass wir Eins sind mit allen Wesen, mit der Welt. Daraus ergiebt sich ohne Weiteres, dass wir uns in der Welt wiederfinden müssen, dass Das, was unseren Kern bildet, auch im Herzen der Welt wiederzufinden sei, dass somit ein Gott — in diesem oder jenem Sinne — vom religiösen Gefühle gefordert werde.

Philalethes: In diesem Sinne freilich, alter Freund, möchtest Du Recht haben. Doch kommt die Nacht herauf, wir müssen enden.

Paulus: Auf Wiedersehen!


BOSTON MEDICAL
JAN 24 1918
LIBRARY

Psychiatrie und Literaturgeschichte.

Die Irrenärzte haben vielfach mit Vorurtheilen zu kämpfen, hässliches Misstrauen wird ihnen oft entgegengebracht. Unverständniss und Missverständniss kommen bei jeder Gelegenheit zu Tage. Die Ursachen dieser Uebelstände sind verschiedenartig: Grauen vor dem Wahnsinne, Neigung zum Aberglauben, historische Erinnerungen, juristische, theologische Ueberhebung u. a. m. Der Hauptfeind aber ist die Unwissenheit. Wer kann ihn bekämpfen, als die Irrenärzte selbst? Die Mauern müssen niedergelegt, Gitter und Schlösser entfernt werden. Das heisst nicht nur, dass die Irrenhäuser aus Gefängnissen zu Krankenhäusern gemacht werden mussten, sondern es gilt auch im geistigen Sinne. Der Irrenarzt muss aus seiner Zurückgezogenheit heraustreten, in das Leben hinein. Die Bewohner der Irrenhäuser sind nur ein kleiner Theil der geistig Kranken. Das ganze Leben ist mit dem Psychopathologischen durchsetzt, so soll der Irrenarzt auch am ganzen Leben theilnehmen, es mit seinem Verständnisse zu durchdringen suchen. Man kann den Irrenärzten den Vorwurf nicht ersparen, dass manche von ihnen ihre Aufgabe zu eng gefasst haben. Für manche waren die Mauern der Anstalt das Ende der Welt. Viele haben sich durch das Wort „Wissenschaft" hypnotisiren lassen. Die Psychiatrie ist ein Theil der Medizin, die Medizin ist ein Theil der Naturwissenschaft, alle Naturwissenschaft strebt danach, Physik und Chemie zu werden, folglich muss die Psychiatrie auch Physik und Chemie werden. Der naturwissenschaftliche Drang führte zunächst zu Ueberschätzung der Anatomie. In gänzlicher Verkennung des Sinnes ihrer Aufgabe haben manche Irrenärzte sich zu Dienern der Anatomen gemacht. Gewiss ist der Nachweis, welche Veränderungen im Gehirn den krankhaften Geisteszuständen entsprechen eine der Aufgaben der Psychiatrie, aber sie ist nicht die Hauptaufgabe.*) Die pathologische Gehirnanatomie ist ein Nebenfach, die normale Gehirnanatomie aber gehört gar nicht zu den Aufgaben der Psychiatrie. Gewiss ist es sehr schön, wenn ein Psychiater sie fördert, aber er treibt dann nicht sein Fach, sondern vom amtlichen Standpunkte aus Allotria. Will sich jemand neben der Psychiatrie der Gehirnanatomie widmen, so ist ihm das natürlich unbenommen, aber er sollte nicht

*) Wie weit der Sinn der Dinge verkehrt wird, kann man daraus sehen, dass in manchen Anstalten der Assistent, der die mikroskopischen Schnittchen macht, der „wissenschaftliche Assistent" genannt wird, im Gegensatze zu denen, die sich mit den Kranken beschäftigen. Kann man die Klinik gröber beleidigen?

vergessen, dass die Kräfte eines Menschen beschränkt sind. Die Kräfte, die der Anatomie gewidmet werden, werden der Psychiatrie entzogen. Die Gehirnanatomie ist eine so ernste und schwere Sache, dass es nicht zweckmässig ist, in ihr zu dilettiren; hier heisst es entweder oder, ganz oder gar nicht. Thatsächlich sind die meisten Arbeiten derer, die nebenher etwas Gehirnanatomie treiben, ganz werthlos, Hindernisse statt Förderung des Fortschrittes. Die Irrenärzte könnten nicht so oft Allotria treiben, wenn die Psychiatrie ihre Zeit ganz erfüllte. Liegt das an der Psychiatrie? Doch wohl nur daran, dass die Psychiatrie nicht recht erfasst wird. Die Psychiatrie ist grundsätzlich verschieden von allen anderen Naturwissenschaften (natürlich mit Ausnahme der Psychologie), denn ihr Gegenstand ist nicht das im Raume Ausgedehnte, sondern der krankhafte Geisteszustand. Zwar fasst ihn die Psychiatrie auf als in Beziehung zu dem Räumlichen, d. h. zu dem Leibe oder dem Gehirn, aber in erster Linie ist ihr Ziel der Unterschied zwischen der gesunden und der kranken Geistesthätigkeit. Will die Psychiatrie wirklich „wissenschaftlich“ sein, so muss sie klinisch sein. Die ernst gefasste klinische Psychiatrie aber bietet Aufgaben, die die ganze Kraft in Anspruch nehmen. Sie setzt voraus eine eingehende Kenntniss der gesunden Geistesthätigkeit unter den verschiedensten Umständen, da ohne diese die Kenntniss der Abweichungen nicht möglich wäre. Es handelt sich nicht nur darum, die einzelnen Formen des Irreseins und ihren Verlauf zu erkennen, eine Aufgabe, die ja noch längst nicht gelöst ist, sondern auch darum, die geistige Thätigkeit überhaupt zu beurtheilen. Ueber die Gesundheit im gewöhnlichen Sinne urtheilt der Arzt, Aerzte haben die Hygieine geschaffen, ebenso soll über die geistige Gesundheit der Psychiater urtheilen, denn er allein ist dazu befähigt, weil er allein weiss, was krank bedeutet. Will aber der Psychiater diese Aufgabe recht erfüllen, so darf kein Gebiet geistigen Lebens ihm fremd sein, er muss überall zu Hause sein, um die Bedingungen geistiger Gesundheit zu kennen, wie der Hygieiniker die verschiedenen Gewerbe, Fabrikbetriebe u. s. w. kennen muss als die Bedingungen körperlicher Gesundheit. Fasst man die Psychiatrie so auf, so wird sie aus einer Magd zu einer Herrscherin. Dann aber wird sie das, was sie ihrer Natur nach sein soll. Der Psychiater wird ein Richter in allen menschlichen Dingen, ein Lehrer des Juristen und des Theologen, ein Führer des Historikers und des Schriftstellers. Nur vergesse man nicht, das weder anatomische noch chemische Studien zu dieser Höhe führen können, dass nur der ein Richter in geistigen Dingen sein kann, dem nichts Geistiges fremd ist.

Ein Beispiel dafür, wie weit sich das Reich der Psychiatrie erstreckt, bietet die psychiatrische Literaturbetrachtung. Von ihr haben sowohl die Psychiater als die Literaturhistoriker wesentlichen Vortheil zu erwarten. Jene haben zu erkennen, wie die „psychopathischen Mehrwerthigkeiten" beschaffen sind, ein Studium, das vielleicht nicht minder wichtig ist, als das der „Minderwerthigkeiten", um mich dieses jetzt beliebten, aber übellautenden Wortes zu bedienen. Gewisse Aufschlüsse lassen sich nur an hochstehenden Persönlichkeiten gewinnen: Abhängigkeit der Talente von der Organisation des Individuum und von der Beschaffenheit der Vorfahren, Gang der Vererbung, Verhältniss zwischen dem Plus und Minus der Fähigkeiten, ob einem bestimmten Plus ein bestimmtes Minus entspricht u. s. f. Die Irrenanstalt ist kaum der Ort, an dem die Hyperplasie des Gehirns studirt werden kann; abgesehen von partiellen Hyperplasieen, die gelegentlich vorkommen, trifft man dort nur die Armen im Geiste. Aber auch im Leben wird nur Wenigen das Glück gegeben sein, die grossen Geister zu studiren. So bleibt nur die Literatur, bezw. die Biographie. Leider sind die Lebensbeschreibungen im ärztlichen Sinne gewöhnlich ganz ungenügend. Das schönste Material ist verschleudert worden und wird verschleudert, weil die Bearbeiter keine psychiatrischen Kenntnisse haben und weil sie in der Regel überhaupt keine Ahnung davon haben, worauf es ankommt. Unser Urtheil über viele historische Persönlichkeiten ist und bleibt mangelhaft, weil die Fragen, die der Arzt zu stellen hätte, nicht mehr beantwortet werden können. Würde die Biographie und die Geschichte überhaupt mit ärztlichem, speciell mit psychiatrischem Verständnisse geschrieben, so würde Vieles anders aussehen, als es jetzt aussieht. Soll es immer so bleiben, soll es nicht Aufgabe der Aerzte sein, die ihnen eigene Kenntniss vom menschlichen Wesen hinauszutragen und die Leute zu zwingen auf das ärztliche Wort zu hören? Kein Mensch wird verstanden, wenn das ärztliche Urtheil über ihn fehlt. Unerträglich ist es, zu sehen, wie Philologen und andere Buchgelehrte über Menschen und Handlungen aburtheilen, ohne zu ahnen, dass dazu mehr nöthig ist als das Moralisiren und die landläufige Menschenkenntniss. Dem Arzte muss sein Recht werden, er muss überall gehört werden und er wird es werden, sobald sein Urtheil hörenswerth ist. Freilich ist der Weg vom „Pflasterkasten" zum Seelenarzte weit, ist er aber zurückgelegt, so ist auch das Ansehen des Arztes anders und seine Stimme reicht weiter als zuvor. Die, die jetzt im Besitze des Urtheils sind, werden anfänglich Schwierigkeiten machen. Man darf ihnen das nicht allzusehr übel nehmen, denn es ist immer schwer, einen anderen mitregiren zu

lassen. Man darf sich auch nicht wundern, wenn sie mit komischer Naivetät sich selbst für kompetent erklären. Als ich vor 10 Jahren die Krankengeschichte Rousseau's veröffentlicht hatte, schrieb ein bekannter Literaturhistoriker, das sei alles recht schön und gut, aber er für seine Person sei doch nicht davon überzeugt worden, dass Rousseau geisteskrank war. Allmählich aber wird eine Wandlung eintreten und die Literaturhistoriker werden einsehen lernen, wie nützlich ihnen die Mitarbeit der Aerzte ist. Im Grunde streben die meisten von ihnen doch ehrlich nach der Wahrheit; sehen sie erst ein, dass die psychiatrische Beurtheilung thatsächlich neue Aufschlüsse gewährt, so wird der Widerstand aufhören. Schon jetzt sieht man ein, dass das Werk nicht begriffen werden kann, es sei denn als Produkt der Person. Man muss noch einsehen, dass die Person nicht begriffen werden kann, wenn das Pathologische nicht berücksichtigt wird. Die alte populäre Trennung der Leute in gesunde und in kranke muss aufgegeben werden, jeder Mensch ist in gewissem Grade pathologisch und in Aller Werken spielt das Pathologische mit, je höher aber der Mensch steht, um so mehr. Es wäre daher ganz verkehrt, anzunehmen, dass nur bei den Schriftstellern, die im gewöhnlichen Sinne geisteskrank waren, die ärztliche Beurtheilung eine Rolle spiele, nein, jeder bedarf ihrer. Wie es keinen ganz symmetrischen Schädel giebt, so giebt es auch kein schlechthin normales Gehirn, bestimmte Begabung setzt Hyperplasie bestimmter Gehirntheile voraus, das ist nicht möglich ohne Störung des Gleichgewichts u. s. f. Diese Wahrheiten wird man anerkennen müssen, man mag wollen oder nicht. Sind sie erst einmal anerkannt, so wird auch das Studium der „Mehrwerthigkeiten" fruchtbarer werden, als es jetzt ist. Denn man wird dann das Versäumte nachholen, soweit es geht, man wird wenigstens den Lebenden mit anderen Augen betrachten und dafür sorgen, dass die nöthigen Unterlagen zu einer vollständigen Beurtheilung beschafft werden. Hie und da beobachtet man schon Anfänge, wie die Beschreibung Zola's durch Toulouse darthut. Mögen auch Uebertreibungen und Fehlgriffe vorkommen, das schadet nichts, denn die Hauptsache ist die, dass der richtige Weg eingeschlagen wird. Aller Anfang ist schwer und mit der Zeit wird sich auch hier alles machen.

Möge also der Psychiater auf Eroberungen ausziehen und sein Reich ausdehnen, so weit es geht. Bringt ihn dieses Streben in nähere Berührung mit der allgemeinen Literatur, so wird das auch den Nebenvortheil haben, dass die medizinische Sprache der deutschen immer ähnlicher werden wird.

Ueber J. J. Rousseau's Jugend.

Es möchte kaum einen anderen Menschen gegeben haben, der im Sinne der „pathologischen Pädagogie“ merkwürdiger und lehrreicher wäre als Rousseau. Noch heute schwankt das Urtheil über Rousseau hin und her, aufrichtige Begeisterung für den liebenswürdigen, hinreissenden Schriftsteller wechselt mit Schmähungen gegen seinen Charakter. Auch die, die den Werth seiner Werke anerkennen, sprechen oft mit Missachtung oder mit hochmüthigem Bedauern von seiner Person. Besonders in Frankreich kommt in den Schriften über Rousseau die Gehässigkeit immer wieder zu Tage. Den Franzosen ist Rousseau stets in gewissem Sinne ein Fremder geblieben. Er lebte in Streit mit den Leuten, die den Franzosen die Geisteshelden ihres Volkes im 18. Jahrhundert sind, und in diesem Streite trat die moralische Erbärmlichkeit vieler dieser Helden unverhüllt hervor. Hat Rousseau recht, so leidet die gloire. Dieser Gedanke allein scheint mir die feindselige Gesinnung mancher französischen Schriftsteller gegen Rousseau zu erklären, die aus Girardins Schmähungen spricht, und die bei anderen wenigstens dazu führt, in zweifelhaften Fällen das Unrecht auf Rousseau's Seite zu suchen. Wir sind als Deutsche besser daran, denn für den Herrn Grimm, den boshaftesten Gegner Rousseau's, brauchen wir uns nicht zu erwärmen. Thatsächlich sind die deutschen Urtheile über Rousseau durchgängig gerechter und wohlwollender als die französischen. Nur muss man den Deutschen den Vorwurf machen, dass sie Rousseau zu rasch vergessen haben. Von allem anderen abgesehen muss schon deshalb Rousseau uns jederzeit lebendig sein, weil unsere Literatur von ihm auf das ernstlichste beeinflusst worden ist. Ohne Rousseau's „Julie“ hätten wir „Werther's Leiden“ nicht, ohne Rousseau wäre Kant nicht der, der er ist, etc. Wenn man das deutsche und das schweizerische Urtheil über Rousseau im allgemeinen von Gehässigkeit freisprechen darf, so ist es doch vielfach sehr schief, weil die Beurtheiler nicht den richtigen Standpunkt

einnehmen, weil ihnen die Kenntnisse fehlen, die zur Beurtheilung der Person Rousseau's unentbehrlich sind. Alle „Konstruktionen" des Charakters von psychologischen Anschauungen aus, alle psychologischen Motivirungen der Schicksale und Entschliessungen sind werthlos, denn die Literaturkenntniss und die Psychologie befähigen nie und nimmermehr zum Verständnisse des Pathologischen. Alles Sperren hilft da nichts, entweder muss der Literaturhistoriker sich die nöthigen positiven Kenntnisse zu verschaffen suchen, oder er muss dem sachverständigen Arzte das erste Wort lassen. Neuerdings hat man, besonders von Genf aus, viel Gewicht auf Archiv-Forschungen gelegt. Ich verkenne den Werth solcher Feststellungen nicht, aber das Ergebniss ist doch recht gering, und im Lichte der psychiatrischen Erkenntniss verlieren viele der Korrekturen ihre Bedeutung, da Einzelheiten, die für den Gesunden wichtig sein mögen, oft ganz gleichgiltig werden, sobald die Geisteskrankheit des Betroffenen festgestellt ist. Auf jeden Fall ist die sachverständige Beurtheilung des Ganzen das erste, die historische Genauigkeit kommt erst nachher.

Die meisten kommen zu Rousseau's Person dadurch, dass sie die „Bekenntnisse" lesen. Diese aber werden einzig und allein dann verständlich, wenn man ihren Zweck kennt. Die Bekenntnisse sind die Vertheidigungschrift eines Geisteskranken. Als Rousseau sie niederschrieb, litt er an Paranoia, und er wollte durch unbedingt wahrhafte Darstellung seiner Person und seiner Lebensgeschichte die Vorwürfe widerlegen, die nach seinem Wahne gegen ihn erhoben wurden. Er war der Ueberzeugung, dass seine Verfolger die niederträchtigsten Schmähungen über ihn verbreiteten, dass das „Komplott" dahin zielte, ihn der Welt als einen abscheulichen Verbrecher, als den Auswurf des menschlichen Geschlechtes darzustellen, deshalb beschloss er, alles zu sagen, selbst den Schleier von alledem wegzuziehen, was an ihm tadelnswerth sein mochte, andererseits aber ungescheut das Gute an ihm zu schildern und die Feindseligkeit seiner sogenannten Freunde zu offenbaren. Nichts ist verkehrter, als in den Bekenntnissen eine gewöhnliche Biographie zu sehen; Prozess-Akten sollen sie sein, und nie verliert Rousseau sein Ziel, immer schreibt er als Angeklagter, immer hat er das Komplott vor Augen, die schauderhaften Anklagen, die, wie er glaubte, von aller Welt für wahr gehalten wurden. Es ist richtig, dass der hier betonte Charakter der Bekenntnisse im zweiten Theile deutlicher hervortritt als im ersten. Aber auch als er den ersten Theil schrieb, war Rousseau paranoiakrank. Schon als er den Plan entwarf, hatte er zunächst seine Feinde vor Augen. Dabei ist natür-

lich zuzugestehen, dass bei manchen Schilderungen der Reiz der Erinnerung die Sorgen der Gegenwart verdrängte.

Die Paranoia ist eine endogene Krankheit, man bekommt sie nicht, wie man eine Lungenentzündung bekommt, von aussen her; nur der kann ihr verfallen, der die Anlage zu ihr mit auf die Welt gebracht hat; sie wächst aus dem Innern des Menschen heraus, der Mensch erkrankt an Paranoia, weil er der ist, der er ist. Es ist Unsinn, zu glauben, ein von vornherein wirklich gesunder Mensch könnte ein Paranoiakranker werden, vielmehr ist ein solcher pathologisch vom Mutterleibe an, und längst, ehe Wahnvorstellungen auftreten, wird er anders reagiren als andere Menschen, ja schon als Kind wird er Abweichungen vom Normalen zeigen. Mit anderen Worten, die Paranoia ist ein Ausdruck der ererbten Entartung, und der, der später paranoisch wird, ist von Anfang an ein Entarteter, ein von der Regel, der Norm Gewichener. Dies muss bei der Beurtheilung Rousseau's durchaus festgehalten werden, und andererseits muss man nicht nur den Wahnvorstellungen gegenüber, sondern überhaupt dessen eingedenk sein, dass die krankhaften Seelenzustände nicht psychologisch zu verstehen sind, und dass äussere Einwirkungen nie einen zureichenden Erklärungsgrund bilden. Aus der Tiefe des Unbewussten steigen die krankhaften Gefühle, die wunderlichen Zu- und Abneigungen, die falschen Vorstellungen hervor; hier hilft kein Raisonnement, die Erfahrung des Arztes allein kann ihre Bedeutung verstehen lassen. Aeussere Umstände, besondere Erfahrungen können die krankhafte Reaktion abändern, das Nebensächliche bestimmen, aber sie sind nie die wesentlichen Bedingungen. Nur wer dies alles begriffen hat, kann einen Menschen, wie Rousseau einer war, annähernd gerecht beurtheilen, und nur unter diesen Voraussetzungen kann man die Bekenntnisse Rousseau's recht verstehen.

Noch Folgendes ist vorauszuschicken. Man hat oft an der Wahrheitliebe Rousseau's gezweifelt. Die historische Prüfung aber, die Vergleichung der Bekenntnisse mit Briefen und Urkunden hat bewiesen, dass da, wo ein Urtheil möglich ist, Rousseau fast immer die Wahrheit sagt, dass das Falsche auf Gedächtnissfehler zurückzuführen ist, und dass Rousseau sich nur über Nebenumstände geirrt hat. Der Sachverständige konnte dieses Ergebniss voraussehen, denn nicht nur trägt die Darstellung Rousseau's unverkennbar den Stempel der Wahrhaftigkeit, unverkennbar wenigstens für jeden, der über solche Dinge ein Urtheil hat und nicht gegen Rousseau voreingenommen ist, sondern auch es lässt die Absicht der Bekenntnisse die Aufrichtigkeit des Schreibenden als höchst wahrscheinlich annehmen. Gegenüber den

entsetzlichen Anschuldigungen, die nach der Meinung Rousseau's über ihn verbreitet wurden, mussten ihm seine wirklichen Schwächen und Fehler als Nichts erscheinen. Es ist durchaus begreiflich, dass Rousseau auf sie geradezu mit Freude hinweist, sie unterstreicht und bei ihrer Schilderung wohl auch ein bischen übertreibt, denn es musste ihm die grösste Genugthuung gewähren, alles heraussagen zu können und doch sich sagen zu dürfen: Mein wirkliches Ich ist ein Engel gegen den greulichen Unhold, als den meine Verfolger mich schildern. Weder von Lüge, noch von Schamlosigkeit kann die Rede sein. Der gequälte und geängstigte Kranke wirft vielmehr sozusagen den eingebildeten Verfolgern seine Fehltritte als Beute hin: Da nehmt und zeigt es der Welt, alle meine wirkliche Schlechtigkeit ist nichts gegen eure Verleumdungen. Ferner war Rousseau von der Macht seiner Feinde, davon, dass das Komplott im Stande wäre, alles aufzufinden, jeden Fehler zu entdecken, fest überzeugt. Er musste sich sagen, lässt du dir falsche Aussagen zu schulden kommen, so werden sie deine Lügen triumphirend der Welt vorzeigen und rufen: Seht, so lügt der Mensch. Rousseau sagte sich: Allein mit der Wahrheit kannst du schliesslich durchkommen, jedes falsum ist Wasser auf die Mühle deiner Feinde, denn sie, die alles erfahren, würden auch dies erfahren. Also, an der Wahrhaftigkeit der Bekenntnisse ist weder a posteriori noch a priori zu zweifeln. Dagegen darf man ein anderes nicht ausser acht lassen. Rousseau's übermässig reizbare Natur drängte ihn zum Gebrauche von Superlativen. Die Neigung zum Aufsetzen greller Farben war offenbar von Anfang an vorhanden, sie nahm aber zu mit der krankhaften Aufregung Rousseau's durch seine Paranoia-Gedanken. Jeder Paranoiakranke wird zu bestimmten Uebertreibungen geführt. Weiter und weiter dehnt sich ihm der Kreis der Verfolger aus, bis schliesslich alles, was geschieht, mit Beziehung auf ihn, gegen ihn geschieht. Das krankhafte Denken zwingt den Leidenden, alles auf seine Person zu beziehen, sich zum Mittelpunkte alles Geschehens zu machen. Im Anfange erstaunt er selbst darüber, wie es komme, dass alle die anderen, ja auch die Grossen und Mächtigen gegen ihn intriguiren, ihn beobachten, auf die geringste seiner Handlungen achten, dass die Zeitungen, die Prediger, die Schauspieler, die Redner im Parlamente ihn meinen etc. Aber allmählich gewöhnt er sich daran, und in gleichem Maasse wächst der Glaube an die Bedeutung der eigenen Person, da doch das Ganze nicht verständlich wäre, wenn ihm nicht ein geheimnissvoller Werth, unvergleichliche Wichtigkeit zukäme. Diese paranoische Auffassung ist in Rousseau's Bekenntnissen zwar nur angedeutet, immerhin aber liegt sie zu Grunde,

und sie erklärt manches Verwunderliche, so die wiederholte Hinweisung darauf, er sei anders als alle anderen Menschen, und die anderen Stellen, die eine moralisirende Betrachtung veranlasst haben, Rousseau des Hochmuthes anzuklagen. Immer, auch da, wo das paranoische Element fehlt, behalten Rousseau's Schilderungen etwas Superlativisches. Besonders dann, wenn er von seinen Leidenschaften und Leiden spricht, gebraucht er gern die stärksten Ausdrücke. Nach den Schilderungen seiner krankhaften Zustände wundert man sich, dass er überhaupt noch ein Glied rühren kann; eben noch hat er sich todkrank gemalt, und unmittelbar darauf berichtet er von Leistungen, die jedem Gesunden Ehre machen würden. Erregbarkeit und Hypochondrie hier, paranoische Auffassung dort geben dem Ganzen eine eigenthümliche Färbung, und der Leser der Bekenntnisse muss wissen, wie diese zu Stande gekommen ist.[1]) —

[1]) E. Dühring (Die Grössen der mod. Literatur. Leipzig 1893, II, p. 57) sagt von Rousseau: „Trotzdem gehört es aber zu den ärgsten Verkehrtheiten, die Art, wie Rousseau von seinen Feinden und sogenannten Freunden dachte, in der Hauptsache nicht als sachlich begründet anzuerkennen, sondern zu einem puren Wahn zu stempeln, der unzurechnungsfähig und für das Irrenhaus reif mache. Sollte wirklich ein angeblich Sachverständiger nicht aus Bosheit, sondern in gutem Glauben über Rousseau's Taxirung der Freunde und Feinde eine solche Voraussetzung machen, so würde die Frage umzukehren und zu untersuchen sein, ob so ein Mensch nicht am psychiatrischen Wahn leide und ihm seine eingebildete Sachverständigkeit nicht mit störenden Congestionen zu Kopfe gestiegen sei und gewisse Gehirnwindungen verschroben habe."

Da mein Buch über Rousseau's Krankheit im J. 1889 erschienen ist, habe ich vielleicht Dühring's freundliche Aeusserung auf mich zu beziehen. Freilich müsste dieser dann sehr ungenügende Kenntniss meiner Darstellung gehabt haben, denn ich habe vollständig anerkannt, dass Rousseau wirklich verfolgt worden ist, dass bei ihm ausnahmeweise Verfolgung und Verfolgungswahn zusammentreffen. Aber für die Frage, ob Paranoia oder nicht, ist die andere, ob Verfolgung oder nicht, ohne Bedeutung, denn die bösen Sachverständigen getrauen sich, jene Frage unabhängig von dieser zu beantworten. Das Beispiel Dühring's zeigt, was es mit dem Pochen auf den gesunden Menschenverstand und der Verachtung der Erfahrung in psychiatrischen Dingen auf sich hat.

Hier sei es mir gestattet, noch eine Bemerkung zu machen. Ich habe leider die Schriften Dühring's erst in den letzten Jahren kennen gelernt und dies erklärt sich daraus, dass einmal ich in meiner Stellung eine vollständige Kenntniss der philos. Literatur nicht anstreben konnte, zum anderen das System des Todtschweigens und des Herabsetzens durch gelegentliche Bemerkungen mir den Werth des Mannes verdeckt hatte. Aehnlich ist es mir mit A. Comte gegangen, der ja in gewissem Sinne das Vorbild Dühring's ist. Wenn ich nun auch weder Comte's noch Dühring's Lehren anzunehmen vermag, ja mich von ihnen vielfach geradezu zurückgestossen fühle, so verdanke ich ihnen doch reichhaltige Anregung und im Einzelnen auch Belehrung. Beide Männer ragen nicht nur durch Geist hoch über ihre Umgebung empor, sondern sind ausgezeichnet durch Tapferkeit, redlichen Willen und eine

Wie ich schon sagte, können wir aus der Beschaffenheit Rousseau's mit Bestimmtheit darauf schliessen, dass die Bedingungen seiner Krankheit in seinen Vorfahren liegen. Jedoch sind die geschichtlichen Angaben über diese ganz ungenügend. E. Ritter hat gesagt, in Rousseau's Familie sei die moralische Atmosphäre nicht gut gewesen, Rousseau habe, „des origines un peu troubles et limoneuses". Diesen harten Ausspruch begründet er damit, dass nach den Akten Onkel und Tante Bernard (von denen allerdings auch Rousseau keine sehr anziehende Schilderung entwirft) schon vor der Hochzeit ehelich verkehrt haben, dass Rousseau's Vater einmal wegen nächtlichen Strassen-Spektakels mit einer Ordnungstrafe belegt worden ist, dass die Tanten Rousseau's vom Konsistorium getadelt worden sind, weil sie Sonntags Karten gespielt haben! Das ist denn doch eine etwas wunderliche Beweisführung. Wie bedenklich müsste es danach um viele Familien aussehen, wenn die Studentenstreiche der Väter herauskämen. Dass seine Familie heiter und lebenslustig war, betont Rousseau selbst, und es ist sehr begreiflich, dass unter dem drakonischen Regiment der Genfer Geistlichkeit ein lebenslustiger Mensch in die Akten kommen konnte. Also damit ist es nichts.

Rousseau schildert seine Eltern sehr liebevoll. Die Mutter war klug und schön, sorgfältig erzogen und tüchtig als Frau. Sie starb bei Rousseau's Geburt, hinterliess ihm aber ihre körperlichen und geistigen Vorzüge. Der Vater scheint ein Gemenge guter und bedenklicher Eigenschaften gewesen zu sein. Er war ein tüchtiger Uhrmacher, war gut unterrichtet, patriotisch gesinnt, zärtlich und liebevoll. Dabei muss er aber heftig, unstet und leichtsinnig gewesen sein. Er liebte seine spätere Frau nach Rousseau schon in früher Jugend. errang sie erst nach langen Kämpfen, ging aber trotzdem als noch junger Ehemann nach Konstantinopel, wurde da Serail-Uhrmacher und blieb 7 Jahre lang weg. In der Erziehung seiner beiden Söhne verfuhr er recht eigenthümlich. Er liebte Wein und Geselligkeit mehr als gut war und scheint wiederholt in Streitigkeiten verwickelt worden zu sein. Im Jahre 1720 bekam er Streit mit einem französischen Offizier, schlug sich mit diesem und verliess, als er nach seiner Meinung ungerechte Strafe erdulden sollte, seine Stadt für immer. Trotz seiner Zärtlichkeit gegen Jean-Jaques hat er später durchaus nicht mit thatkräftiger Liebe für ihn gesorgt. Aller Wahrscheinlichkeit nach verdankt Rousseau seine krankhafte Beschaffenheit dem väter-

---

durch keine Verfolgung zu ermüdende Ausdauer. Ich ergreife deshalb die Gelegenheit, meine Hochachtung vor ihnen auszusprechen.

lichen Keime. Dafür spricht auch, dass nach Corancez ein Neffe des Vaters einen Anfall von Geistesstörung durchgemacht hat, obwohl wir zu wenig über diesen Verwandten wissen, um zuversichtlich reden zu können. Es ist auch möglich, dass das Verhältniss zwischen dem väterlichen und dem mütterlichen Keime so beschaffen war, dass aus ihrer Vermischung keine normale Bildung hervorgehen konnte. Ausser Jean Jaques war noch ein 7 Jahre älterer Bruder vorhanden. Diesen hatte der Vater vor seiner Türken-Reise erzeugt. Jean-Jaques sagt, der Vater habe ihn auch später vernachlässigt. Thatsache ist nur, dass er liederlich wurde, schliesslich davon lief und nicht wiederkam. Man wird nicht fehl gehen, wenn man auch in dem älteren Sohne eine krankhafte Natur vermuthet.

Jean-Jaques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 geboren. Das Kind scheint asphyktisch gewesen zu sein. „Ich kam fast todt zur Welt: man hatte wenig Hoffnung, mich zu erhalten.“ In die Pflege des Kindes theilten sich eine Schwester des Vaters und die Amme. Von der Sorgfalt, Tüchtigkeit und Zärtlichkeit dieser beiden spricht Rousseau mit der grössten Anerkennung. Abgesehen von der anfänglichen Schwächlichkeit scheint Rousseau ein gesundes Kind gewesen zu sein. Von Kinderkrankheiten wird gar nichts erwähnt. Jedoch brachte Rousseau einen Bildungsfehler der Blase mit zur Welt, der ihm fast während des ganzen Lebens schwere Leiden verursachte. Ob derselbe als Degenerationzeichen zu betrachten sei, das bleibe dahingestellt. Andere Degenerationzeichen (körperliche Missbildungen, die auf eine krankhafte Anlage des Nervensystems erfahrungsgemäss schliessen lassen) scheinen nicht vorhanden gewesen zu sein. Vielmehr war Rousseau nach seinen eigenen und der Zeitgenossen Angaben sowohl, als nach den erhaltenen Abbildungen im Allgemeinen wohlgebildet. Er besass besonders eine schöngewölbte Stirn, einen zierlichen Mund, kleine, etwas tiefliegende, feurige Augen, eine sehr angenehme Stimme, dunkles Haar und, wie mit Rücksicht auf die damalige Tracht hervorgehoben wird, „ein gefälliges Bein“. Er war schlank gewachsen und erreichte nur mittlere Höhe. Wiederholt bemerkt Rousseau, dass er kurzsichtig gewesen sei. Bemerkenswerth ist, dass er nach seiner Angabe schon im 16. Jahre den Mund voll schlechter Zähne hatte. Frühzeitiger Zerfall der Zähne ist bei nervösen Menschen überaus häufig.

Die ersten acht Lebensjahre brachte Rousseau im väterlichen Hause zu. Rousseau selbst war ein stilles sanftes Kind. Als einzigen dummen Streich meldete er, dass er einmal in den Kochtopf einer Nachbarin gepisst habe. Das ist die zwar nicht gerade empfehlens-

werthe, aber sicher harmlose Neckerei eines Kindes, die auf der Association Topf — Topf beruht. Ausdrücklich hebt Rousseau hervor, dass er nie ein Thier gequält habe. Der Knabe lebte sehr zurückgezogen, durfte nicht allein auf die Strasse gehen und kam mit Rauhem oder Rohem nicht in Berührung. „Ich weiss nicht, was ich bis in mein fünftes oder sechstes Jahr that. Ich weiss nicht, wie ich lesen lernte; ich erinnere mich nur dessen, was ich zuerst las, und welchen Eindruck es auf mich machte. . . Von meiner Mutter hatten wir Romane geerbt: die lasen wir nach dem Abendessen miteinander, mein Vater und ich. Es handelte sich anfangs nur darum, mich an unterhaltenden Büchern im Lesen zu üben, bald aber wurde unsere Theilnahme so rege, dass wir, ohne abzusetzen, einer um den anderen lasen, und dass uns die Nächte unter dieser Beschäftigung hingingen. Wir konnten niemals aufhören, ehe wir nicht den Band zu Ende gebracht hatten. Manchmal sagte mein Vater, wenn er Morgens die Schwalben hörte, ganz beschämt: Komm zu Bette, ich bin mehr Kind als du.“ Gewiss, ein recht unverständiges Betragen auf der einen und eine ganz wunderbare Frühreife auf der anderen Seite! Man erstaunt noch mehr, wenn man von dem Inhalte der Bücher hört. Den Anfang machten Romane. Rousseau hebt hervor, dass er dabei in Gefühlen schwelgte, die ihm eigentlich ganz unverständlich waren, dass er über die eingebildeten Unglücksfälle seiner Helden mehr Thränen vergoss, als er über die eigenen später geweint, und er glaubt, dass er in dieser Kinderzeit romanhafte Auffassungen sich angeeignet habe, von denen ihn später die Erfahrung nie recht heilen konnte. „Die Romane gingen mit dem Sommer 1719 zu Ende. Im folgenden Winter kam es anders. . . Lesueurs Kirchen- und Reichsgeschichte, Bossuets Vortrag über die allgemeine Geschichte, Plutarchs Lebensbeschreibungen, Nanis Geschichte von Venedig, Ovids Metamorphosen, La Bruyère, Fontenelle und einige Bände von Molière. . .“ Man denke ein sieben- bis achtjähriges Kind! Am meisten liebte Rousseau den Plutarch. „Ich bildete mir ein, Grieche oder Römer zu sein. Ich war der Held, von dem ich las. Wenn Züge von Standhaftigkeit und Muth vorkamen, die mich lebhaft ergriffen, so funkelten meine Augen, und ich las mit starker Stimme. Eines Tages, als ich über Tische die Geschichte Scaevolas erzählte, sah man mit Schrecken, wie ich, um seine That zu veranschaulichen, meine Hand ausstreckte und über eine Kohlenpfanne hielt. Ausser der Zeit, wann mich mein Vater lesen oder schreiben liess, oder meine Wärterin mich spaziren führte, war ich immer um meine Muhme, sass oder stand neben ihr und hörte ihr zu, wenn sie stickte und sang.“ Mit Entzücken denkt der

altgewordene Rousseau an die Liedchen dieser Tante, und ihr glaubt er seine Leidenschaft für die Musik zu verdanken.

Das Stillleben im Uhrmacherhause zu Genf hörte 1720 auf. Der Sohn, dem das Vaterhaus für immer verloren ging, blieb zunächst bei einem Onkel und wurde dann, zusammen mit dessen Sohne, auf das Land geschickt. Er kam zu einem Pastor Lambercier nach Bossey. Hier führte er zwei Jahre lang ein glückliches Landleben, genoss eine strenge, aber verständige Erziehung und erfreute sich an kindlichen Spielen, die er in Genf über den Römern vergessen hatte.

Unter den Vorgängen aus dieser Zeit, über die Rousseau berichtet, ist für uns besonders einer von Bedeutung: Das Erwachen des Geschlechtstriebes. Das Verhalten des Letzteren bildet ungemein oft ein feines Reagens für die Beschaffenheit der Seele, insofern als man aus einem abnormen Verhalten des Geschlechtstriebes mit ziemlicher Sicherheit auf eine abnorme seelische Beschaffenheit schliessen kann. Nach drei Richtungen hin pflegt jene Abnormität sich zu äussern, in einem ungewöhnlich frühen Erwachen, in einem gewissen Missverhältniss zwischen Wunsch und Vermögen und in der vom Normalen abweichenden Form der Befriedigung. Alle drei Umstände finden wir bei Rousseau vor. Der neun- bis zehnjährige Knabe empfindet lebhaft sinnliche Lust. Rousseau selbst schreibt sich „ein fast von der Geburt an durch Sinnlichkeit glühendes Blut" zu. Er wird nicht müde, von der Entflammbarkeit seiner Natur, von der alle Besinnung raubenden Heftigkeit seiner Wünsche zu sprechen, und in der That spielt sowohl im Leben als in den Werken Rousseau's der Geschlechtstrieb eine so bedeutende Rolle, dass der gesunde Geschmack oft dadurch verletzt wird. Der ausschweifenden Phantasie entsprachen aber keine thätlichen Ausschweifungen. Im Gegentheile scheint, soweit man aus Rousseau's Angaben schliessen kann, das eigentlich körperliche Bedürfniss jederzeit ziemlich rasch Befriedigung gefunden zu haben. Auch entsagte Rousseau verhältnissmässig früh im Leben dem geschlechtlichen Umgange. Wenn es, wie oben bemerkt wurde, kennzeichnend ist, dass bei krankhaften Naturen sehr oft die Form der Geschlechtsbefriedigung eine abnorme ist, so ist doch die jeweilige Richtung des abnormen Triebes vielfach von zufälligen Umständen bestimmt. So auch bei Rousseau. Er erzählt, dass er zuerst sinnliche Gefühle hatte, als die etwa dreissigjährige Schwester des Pastors ihn einmal züchtige, wie man Kinder züchtigt, d. h. auf den Hintern schlug. Dass Schläge auf das Gesäss bei Knaben nicht selten Erektion und Wollustgefühl bewirken, das ist eine bekannte Thatsache. Das Merkwürdige nun ist, dass bei Rousseau die Kinderstrafe ganz unge-

wöhnliche Nachwirkungen hatte. Seine Begierden, sagt er, geriethen derart in die Irre, dass sie befangen in dem, was er zuerst empfunden hatte, fortan nach nichts anderem trachteten. „Lange Zeit gequält, ohne zu wissen wodurch, verschlang ich mit brennenden Augen die schönen Mädchen. Meine Einbildungskraft rief mir unaufhörlich ihr Bild zurück, einzig um sie auf meine Art und Weise in Handlung zu bringen und aus ihnen lauter Fräulein Lambercier zu machen." Rousseau gesteht, dass er jedem Weibe gegenüber, mit dem er in engere Beziehungen getreten war, den Wunsch hegte, sie möchte wie Fräulein Lambercier verfahren, und dass nur die Scham ihn hinderte, den Liebesdienst zu erbitten. Wirklich erfahren hat er die Gunst, die ihm als Gipfel des Vergnügens erschien, nur noch einmal und zwar von der Hand eines kleinen Mädchens, in das er als etwa zwölfjähriger Knabe leidenschaftlich verliebt war, und die freiwillig die Rolle einer strengen Lehrerin übernahm. Dagegen brachten ihn seine eigenthümlichen Neigungen später einmal mit der Polizei in Berührung. Als er als junger Mann in Turin war, wusste er seinen erregten Sinnen gar keinen Rath und verfiel darauf, an stillen Orten den vorübergehenden Frauenzimmern seine hintere Seite zu zeigen. Er gesellte sich also gewissermaassen zu denen, die dem Gerichtsarzte als Exhibitionisten bekannt sind. Die Gutmüthigkeit des von der erzürnten Weiblichkeit angerufenen Polizeimannes verhinderte schlimmere Folgen. Rousseau selbst glaubt, dass an seiner seltsamen Geschmacksverirrung hauptsächlich die ihm zu Theil gewordene sehr keusche Erziehung und seine übergrosse Schüchternheit schuld gewesen seien, die bewirkten, dass er bis zu seinen Jünglingsjahren keine deutliche Vorstellung vom Geschlechtsakte hatte und sich diesen als etwas Unerhörtes, ja Widerwärtiges vorstellte. Diese Bemerkungen enthalten gewiss Richtiges, aber die allgemeine Erfahrung und die Thatsachen des späteren Lebens Rousseau's selbst beweisen, dass die Hauptsache seine von Haus aus abnorme Natur war. Die Neigung, sich der Geliebten zu unterwerfen und ihr Sklavendienste zu thun, ja sich von ihr misshandeln zu lassen und dies wollüstig zu empfinden, ist neuerdings als Masochismus geschildert worden. Sie kommt in ähnlichen Formen als wie bei Rousseau nicht selten vor und scheint öfter denselben Anlass zu haben. Einer meiner Patienten war im 8. Jahre von einem vollbusigen Mädchen a posteriori behandelt worden, und obwohl er sonst ganz korrekt war, wünschte er noch als 40jähriger Mann wieder etwas Aehnliches zu erleben. Wie bei anderen krankhaften Menschen trat auch bei Rousseau nach erlangter Reife nicht das normale Verhalten ein. Die eigentlich gesunde Liebe, die Geist und Körper zu-

gleich ist, blieb ihm fremd. Sein Verhältniss zu den Weibern war bald Schwärmerei, bald blosse Sinnlichkeit. Ob die erfolglose Neigung des 45jährigen Mannes zur Gräfin Houdedot eine Ausnahme bildet, steht dahin. Kam es wirklich zum geschlechtlichen Umgange, dann war die Zufriedenheit im Allgemeinen nicht sehr gross, noch ungetrübt. Mit einer Art von Erleichterung pflegte Rousseau dann aus der Wirklichkeit in die Welt seiner Träume zurückzukehren. Wie man sich denken kann, blieb Rousseau bei diesen Anlagen auch der Selbstbefriedigung nicht fremd. Er kam zu dieser Art, sich von unbequemen Erregungen zu befreien, etwa im 17. Jahre und gab die Gewohnheit nie ganz wieder auf. Von einer (an sich unwahrscheinlichen) Neigung Rousseau's zu Personen männlichen Geschlechts ist gar nichts bekannt; als ihm die Sache entgegen trat, wies er sie als fremd und widerlich zurück.

Ausser dem Abenteuer mit Fräulein Lambercier betont Rousseau noch eine heftige Gemüthsbewegung, die er in Bossey erlitt. Er sowohl, wie sein Busenfreund und Vetter waren unschuldig grausam bestraft worden. Rousseau glaubt, dass durch diese Erfahrung sich das Aufwallen heftigsten Zornes beim Anblick einer jeden Ungerechtigkeit, wie er es Zeit seines Lebens empfunden habe, erkläre.

Die erwähnte üble Erfahrung verleidete den Knaben das Leben in Bossey. Auch von der anderen Seite war die Zuneigung abgekühlt. Kurz, der Aufenthalt auf dem Lande fand ein Ende, und die Vettern kehrten in die Stadt zurück. Der Onkel Bernard hatte weder Beruf noch Neigung zum Erzieher. Er überliess die Jungen so ziemlich sich selbst, und diese verbrachten, etwas lernend und viel spielend, für einander in ziemlicher Abgeschlossenheit von der Welt lebend, einige Jahre. Endlich entschloss man sich, einen Beruf für den jungen Rousseau zu wählen, und brachte ihn in die Schreibstube eines Stadtschreibers. Hier gefiel es ihm gar nicht. Der phantasievolle Knabe konnte an dem langweiligen Abschreiben und einem Berufe, als dessen Endzweck er nur schnöden Gelderwerb betrachtete, keinen Geschmack finden. Dem Stadtschreiber wieder gefiel Rousseau nicht, er behandelte ihn schlecht und schickte ihn bald als untauglich nach Hause. Nun wurde der arme Knabe von den nicht gerade liebreichen Verwandten zu einem Graveur in die Lehre gegeben. Wenn Rousseau auch die neue Arbeit selbst nicht übel fand, so fühlte er sich doch in dem Hause seines Lehrherrn sehr unglücklich. Denn dieser war ein heftiger und roher Mann, der mit Scheltworten und Schlägen nicht sparte, und seine Härte liess das Schicksal eines Handwerkerlehrlings dem bis dahin an Freiheit und feinere Lebensformen Gewöhnten als

doppelt hart erscheinen. Der verschüchterte und verbitterte Knabe wurde gegen das Höhere gleichgiltig, er fing an, zu lügen und zu naschen, und führte das Leben eines Thunichtgut. Bald empfand er die Nichtigkeit seines Treibens und verfiel, als er eine kleine Leihbibliothek entdeckte, einer bei jungen Leuten nicht seltenen Lesewuth. Halb lebte er nun in der Wirklichkeit, den Stichel handhabend und Schläge empfangend, halb in der Welt der Romane als Ritter junger und schöner Prinzessinnnen.

Nachdem die unerquickliche Lehrlingzeit zwei Jahre lang gedauert hatte, fand sie einen unerwarteten Abschluss. Schon zweimal war Rousseau, als er mit den Gespielen am Sonntagabend den Thorschluss versäumt hatte, hart bestraft worden. Als sich nun das Unglück zum dritten Male ereignete, brachte die Angst vor der angedrohten schlimmeren Strafe bei Rousseau den Entschluss, sich der Knechtschaft zu entziehen, rasch zur Reife, und der Sechzehnjährige wandte seiner Vaterstadt den Rücken, um rath- und mittellos in die Welt zu gehen. Nach einigen Tagen kam er zu einem katholischen Pfarrer. Dieser erblickte in dem Flüchtling eine Beute seiner Kirche und schickte ihn nach Annecy zu Frau von Warens. Am Palmsonntage des Jahres 1728 langte Rousseau daselbst an und lernte die merkwürdige Frau kennen, in der er Beschützerin, Lehrerin, Freundin und Geliebte fand. Es ist bekannt, dass Jünglinge von lebhaftem Geiste ihre ersten schwärmerischen Neigungen oft Frauen oder Mädchen zuwenden, die beträchtlich älter sind als sie, und so ist es nicht wunderbar, dass der erste freundliche Blick, das erste gütige Wort der liebreizenden Frau von 28 Jahren, die Rousseau statt der gefürchteten alten Betschwester entgegentrat, sein Herz gefangen nahmen. Frau von Warens, die wegen „häuslichen Verdrusses“ aus ihrer Vaterstadt Vevey geflohen war und in Annecy als Neubekehrte unter der Aufsicht des Bischofs lebte, durfte sich dem Auftrage, in Rousseau der alleinseligmachenden Kirche ein neues Glied zuzuführen, nicht entziehen und liess den Jüngling, dessen Schicksal ihr nahe ging, mit zwei Wanderern von zweifelhafter Tugend nach Turin reisen, um dort in ein Hospiz für Katechumenen einzutreten. Trotz seiner bedrängten Lage wanderte Rousseau im Leichtsinne der Jugend fröhlichen Herzens über die Alpen. Zeit seines Lebens hat er die Fussreisen hoch gepriesen, auch hier den Zeitgenossen als ein Apostel der Natur entgegentretend. Im Hospiz zu Turin lernte er an dem Auswurfe der Gesellschaft, als den sich die Genossen in der Bekehrung darstellten, die Grösse menschlicher Gemeinheit kennen und trat nach vergeblichem Kampfe, dem Zwange der Umstände folgend, zur katholischen

Kirche über. Als er danach, anstatt die erwartete Versorgung zu erlangen, mit einigen Lire auf die Strasse gesetzt wurde, musste er sein Leben kümmerlich fristen, und wurde nach einiger Zeit Diener in dem Haushalte einer Gräfin Vercelli. Diese Dame starb bald, und bei der Auflösung ihres Haushaltes trat ein Ereigniss ein, an das Rousseau während seines ganzen Lebens mit bitterer Reue gedacht hat. Unter rührenden Anklagen hat Rousseau den Vorfall erzählt, und er sagt, dass die Hoffnung, durch dieses Geständniss einigermaassen von seinen Gewissensbissen befreit zu werden, viel zu dem Entschlusse, seine Bekenntnisse zu schreiben, beigetragen habe. Rousseau hatte sich ein altes Stückchen Band in Rosenroth und Silber angeeignet, das der Kammerjungfer gehörte. Man fand es bei ihm, und in der Verwirrung erklärte er, Marion, die hübsche Köchin, der er in Wahrheit es hatte schenken wollen, habe es ihm gegeben. Es wurde der Mühe für werth gehalten, die Angelegenheit vor versammelter Dienerschaft zu erörtern und Rousseau mit Marion zu konfrontiren. Trotzdem nun, dass das unschuldig angeklagte Mädchen Rousseau mit Thränen beschwor, sie nicht unglücklich zu machen, verharrte dieser aus Furcht vor der Schande bei seiner Behauptung. Der Graf de la Roque, der die Sache untersuchte, begnügte sich damit, zu sagen, das Gewissen des Schuldigen werde den Unschuldigen rächen; damit war die Angelegenheit erledigt. Sicher ist es falsch, aus Rousseau's tadelnswerther Handlung weitgehende Schlüsse zu ziehen. Verwirrung und falsche Scham mögen das Herz eines jungen Menschen vorübergehend verstocken, er ist deshalb kein Bösewicht. Rousseau hat später als treuer Diener der Wahrheit die wenig bedeutenden Fehltritte seiner Jugend ausreichend gesühnt, und ein gerechter Leser der Bekenntnisse wird in jener Erzählung hauptsächlich einen Beweis der Aufrichtigkeit und Gewissenszartheit des Verfassers finden, zugleich aber daran denken, dass der paranoiakranke Verfasser mit einer gewissen Wollust von seinen Jugendsünden spricht.

Auf Empfehlung des Grafen de la Roque hin kam Rousseau in ein sehr vornehmes Haus, das der Herren von Solar. Er wurde zunächst als Diener verwendet, aber bald ertheilte ihm der Sohn des Hauses Unterricht in der lateinischen Sprache und lehrte ihn das Italienische in seiner Reinheit kennen. Offenbar hatte man die Absicht, in Rousseau dem Hause eine Art von Sekretär, der in der diplomatischen Laufbahn zu verwenden wäre, zu erziehen. Eine Zeit lang ging alles gut, aber das Schicksal und Rousseau's Leichtsinn hatten andere Pläne als der wohlmeinende Graf Gouvon. Im Verkehre mit einem Genfer Leichtfusse vernachlässigte Rousseau seine Pflichten.

Die Drohung der Entlassung erweckte ihm nur den Gedanken an lustige Reisen, sowie an Frau von Warens, und da der Sünder unverbesserlich zu sein schien, wurde er wirklich fortgeschickt.

Mit leichtem Muthe wurde die Rückreise angetreten und mit leichter Tasche, aber für seine Jahre reich an Erfahrungen, kam Rousseau in Annecy wieder an. Frau von Warens nahm ihn gütig auf und behielt ihn bei sich. Nun begann für Rousseau eine glückliche Zeit: in innigem Verkehre mit der anmuthigen Beschützerin, die er zugleich als Sohn und als Liebhaber liebte, durch ihre Berührung beglückt und doch ihren Besitz nicht verlangend, lebte er frei in einer schönen Gegend durch allerhand Beschäftigungen bald unterhalten, bald unterrichtet. Frau von Warens wollte ihn einer nützlichen Thätigkeit zuführen und liess seine Fähigkeiten durch einen kenntnissreichen Mann prüfen. Dieser gab sein Urtheil dahin ab, Rousseau's Begabung sei sehr gering, sie reiche höchstens für einen Dorfpfarrer aus. Rousseau selbst führt diesen Irrthum sehr richtig darauf zurück, dass bei ihm trotz der Heftigkeit der Empfindungen und trotz der Raschheit der intuitiven Auffassung die Formirung der Gedanken langsam war. Der Mangel an sogenannter Geistesgegenwart hat ihn während seines ganzen Lebens gehemmt, hat ihn dazu veranlasst, in der Hauptsache dem mündlichen Verkehre den schriftlichen vorzuziehen und die Einsamkeit der Gesellschaft. Langsam wuchs in ihm der Gedanke, er war stets beredt mit der Feder, selten mit dem Munde, und während er im Treiben der Welt unterlag, siegte er durch seine in der Stille vollbrachte Arbeit. Dass in einer derartigen Beschaffenheit etwas Pathologisches liege, das mag zugegeben werden. Wohl kenne ich geistig hochstehende Menschen, die in diesem Punkte Rousseau gleichen und zugleich wie er neuropathische Naturen sind. Nicht der Mangel an Geistesgegenwart allein lässt solche Menschen die Einsamkeit lieben, kräftiger noch wirken in der gleichen Richtung die gesteigerte Ermüdbarkeit gegenüber den Anforderungen der Gesellschaft und die vermehrte Empfindlichkeit gegen Rohheiten aller Art. Die reizbare und leicht erschöpfte Seele verlangt vor allem nach Ruhe und deshalb nach relativer Einsamkeit. Der „Menschenhass", von dem in solchen Fällen einfältige Gesellschaftmenschen reden, spielt dabei gar keine Rolle, und Niemand war entfernter von ihm als der weichherzige und liebreiche Rousseau.

Also Rousseau sollte Dorfpfarrer werden und wurde deshalb in ein geistliches Seminar geschickt. Während er darin war, wurde er zwar nicht zum Theologen, wohl aber entwickelte sich in dieser Zeit bei ihm eine überaus leidenschaftliche, auf natürliche Begabung deutende

Neigung zur Musik. Er verliess daher die Patres und zog zu einem Musikdirektor, mit dem er bald zu Hause, bald in der Kirche, bald bei Frau von Warens der Frau Musika in Heiterkeit diente.

Ein neuer Lebensabschnitt begann, als der Musikdirektor in Folge eines Streites aus Annecy entwich und Rousseau ihn auf Wunsch der Freundin nach Lyon begleitete. In Lyon liess Rousseau den Lehrer feigerweise im Stiche, als dieser, der krank und an Epilepsie litt, in einem Krampfanfalle zu Boden fiel. Wenn man gesehen hat, in welche fassungslose Bestürzung und Furcht manche Leute einem epileptischen Anfalle gegenüber gerathen, so wird man Rousseau's Flucht nicht loben, aber begreifen. Rousseau eilte nach Annecy zurück und erfuhr zu seiner Bestürzung, dass Frau von Warens nach Paris gereist sei. Seiner Führerin beraubt, lebte er zunächst ziemlich planlos dahin und wurde dann wirklich eine Art von Vagabund. Er begleitete die Kammerjungfer der Frau von Warens nach Freiburg i. d. Schw. und lieferte dabei einen schlagenden Beweis nicht sowohl grundsätzlicher Ehrbarkeit als ungewöhnlicher Blödigkeit, denn obgleich er mit dem sehr entgegenkommenden Mädchen in einem Zimmer schlief, kamen Beide in Freiburg genau so an, wie sie von Annecy abgereist waren. Von Freiburg wanderte Rousseau nach Lausanne und hatte die Dreistigkeit, dort ein Konzert zu geben und eine eigene Komposition aufführen zu lassen, obwohl er von der Musik nur eben die Anfangsgründe inne hatte. Dann nährte er sich in Neufchatel kümmerlich durch Musikstunden, schloss sich weiter einem angeblichen Archimandriten aus Jerusalem an, zog mit diesem durch Bern nach Solothurn, wurde hier von dem französischen Gesandten zurückgehalten und reiste schliesslich mit Unterstützung dieses Herrn nach Paris. Aber auch in dieser Stadt fand er die gehoffte Unterkunft nicht. Frau von Warens war schon wieder abgereist, er entschloss sich, ihr nachzureisen, und erreichte sie nach langer Wanderung, nach vielen Entbehrungen und manchen kleinen Abenteuern zu Chambéry, wo er im Herbste des Jahres 1732 eintraf.

Nun folgt eine verhältnissmässig ruhige Zeit. Frau von Warens nahm Rousseau wieder bei sich auf und verschaffte ihm eine Stelle als „Sekretär" bei der Landvermessung. Obwohl die Arbeit in der dumpfigen Schreibstube unter „schmutzigen und schlecht gekämmten plumpen Burschen" keine sehr angenehme war, widmete sich Rousseau ihr doch mit allem Ernste und studirte, um sich zu vervollkommnen, eifrig Arithmetik. Ausserdem las er viel und trieb besonders theoretische sowohl wie praktische Musikstudien. Mehr und mehr nahm die Leidenschaft für die Musik Rousseau gefangen. Schliesslich ent-

schloss er sich, der Kunst allein zu dienen, und gab nach knapp zwei Jahren seine Stellung auf, um sich sein Brot als Musiklehrer zu erwerben. Das glückte denn recht gut. Der Adel Savoyens vertraute dem jungen Musiklehrer seine Töchter an, und Rousseau ging von Haus zu Haus, hier die Tochter bewundernd, dort von der Mutter gehätschelt. Frau von Warens fand die Sache bedenklich und fasste den seltsamen Entschluss, der Verführung ihres Schützlings dadurch zuvorzukommen, dass sie selbst sich ihm preisgab. Sie kündigte Rousseau ernsthaft ihre Entschliessung an und gab ihm acht Tage Bedenkzeit. Rousseau schildert die einander widersprechenden Empfindungen, die ihn vor und bei dem Eintritte in die Rechte eines Gatten bewegten, und Niemand wird ihn tadeln, wenn er hier die Lust mit Bitterkeit gemischt fand. Hatte er doch die Geliebte bis dahin als petite maman verehrt und trotz aller Zärtlichkeit das nicht erstrebt, was ihm entgegengebracht wurde. Frau von Warens war ohne Mutter aufgewachsen, sie war frühzeitig verheirathet worden und war, unbefriedigt und gelangweilt, der Verführung zum Opfer gefallen. Ihr Galan, ein geistreicher Mann, dem sie ihre eigentliche Erziehung verdankte, hatte ihr vorgeredet, der geschlechtliche Verkehr sei an sich eine sittlich bedeutungslose Sache, und es komme nur darauf an, dass man Aergerniss vermeide. Da die junge Frau, wie Rousseau versichert, ein „eiskaltes Temperament" besass und in der That nicht begriff, wie man so viel Wichtigkeit einer Sache beilegen könne, die für sie keine hatte, war es möglich, dass jene Grundsätze bei ihr Eingang fanden, ja sie ihr Leben lang beherrschten. Sie sah in ihren Gunstbezeugungen nur ein wichtiges und wirksames Mittel um die, die ihr verbunden waren, enger und dauernder an ihre Person zu fesseln, und trug kein Bedenken, das Mittel, so oft anzuwenden, als sein Zweck vorhanden war. „Sie schätzte zwar ihre Gunstbezeugungen nicht nach deren Werthe, aber sie trieb nie ein unedles Gewerbe; sie verschwendete sie, aber sie verkaufte sie nicht." „Ihre Beweggründe waren löblich, selbst noch in dem, worin sie fehlte." „Sie verabscheute Doppelzüngigkeit und Lüge: sie war billigdenkend, gerecht, menschlich, uneigennützig getreu ihrem Worte, ihren Feunden, allen Pflichten, die sie als Pflichten erkannte, unfähig, sich zu rächen und zu hassen." „Es gab für sie nur eine wahre Freude auf der Welt, denen Freude zu machen, die sie liebte." Ausser der Güte des Herzens besass diese vornehme und hübsche Frau Grazie, unerschütterliche Heiterkeit, Scharfsinn und vielseitige Kenntnisse. Fürwahr, eine wunderbare Erscheinung!. Jedes ehrbare Weib wird sie instinktiv verurtheilen, und wirklich können in gewissem Sinne alle

Tugenden eines Menschen bei einer Frau den Mangel der Geschlechtstugend nicht ersetzen. Frau von Warens war sozusagen zu viel Mensch, zu wenig Weib. Da zu ihrem Empfindungsdefekt sich noch ein grosser wirthschaftlicher Leichtsinn gesellte, ist die einsame Frau schliesslich in Armuth und Schande zu Grunde gegangen. Mag man über Frau von Warens so oder so denken, begreiflich ist es, dass sie auf Rousseau's geistige Entwickelung einen tiefgehenden Einfluss ausübte. Wenn keinen andern, so hatte Rousseau von der gesteigerten Intimität ihrer Beziehungen doch den Vortheil, dass die Freundin auch in geistiger Beziehung sich ihm ganz hingab und ihn zum Vertrauten all ihrer Erfahrungen und Gedanken machte. Er lernte denn auch fleissig und suchte seinen Geist im innigen Verkehre mit der liebenswürdigen geliebten Frau nach Kräften auszubilden. Auch machte er zu dieser Zeit Bekanntschaft mit Voltaires Schriften, fing an, sich mit geschichtlichen und philosophischen Studien zu befassen. Mit wahrer Leidenschaft betrieb er das Schachspiel. Seine Schilderung dieser Leidenschaft ist auffallend superlativisch ausgefallen. Viele kleine Reisen unterbrachen dann wieder Arbeit und Spiel.

Allmählich aber begann eine Krankheit sich zu entwickeln. Rousseau hatte 1733 oder 1734 eine „entzündliche, heftige, aber kurze Krankheit" durchgemacht, von der er sich nur langsam erholte. Vielleicht handelte es sich um eine Lungenentzündung. Im Jahre 1735[1]) fühlte Rousseau allmählich seine Kräfte abnehmen. Er suchte die Ursache in seiner übergrossen Leidenschaftlichkeit: Alles, die Frauen, die Musik, das Schachspiel, jedes Buch, das er las, jedes Geschäft und jedes Vergnügen, alles habe ihn in die Hitze gebracht. „Nichtse, die allerkindischsten Dinge setzten mich in Bewegung, als gälte es den Besitz der Helena oder den Thron der Welt." Sobald ihn ein Gegenstand interessirte, widmete er ihm Tag und Nacht. Diese Erregbarkeit macht von vornherein einen krankhaften Eindruck. Ein Zufall soll den Zustand verschlimmert haben. Rousseau wollte chemisch-physikalische Experimente machen, verstand es aber nicht recht, denn eine mit ungelöschtem Kalk, Auripigment und Wasser gefüllte Flasche explodirte, und Rousseau wurde für sechs Wochen blind. Doch ist es wahrscheinlich, dass dieses Unglück erst später eintrat, denn ein Testament, das er vermuthlich danach verfasst hat und das die Jahreszahl 1737 trägt, ist aufgefunden worden. Es geht daraus hervor, dass er den Tod erwartete.

[1]) Alle Zeitangaben dieser Periode sind sehr unsicher. Nach dem Miethkontrakte ist die Uebersiedelung nach Les Charmettes erst im Jahre 1738 ausgeführt worden.

„Ich weiss nicht, woher es kam, dass ich, der ich einen kräftigen Körper hatte und keinerlei Ausschweifung beging, augenscheinlich abnahm. Ich bin ziemlich breitschulterig, meine Brust ist gewölbt und die Lunge muss darin freien Spielraum haben.

Indessen ich wurde kurzathmig, fühlte Beklemmungen, musste wider Willen seufzen, hatte Herzklopfen, warf Blut aus, ein schleichendes Fieber trat ein, und ich bin es nie wieder ganz los geworden.“ „Die Abnahme meiner Kräfte wirkte auf meine Stimmung und kühlte die hitzige Phantasie ab. Da ich mich schwach fühlte, wurde ich ruhiger und verlor einigermaassen die Reisewuth. Da ich zu Hause blieb, wurde ich zwar nicht von langer Weile, aber von Schwermuth befallen; die Vapeurs folgten den Leidenschaften. Meine Schlaffheit wurde Trübsinn, ich weinte und seufzte um nichts; ich fühlte, dass das Leben entwich, ohne dass ich es genossen hatte; ich bejammerte den Zustand, in dem ich meine arme Mama zurückliess, den, in den ich sie gerathen sah.“ „Endlich wurde ich ernstlich krank. Sie pflegte mich, wie je eine Mutter ihr Kind gepflegt hat.“ „Zwei- oder dreimal kam es vor, als ich am schwersten krank war, dass ich in der Nacht aufstand und mich in ihr Zimmer schleppte, um ihr Rath in Bezug auf ihr Verhalten zu geben . . ; als ob die Thränen mir Nahrung und Arzenei gewesen wären, stärkte ich mich an denen, die ich bei ihr, mit ihr, auf ihrem Bette sitzend und ihre Hände in den meinigen haltend, vergoss. Die Stunden verrannen bei diesen nächtlichen Unterhaltungen, und ich kehrte kräftiger zurück, als ich gekommen war.“ „Durch Pflege, Wachsamkeit und unglaubliche Mühen rettete sie mich.“ „Ich war zwar von meiner grossen Krankheit genesen, nicht aber wieder zu Kräften gekommen. Meine Brust war nicht wieder hergestellt; ein Rest von Fieber blieb bestehen und erhielt mich schlaff.“ Frau von Warens schlug eine Milchkur auf dem Lande vor, und Rousseau willigte ein unter der Bedingung, dass die Freundin ihn begleite. Es wurde daher in der Nähe von Chambéry ein Landhaus gemiethet, und im Spätsommer 1736 (d. h. nach Rousseau's Angabe, in Wirklichkeit wahrscheinlich erst 1738) bezog das Paar dies Haus im Thale „les Charmettes“.

„Hier beginnt das kurze Glück meines Lebens.“ Es wird dem Leser warm ums Herz bei der rührenden Schilderung, die Rousseau von dem einfachen Leben in les Charmettes entwirft. „Indessen gab mir die Landluft meine frühere Gesundheit nicht zurück. Ich war kraftlos und wurde es immer mehr. Ich konnte die Milch nicht vertragen und musste sie lassen. Es war damals Mode, alles mit Wasser zu kuriren. Ich machte mich ans Wasser, und zwar mit so wenig

Vorsicht, dass ich mich beinahe kurirt hätte, nicht von meinen Leiden, aber vom Leben." Er trank nämlich so viel von dem harten Bergwasser, dass er den Appetit gänzlich verlor, eine Erfahrung, die ihn ganz hoffnungslos machte. „Zu dieser Zeit trug sich etwas zu, das sowohl an sich als durch seine wohl erst mit meinem Leben endigenden Folgen merkwürdig war. Eines Morgens, als ich mich nicht schlechter als sonst befand, war ich eben damit beschäftigt, die Platte eines kleinen Tisches auf dem Fusse zu befestigen, als ich in meinem Körper eine plötzliche und fast unbegreifliche Umwälzung empfand. Ich kann sie nur einem Sturme vergleichen, der sich in meinem Blute erhob und im Augenblicke durch alle Glieder flog. Die Arterien begannen mit solcher Kraft zu schlagen, dass ich die Schläge nicht allein fühlte, sondern auch hörte, besonders die der Carotiden. Damit verband sich ein starkes Ohrgeräusch, und dieses war dreifach, ja vierfach, nämlich ein dumpfes tiefes Summen, ein helleres Murmeln wie von fliessendem Wasser, ein sehr scharfes Pfeifen und das eben erwähnte Klopfen, dessen Schläge ich zählen konnte, ohne den Puls zu fühlen oder überhaupt meinen Körper mit den Händen zu berühren. Dieses innere Geräusch war so stark, dass es mir die Feinheit des Gehörs nahm, die ich bis dahin besass, und mich, wenn auch nicht taub, doch harthörig machte, wie ich es seitdem bin. Man kann sich meine Ueberraschung und meinen Schrecken denken. Ich sah mich todt, ich legte mich zu Bett, der Arzt wurde gerufen, und ich erzählte ihm meinen Fall, zitternd und ihn für rathlos haltend. Er war es, glaube ich, wirklich, aber er vertrat sein Handwerk. Er verwickelte mich in lange Auseinandersetzungen, von denen ich nicht die Spur verstand, und dann begann er eine seiner Theorie entsprechende experimentelle Kur in anima vili. Diese war so peinlich, so ekelhaft und nutzte so wenig, dass ich ihrer bald müde wurde und nach einigen Wochen, da ich mich weder besser noch schlechter fühlte, das Bett verliess. Ich fing wieder an, wie gewöhnlich zu leben, mit meinem Arterienklopfen und mit meinem Ohrensausen, das mich seit dieser Zeit, das heisst seit dreissig Jahren, nicht eine Minute verlassen hat. Ich war bis dahin ein Langschläfer gewesen. Die vollständige Schlaflosigkeit, die sich zu den übrigen Erscheinungen gesellte und die sie bis jetzt beständig begleitet hat, überzeugte mich vollends, dass ich nur noch kurze Zeit zu leben hatte. Diese Überzeugung liess mich eine Zeitlang die Sorge um die Wiederherstellung vergessen. . . . Das Geräusch belästigte mich, aber es machte mir keine Schmerzen, es hatte keine anderen Unbequemlichkeiten im Gefolge als die nächtliche Schlaflosigkeit und eine beständige Kurz-

athmigkeit, die sich nicht bis zum Asthma steigerte und sich nur beim Laufen oder überhaupt bei lebhaften Bewegungen bemerkbar machte.« Es kam nun eine gewisse Ruhe über Rousseau und er fing an, sich ernstlich mit religiösen Fragen zu beschäftigen. Ausserdem nahm er, soweit es seine Kräfte gestatteten, eifrig an den Freuden und Arbeiten des Landlebens theil. Im Winter wurde wieder die finstere Stadtwohnung bezogen. Rousseau gewann die Bücher lieb und suchte sich Kenntnisse verschiedener Art zu erwerben. »Obwohl ich jeden Tag wie meinen letzten ansah, studirte ich doch mit soviel Eifer, als hätte ich ewig leben gesollt. Man sagte, das schade mir; ich aber glaube, dass es mir nützte, nicht nur meiner Seele, sondern auch meinem Leibe, denn der Fleiss, für den ich mich begeisterte, wurde mir so erfreulich, dass ich, nicht an meine Krankheit denkend, viel weniger unter ihr litt.« Als der Schnee schmolz, begann Rousseau wieder zu hoffen, und als er das Lied der Nachtigall in den Charmettes vernahm, verliess ihn die Todesfurcht. »Obgleich ich schwach war, nahm ich doch die ländlichen Beschäftigungen wieder auf, aber in einer meinen Kräften entsprechenden Weise. Es bekümmerte mich wahrhaft, den Garten nicht allein besorgen zu können, aber wenn ich sechs Spatenstiche gethan hatte, war ich ausser Athem, der Schweiss rann von mir herab, ich konnte nicht mehr. Wenn ich mich bückte, verdoppelte sich mein Klopfen und das Blut stieg mir mit solcher Gewalt in den Kopf, dass ich mich rasch aufrichten musste.«

Trotz seines leidenden Zustandes war Rousseau sehr fleissig, so dass die in den Charmettes zugebrachten Jahre als seine eigentliche Studienzeit betrachtet werden müssen. Mit vieler Mühe suchte er sich einen Weg zu den Wissenschaften. Er beschäftigte sich besonders mit Philosophie, Mathematik, Latein, Geschichte, Geographie und schöner Literatur. Den erstgenannten Fächern widmete er die Morgenstunden, die letzten betrieb er mehr als Erholung an den Nachmittagen. Er macht die Bemerkung, dass er nicht eigentlich für das Studium geboren sein müsse, da anhaltender Fleiss ihn in solchem Grade ermüde, dass er nicht eine halbe Stunde lang sich angespannt mit demselben Gegenstande beschäftigen könne. Lösten verschiedene Gegenstände einander ab, so erholte er sich von dem einen an dem anderen. Dieses Verhalten ist kennzeichnend: der nervöse Kopf ist rasch erschöpft, kann aber, wenn er mit Pausen arbeitet und von Zeit zu Zeit den Gegenstand wechselt, doch beträchtliches leisten. Dass Rousseau in der Geometrie keine grossen Fortschritte machte, lag wohl zum Theil an der euklidischen Lehrmethode, mehr aber an seiner geistigen Konstitution. Auch dem philologischen Gedächtniss-

krame widerstrebte sein Geist. Rousseau hat sich fast während seines ganzen Lebens hartnäckig bemüht, des Lateinischen Herr zu werden, ohne dass es ihm doch recht gelungen wäre. Er klagt bitter über sein schwaches Gedächtniss, wie dies nervöse Leute sehr oft thun, obwohl ihr Gedächtniss nicht ganz so schlecht zu sein pflegt, wie sie meinen, und zuweilen nur nach bestimmten Richtungen hin versagt.

Obwohl nun im Allgemeinen der Zustand Rousseau's offenbar nicht allzuschlimm war, wollte es doch zu keiner wirklichen Genesung kommen. »Indessen, meine Gesundheit stellte sich nicht wieder her. Ich verfiel im Gegentheil augenscheinlich. Ich war bleich wie ein Todter und mager wie ein Skelett. Das Schlagen der Arterien war schrecklich, das Herzklopfen häufiger, ich fühlte mich stets beklemmt und meine Schwäche wurde endlich so gross, dass ich mich kaum bewegen konnte, bei raschem Gehen zu ersticken glaubte, bei jedem Bücken schwindelig wurde, nicht die kleinste Last zu heben vermochte. Ich war zur Unthätigkeit gezwungen, der grössten Qual für einen Menschen, der so ruhelos ist wie ich. Sicher hatten an alledem Vapeurs[1]) einen grossen Antheil. Die Vapeurs sind die Krankheit der glücklichen Leute, sie waren die meinige. Die Thränen, die ich oft ohne jeden Grund zum Weinen vergoss, das heftige Erschrecken beim Fallen eines Blattes oder bei dem Auffliegen eines Vogels, die Ungleichheit der Stimmung trotz der Ruhe des sanftesten Lebens, dies alles deutete auf jenen Ueberdruss des Wohlseins, in dem sozusagen die Empfindlichkeit überspannt wird.«

Zum Unglücke begann Rousseau jetzt auch noch Physiologie und Anatomie zu treiben und medizinische Bücher zu lesen. Er glaubte natürlich jeden Tag an eine neue Krankheit und verfiel schliesslich darauf, er habe einen Herzpolypen. Da er nun hörte, ein Arzt in Montpellier habe einmal einen Kranken von einem Herzpolypen befreit, machte er sich ohne Weiteres auf den Weg nach Montpellier. „Ich hatte nicht nöthig, so weit zu reisen, um den Arzt zu finden, den ich brauchte.“ Er machte nämlich unterwegs die Bekanntschaft einer hübschen Dame, die seine Schüchternheit siegreich überwand, und der er „es verdankt, dass er nicht sterbe, ohne vorher das Vergnügen kennen gelernt zu haben.“ Obwohl oder weil diese Liebschaft nur kurze Zeit dauerte, that sie ihm sehr wohl. „Ich hatte während der Reise vergessen, dass ich krank war, ich erinnerte mich wieder daran, als ich in Montpellier ankam. Meine Vapeurs waren wohl

[1]) Mit dem Ausdrucke vapeurs bezeichnete man nervöse Zustände, die man heute je nachdem Nervosität, oder Hypochondrie, oder Hysterie nennt.

geheilt, aber alle meine anderen Uebel waren geblieben." Er lebte zusammen mit Studenten in dem Hause eines Arztes, der auf knappe Diät hielt, und es gefiel ihm durchaus nicht in Montpellier. Die Aerzte Montpelliers behandelten Rousseau offenbar als einen Hypochonder und verordneten ihm irgend ein Mineralwasser, Molken und Chinarinde.

Nach einigen Monaten verliess Rousseau die Stadt, man erfährt nicht recht, ob gebessert oder nicht, und reiste im Dezember 1737 (?) nach Chambéry zurück. Von nun an wird in den Bekenntnissen der Krankheit mit keinem Worte mehr gedacht und so viel ich sehe, geben auch die erhaltenen Briefe weiter keinen Aufschluss. Die Krankheit muss sich wohl sozusagen im Sande verlaufen haben.

Ueber die Art der etwa dreijährigen Krankheit sind verschiedene Meinungen möglich. Man könnte nach den Aeusserungen Rousseau's, er habe Blut ausgeworfen und an Fieber gelitten, an eine tuberkulöse Erkrankung denken. Doch widersprechen einer solchen Annahme die anderen Symptome und der Verlauf ebenso wie die Thatsachen, dass Rousseau später nie an Husten u. dergl. gelitten hat und dass bei der Sektion seine Lungen vollständig unversehrt gefunden worden sind. Ueber die angebliche Hämoptysis lässt sich nichts Bestimmtes sagen. Man kann an hysterische Blutungen denken, es kann aber auch ein Irrthum Rousseau's vorliegen. Was es mit dem Fieber auf sich hat, das geht schon aus der Angabe des beinahe sechzigjährigen Verfassers der Bekenntnisse hervor, er sei es nie wieder ganz los geworden. Nach der jetzigen Ausdrucksweise würde man die merkwürdige Krankheit Rousseau's, die in manchen Beziehungen an die Jugend-Krankheit Goethes erinnert, wohl als „Neurasthenie" bezeichnen. Es handelt sich um ein chronisches Leiden, das sich bei einem bis dahin im Wesentlichen gesunden, aber nervösen dreiunzwanzigjährigen Jüngling entwickelt. Seine wichtigsten Erscheinungen sind Gefühl der Erschöpfung, Beklemmung, Kurzathmigkeit, Herzklopfen, schwermüthige Stimmung, Abmagerung. Wesentlich ist, dass mehr und mehr die seelischen Erscheinungen in den Vordergrund treten: Muthlosigkeit, Neigung zum Weinen, Schreckhaftigkeit, hypochondrische Einbildungen, und dass seelische Einflüsse vom grössten Einflusse auf den ganzen Zustand sind. Thatsächlich kommen ganz ähnliche Krankheitbilder, ähnlich nach den Erscheinungen und nach dem Verlaufe, bei jungen Männern im Alter von siebzehn bis fünfundzwanzig Jahren vor.[1]) Bald ist die Krankheit leichter und kürzer,

[1]) Einen solchen Fall habe ich im Jahre 1879 (Memorabilien XXIV. 1. S. 23)

bald schwerer und länger. Immer aber handelt es sich um von Hause aus nervöse Individuen. Wie diese Erkrankungen eigentlich zu deuten sind, das mag zweifelhaft erscheinen. Man kann nicht umhin, sie mit der Chlorose der Mädchen in Analogie zu bringen, jedoch ist von Identität keine Rede, auch ist das Eisen nutzlos. Hier wie dort muss man an einen Zusammenhang mit der Vollendung der körperlichen Entwickelung denken. Begünstigt wird bei jungen Männern der Eintritt der Krankheit durch geistige Anstrengungen (Schulstrapazen); dagegen ist die Onanie nicht Ursache, obwohl die Ammenmärchen immer darauf zurückkommen. Die Genesung tritt immer sehr langsam ein: es kann drei bis fünf Jahre, ja noch länger dauern, bis die Kranken sich wieder ganz hergestellt fühlen. Wahrscheinlich handelt es sich um abnorme Stoffwechselvorgänge und die krankhaften Produkte des Stoffwechsels wirken auf den Körper wie ein Gift. Bei Rousseau erinnert zeitweise das ganze Bild auffallend an den Morbus Basedowii. Es wäre möglich, dass das Wasser in den Charmettes auf seine Schilddrüse gewirkt hätte und dass es so zu einer Art von M. Basedowii gekommen wäre, der sich erst verlor, als Rousseau auf Reisen ging und dem Einflusse des schädlichen Trinkwassers entzogen wurde. Auch während der Chlorose besteht eine Neigung zu Schilddrüsen-Veränderungen, bezw. zu Basedow-Symptomen. Aber auch dann, wenn man M. Basedowii für wahrscheinlich hält, ist dieser wohl nur als Episode anzusehen, die Hauptsache bleibt die nervöse Jugendkrankheit. Wollte man das Ganze als M. Basedowii auffassen, so müsste man annehmen, dieser sei nicht erst durch die Wasserkur in den Charmettes hervorgerufen worden, sondern habe schon in Chambéry begonnen. Eine Besonderheit stellt in Rousseau's Krankheit auch noch jener eigenthümliche Zufall dar, der in etwas an die Anfälle der Menière'schen Krankheit erinnert. Wir wissen auch über die Natur der letzteren recht wenig. Man wird annehmen dürfen, dass bei Rousseau durch die von Reizen unbekannter Art bewirkte heftige Erregung des Gefässsystems leichte, aber dauernde Veränderungen im inneren Ohre entstanden sind, die dem bis in das Greisenalter anhaltenden Ohrensausen zu Grunde lagen. Auffallend ist, dass Rousseau, abgesehen von der wiedergegebenen Stelle der Bekenntnisse, fast nie von dem Ohrensausen spricht, während er seine Schlaflosigkeit sehr oft erwähnt. Beide Erscheinungen, das Ohrensausen und die Schlaflosigkeit, findet man oft bei Menschen mit einem krankhaft

beschrieben. Ich habe damals die Bezeichnung Neurasthenie gebraucht, finde diesen Mode-Ausdruck aber jetzt recht unpassend.

erregbaren Nervensystem und es ist begreiflich, dass sie wiederum die Reizbarkeit steigern. Auf jeden Fall aber bildet der Zufall mit seinen Folgen eine Art von Komplikation der Jugendkrankheit. Diese selbst ist vollständig abgeheilt und Rousseau hat später nicht wieder in ähnlicher Weise gelitten. Bei seinen späteren körperlichen Krankheiten sehen wir ihn oft in arg gedrückter Stimmung und eingenommen von hypochondrischen Befürchtungen, doch diese Dyskolie ist bei ihm eine sozusagen physiologische Erscheinung und hängt eng mit seiner wesentlichen Gemüthsbeschaffenheit zusammen.

Rousseau kehrte also nach Chambéry zurück, aber siehe da, die Verhältnisse waren nicht mehr die alten, sein Platz bei Frau von Warens war ausgefüllt durch einen jungen Mann aus dem Waadtlande. Diesen beschreibt Rousseau mit einiger Verdriesslichkeit als einen zwar gutmüthigen, aber unwissenden, oberflächlichen und im Grunde rohen Menschen, zu dem ein innigeres Verhältniss nicht wohl zu gewinnen war. Frau von Warens erklärte ohne weiteres, dass der Neue bei ihr dieselben Rechte geniesse wie Rousseau und dieser verzichtete im Gefühle ihrer Erniedrigung auf ihren Besitz. Nun trat ziemlich rasch eine Abkühlung des Verhältnisses ein, obgleich Rousseau nach wie vor der „Mama" zärtliche Verehrung entgegen brachte. Er suchte allen Groll gegen den Ankömmling zu tilgen und uneigennützig das Wohl seiner Wohlthäterin zu fördern. Doch jener verstand ihn nicht und es gelang nicht, den fortschreitenden Verfall der wirthschaftlichen Zustände aufzuhalten. Rousseau fühlte sich verlassen und schloss sich mit seinen Büchern und seinem Kummer ein. Bald aber wurde ihm dies Leben ganz unerträglich. Er nahm daher im Frühjahre 1740 eine Erzieherstelle im Hause des Herrn von Mably zu Lyon an. Der neuen Thätigkeit widmete er sich mit allem Eifer, doch sah er bald ein, dass er zur Ausübung der Erziehung nicht die nöthigen Eigenschaften, besonders nicht genügende Stetigkeit besitze, und nach ungefähr einem Jahre gab er seine Stellung wieder auf. Zu diesem Entschlusse hatte wohl die Sehnsucht nach Frau von Warens und nach den Charmettes beigetragen. Die Wirklichkeit freilich enttäuschte ihn. Er war ein Fremdling im Hause der Freundin geworden und erkannte bald, dass an eine Wiederherstellung der alten Beziehungen nicht zu denken war. Ueberdem war die finanzielle Verwirrung noch beträchtlich grösser geworden. Rousseau schmiedete Pläne zur Abhilfe und verfiel darauf, eine Erfindung, die er gemacht hatte, nämlich eine neue Art von Notenschrift, zu verwerthen. Er beschloss, seine Methode, die verschiedenen musikalischen Zeichen durch Zahlen auszudrücken, der Pariser Akademie vorzulegen. Rasch

machte er sich auf, nahm Abschied von Savoyen und von der Jugend.

Ich habe die Geschichte der Jugend Rousseau's ohne viel Kritik erzählt und will nur einige Betrachtungen anknüpfen.

Rousseau sagt, die Erziehung in meinem Vaterhause war gut. Die meisten Autoren sagen, sie war schlecht. Was heisst gut und schlecht? Dass die Erziehung Rousseau's im Allgemeinen nicht zu empfehlen wäre, das ist wohl sicher, aber ob sie gerade für Rousseau nicht besonderen Werth gehabt habe, das ist eine andere Frage. Das ganze Schicksal des jugendlichen Rousseau lässt sich so auffassen. Wäre Jean-Jacques rechtzeitig in die Schule gekommen, hätte er den Kursus im Gymnasio rite absolvirt, wäre er immer von lauter ehrbaren Leuten umgeben gewesen, so wäre er wahrscheinlich korrekter geworden und hätte sich vielleicht zu einem brauchbaren Diener seiner Vaterstadt entwickelt, aber wäre er Rousseau geworden? An einem Spiessbürger mehr oder weniger liegt nicht viel, aber eine so wundervolle Erscheinung wie Rousseau konnte nur unter ungewöhnlichen nach jeder Hinsicht ungewöhnlichen Verhältnissen entstehen. Schopenhauer hat einen Aufsatz geschrieben über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen, er hätte Rousseau als Beispiel anführen können. Musste Rousseau nicht, wenn er seine Aufgabe erfüllen sollte, der Prophet der Natur gegenüber der verknöcherten Civilisation, der Anwalt des Herzens gegen den trockenen Verstand der Gebildeten zu sein, frühzeitig herausgerissen werden aus der bürgerlichen Regelmässigkeit? Musste er nicht, um allem Menschlichen vertraut und Herzenskündiger zu werden, bei Zeiten durch das wilde Leben geschleppt werden? Er selbst musste durch Schmutz und Unrecht hindurch, an der eigenen Person musste er die Leiden und die Erbärmlichkeit des Menschen kennen lernen, um aller Dinge kundig und ein wahrer Philosoph, nicht ein Philosophie-Professor zu werden. Er selbst musste die Natur und die Freiheit erleben, d. h. er musste »Vagabund« werden, um durch die leidenschaftliche Predigt von der Freiheit eine neue Zeit heraufzuführen.

Wurde er durch sein tolles Leben unglücklich? Auch hier frage ich, was heisst glücklich und unglücklich? Gewiss hätte Rousseau in ruhigen und geordneten Verhältnissen weniger Unglück erlebt; vielleicht wäre er dann ein nervöser und etwas wunderlicher Mann geworden, aber er wäre möglicherweise von der Paranoia verschont geblieben und hätte die Qualen des Verfolgungswahnes nicht erlebt. Aber dann hätte er auch weniger Glück erfahren, die leidenschaft-

lichen Entzückungen im Leben und im Arbeiten, die Süssigkeit des Ruhmes, die tiefe Genugthuung durch das Bewusstsein seiner Leistungen, durch das Gefühl, ein Held und ein Wohlthäter der Menschen zu sein, wären ihm fremd geblieben. Dort stille Zufriedenheit hinter dem Ofen, hier gewaltiger Schmerz und gewaltige Freude. Hätte Rousseau gar nichts genossen als die Freude beim Schaffen seiner Werke, so hätte er doch mehr Glück erlebt, als weitaus die meisten Menschen.

War Rousseau gut oder schlecht? Natürlich giebt es keine ganz guten Menschen, aber wird das Wort im Sinne des gewöhnlichen Lebens verstanden, so darf man ruhig sagen, ja, Rousseau war ein guter Mensch. Nichts ist unerträglicher als der Pharisäer-Hochmuth, mit dem viele Literaten von dem »armen Jean-Jacques« und seinen Fehltritten reden, als bedürfte er ihrer Entschuldigung oder Verzeihung. Leute, die auf ihrem Wege von der frühesten Kindheit durch sorgfältige Eltern und Erzieher geführt worden sind, die die Strasse der bürgerlichen Ehrbarkeit zwischen den Mauern der Sitten und Gesetze gegangen sind ohne Gutes und ohne Böses zu thun, die wollen über Rousseau aburtheilen? Wohl hat Rousseau manches gethan, was er besser nicht gethan hätte, aber man bedenke unter welchen Verhältnissen. Wer wie er mit einer krankhaft reizbaren Natur, von früh an auf sich selbst angewiesen, immer unter ungewöhnlichen, von der Norm abweichenden Verhältnissen leben musste, wie konnte der ohne Irrthum und Fehlgriffe durchkommen?

Am Ende aber ist es wichtiger, Gutes zu thun, als nichts Schlechtes zu thun. Hier die kalte Tugend, die sich nichts zu Schulden kommen lässt, aber auch nichts Ausserordentliches leistet, dort das heisse Herz, mit dem der Mensch der Schuld nicht entgehen kann, das ihn aber doch durch alle Trübungen hindurch zum Guten und Schönen führt. Es ist Thorheit, den Schriftsteller und den Menschen auseinander zu reissen. Ist nicht jede Schrift Rousseau's eine gute That? Ist es überhaupt möglich, dass der, der diese Werke hinterliess, nicht ein guter und edler Mensch war? Es heisst, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Rousseau's Werke aber sind seine Früchte. Zu demselben Ergebnisse führt die Betrachtung von Rousseau's Leben mit unbefangenen Augen. Je älter er wird, um so mehr tritt die Trefflichkeit seines Charakters hervor. Inmitten seiner kalten und boshaften »Freunde« steht er wie ein gutes Kind, das die Freundlichkeit seines Herzens bei den anderen wieder zu finden glaubt und erst nach vielen Enttäuschungen seufzend sich abwendet. Misshandelt und verfolgt, schliesslich paranoiakrank und seiner Meinung nach von grausamen und

mächtigen Feinden rings umgeben bleibt Rousseau mild und liebevoll, auch gegen seine Feinde kennt er keinen Hass, er bedauert sie und keine Schmähung kommt über seine Lippen. Man wird sagen, es giebt eben aktive Paranoiakranke, die sich an ihren Feinden zu rächen suchen, und passive, die sich mit Jammern und Klagen begnügen. Das ist ja richtig und der Unterschied bezieht sich auf Unterschiede der Charaktere. Aber Rousseau war im übrigen keine passive Natur, vielmehr höchst aktiv und einer glänzenden Polemik fähig. Er war ein Kopf-, kein Muskelmensch, kämpfte nicht mit Faust und Schwert, aber seine Feder war eine gefährliche Waffe und er hätte sich ihrer erfolgreich bedienen können, um seine Feinde zu schädigen. Er wehrte sich auch, aber immer blieb er in der Vertheidigung, nie ging er zum Angriffe über. Man vergleiche seine edle Haltung mit der Niederträchtigkeit Voltaire's gegen ihn.

Man sagt, Rousseau's Charakter sei aus Widersprüchen zusammengesetzt, er habe bald dies, bald jenes gewollt. Auch das kann ich nicht finden. Er war ein für gewöhnlich sanfter, aber in der Erregung leidenschaftlicher und höchst nervöser Mann. Dass er den Schwung der Begeisterung, in die er von Zeit zu Zeit gerieth, nicht dauernd ertragen konnte, dass auf die gewaltsame Bewegung Ermüdung folgte, das ist doch selbstverständlich und ich möchte wissen, ob irgend ein Künstler oder Dichter sich anders verhalten könne. Rousseau's Ansichten sind nicht immer dieselben, aber ihre Entwickelung ist ganz normal, sie klären und vertiefen sich, anfänglich schroff und übertrieben wird er immer freier und besonnener. Gerade das ist bemerkenswerth, dass dieser Mann, der für den oberflächlichen Blick der reine Gefühlsmensch zu sein scheint, über alle konkreten Verhältnisse mit grosser Behutsamkeit, ja mit staatsmännischer Ruhe urtheilt. Sturm und Drang vereinigen sich in ihm mit ruhiger Klarheit. Gerecht und wohlwollend, wie er im Leben war, blickt er auf die Welt und sein Urtheil bleibt vorsichtig und gemässigt. Im Praktischen hat es freilich den Anschein, als verfolgte er kein bestimmtes Ziel, da er Thätigkeit und Ort ungewöhnlich oft wechselt. Aber das ist eben Schein. Verfolgt man sein Leben, so muss man gestehen, dass er fast immer das gethan hat, bewusst oder unbewusst, was im Sinne seiner Mission lag. Das, was er brauchte, war Freiheit von drückenden Verpflichtungen, die Möglichkeit, seinem Werke zu leben. Er konnte also keine bürgerliche Stellung ausfüllen. Machte er den Versuch, ein Amt zu versehen oder dergl., so musste ihm sein guter Genius sagen, dass er auf dem Holzwege war, und dann kehrte er mit vollem Rechte um. In späteren Zeiten wich er der Noth, erst der

Unbarmherzigkeit der Menschen, die ihm keine Ruhestätte gönnten, dann dem Zwange der Krankheit, die ihn von Ort zu Ort trieb. Seine Neigungen waren durchaus stetig, denen, die ihm kein Unrecht gethan hatten, blieb er durch das Leben treu, seine Freude an der Natur, am Spazierengehen und am Landleben, seine Liebe zur Musik, sein botanischer Eifer dauerten ungeschwächt bis zum Ende an. Als Denker wie als Notenschreiber war er ein getreuer Arbeiter, der seine Aufgabe nie im Stiche liess. Wo sind also die Widersprüche, die Unstetigkeit?

Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen die Vertheidigung Rousseau's gegen ungerechte Vorwürfe durchzuführen. Nur auf seine Jugend komme ich noch mit einigen Worten zurück. Was in ihr krankhaft ist, das habe ich hervorgehoben, im Uebrigen aber finde ich, dass Rousseau sich verhalten hat, wie er es unter den Umständen musste. Betrachtet man Rousseau's Kindheit und Jugend ohne alle Rücksicht auf Fachkenntnisse u. s. w., so muss man sagen, der junge Rousseau verhielt sich sehr natürlich, war gut, wenn er gut behandelt wurde, schlecht, wenn er schlecht behandelt wurde. Die Erziehung im väterlichen Hause scheint in der Hauptsache negativ gewesen zu sein, so wie sie Rousseau später im Emile verlangte, abgesehen freilich von der unsinnigen Leserei. Rousseau hebt hervor, dass Sanftmuth und gute Sitte im Hause herrschten, dass er zu allem mit Liebe und Heiterkeit geführt wurde, dass nichts Rohes oder Schlechtes eindrang. Etwas positiver, aber gut und verständig war die Erziehung des Pfarrers Lambercier und auch hier ging alles gut. Dann aber beginnen die Misshandlungen Rousseau's. Der arme Knabe wurde schändlich behandelt. Mit guter Erziehung, feinen Sitten, lebhaftem, früh erwecktem Geiste wurde er zum Geistlosesten und Gröbsten gezwungen. Wie konnte Jean-Jacques in einer dumpfen Advokaten-Schreibstube, bei einem groben Kerl von Handwerker, der den zarten Knaben jämmerlich prügelte und bei dem er auf den Umgang mit proletarischen Lehrjungen angewiesen war, gedeihen? Dass er sich in der groben Umgebung vergröberte, den harten Meister beschwindelte, sich auf das Naschen legte, im Roman-Lesen die Gegenwart zu vergessen suchte, das ist alles durchaus begreiflich und begründet Vorwürfe gegen Rousseau's Verwandte, aber nicht gegen den Knaben. Dass Rousseau schliesslich fortlief, finde ich sehr vernünftig, ich hätte es auch nicht anders gemacht. Auch wegen seines Uebertrittes zum Katholizismus vermag ich den Knaben nicht zu tadeln. Vater Rousseau war offenbar mehr patriotisch, als konfessionell gesinnt, Rousseau hatte bei ihm eine religiöse, nicht aber eine kirchliche Erziehung erhalten;

eine besondere Anhänglichkeit an den finsteren harten Calvinismus Genfs ist weder beim Vater noch beim Sohne vorauszusetzen. Wahrscheinlich lebten schon in dem Knaben die deistischen Auffassungen, die Rousseau durch sein ganzes Leben festgehalten hat. So musste ihm die Konfession wie ein Rock vorkommen, den man ohne Schaden des Leibes mit einem anderen vertauschen kann. Was sollte denn der arme Junge thun, der hilflos in der weiten Welt dastand? Von hinten schob die Noth und die Liebe zu der hübschen Frau von Warens zog. Neue Misshandlungen hatte Rousseau in Turin zu erdulden. Der »Bekehrte«, ein halbes Kind, wurde mit ein paar Groschen in der Tasche in die fremde Stadt hinausgestossen. Er schlug sich durch, so gut es eben gehen wollte, wie etwa einer es heute in Amerika thut. Wer hätte es unter seinen Verhältnissen besser gemacht? Die, die über den Vagabunden, der bald als Diener, bald als sonst etwas sein Brot verdiente, die Nase rümpfen, sollten einmal an seiner Stelle sein. Dass er später trotz günstiger Aussichten in dem adligen Hause der Sehnsucht nach der Heimath nicht widerstand, ist ebenfalls nicht zu tadeln, denn schliesslich hätte er doch nur eine Form der Knechtschaft gefunden. Hier wie später zog er sich sozusagen instinktmässig aus Verhältnissen, deren Fortsetzung seinem natürlichen Berufe schädlich gewesen wäre. Das gilt auch von seinem Leben und seinen Wandlungen in Savoyen und in der Schweiz. Nur kommt nun ein gewisser Jünglings-Uebermuth und -Leichtsinn hinzu, der in dieser Zeit, der Studentenzeit Rousseau's sozusagen, zu manchen dummen und doch recht harmlosen Streichen führt. Dahin gehört das Konzert-Unternehmen in Lausanne und manches andere. Ein solider Bürger wird das Herumschwärmen Rousseau's nicht billigen, indessen jeder nach seiner Art. Durch sein Vagabundenthum erwarb sich Rousseau auf jeden Fall eine Fülle von Anschauungen und Lebenserfahrungen, die er auf andere Weise nicht erlangen konnte. Er sah und fühlte das Leben so vielfach, dass er in eben dieser Zeit sich die Grundlage zu seinem späteren Wirken erbaute, die Erinnerungen sammelte, auf Grund deren er ein glänzender und hinreissender Schriftsteller werden konnte. In der Schule kann man ein Schulphilosoph werden, ein lebendiger Philosoph aber nur im bunten Leben. Im Grunde gehören Buch und Leben zusammen. Auch die Bücher kamen bei Rousseau zu ihrem Rechte, als seine Verhältnisse ruhiger geworden waren, und er scheint wirklich in Chambéry recht fleissig gewesen zu sein.

Viele Eigenthümlichkeiten Rousseau's, die er selbst scharf hervorhebt und die von den Autoren in den Vordergrund gedrängt werden,

sind einfach die eines jeden Künstlers: lebhafte Phantasie, Neigung zum Träumen und stillen Sinnen, flammende Erregung, sobald das Interesse erweckt ist, Gleichgültigkeit gegen das, was den Spiessbürgern werth ist, daher Ungleichmässigkeit, Leidenschaftlichkeit im Handeln wie im Fühlen, daher Schroffheiten, nicht selten thörichte Thaten u. s. w. Freilich ist das Künstlerische pathologisch, aber doch in einem anderen Sinne, als dem gemeinen. Man darf nie vergessen, dass wir uns an den Werken der Künstler nicht erfreuen würden, wären diese Normalmenschen gewesen.

Also in Summa, Rousseau war zwar eine krankhafte Natur, aber nicht alles bei ihm ist krankhaft, zieht man das Krankhafte ab, so bleibt ein guter liebenswerther Mensch zurück, der schon in der Jugend vorhanden war, im Laufe des Lebens aber immer schlackenreiner hervortrat.

Goethe und W. A. Freund.

Den Ausslassungen des Herrn Freund in No. 48 der Münchener medic. Wochenschrift 1898 glaube ich widersprechen zu sollen und ich beschränke mich darauf, in Kürze Folgendes dagegen zu sagen.

1. Zur Person. Freund's „Kritik der Auslassungen des Herrn Möbius" ist ungerecht. „Dass M. zu keiner bestimmten Auffassung der Krankheit Goethe's gelangt ist, erkläre ich mir aus dem Umstande, dass er seine Erkundigungen nur aus den späteren Aufzeichnungen Goethe's in Wahrheit und Dichtung geschöpft hat". Wäre das wahr, so wäre ich sehr leichtfertig. Es ist aber nicht wahr. Hätte Freund mein Buch ernstlich gelesen, so könnte er so etwas nicht behaupten. Ich habe die meisten der von Freund ausgeschriebenen Stellen aus Goethe's Jugendbriefen auch citirt und Freund bringt nicht eine Zeile bei, die mir nicht bekannt gewesen wäre.

2. Zur Sache. Freund behauptet, Goethe sei in Leipzig an Syphilis erkrankt. Diese Behauptung sucht er zu beweisen durch bestimmte Briefstellen und durch die Erfahrungen an den Kindern und Enkeln Goethe's. „Das bei meiner Annahme des Wesens der Erkrankung bei Goethe sich alle folgenden Erscheinungen an ihm selbst und an seinen Kindern, mit Exculpirung seiner Frau, ungezwungen erklären lassen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung."

Dagegen habe ich zu sagen, dass die Briefstellen das nicht beweisen, was sie nach Freund beweisen sollen, und dass die krankhaften Erscheinungen an Goethe und seinen Kindern durchaus nicht für Freund's Annahme sprechen.

a) Die Briefstellen. Es handelt sich um 2 Stellen, die Freund durch ganz fetten Druck als belastend bezeichnet hat. Goethe schreibt am 1. XI. 1768 an Kätchen Schönkopf: „Zum Herzog Michel finden

Sie eher zehn Ackteurs als zum Don Sassafras einen einzigen. Verstehen Sie mich.“ In einem Briefe vom 31. I. 1769 an Dieselbe beschreibt Goethe seine Unterredung mit einem sächsischen Hauptmann und sagt schliesslich „Meine Geschichte und die Geschichte meines Freundes Don Sassafras hat mich immer mehr von der Philosophie des Hauptmanns überzeugt“.

Die Hauptsache also ist „Don Sassafras“. Man muss unterscheiden die Entstehung des Ausdruckes und die Bedeutung, die Goethe ihm zuschreibt. Lignum Sassafras oder Fenchelholz wurde zuweilen dem Decoctum Sarsaparillae, das bekanntlich früher bei der Behandlung der Syphilis eine grosse Rolle spielte, zugesetzt. Es musste daher das Wort Sassafras die Erinnerung an die Syphilis und an das, was damit zusammenhängt, wachrufen. Zugleich aber erinnerte das wunderliche Wort an Bramarbas und somit konnte leicht die Bezeichnung Don Sassafras entstehen zur Bezeichnung eines liederlichen und grosssprechenden Helden. War sie einmal entstanden, so mochte der Ausdruck, als ausserordentlich klangvoll, auch ohne obscöne Nebenbedeutung gebraucht werden. Erich Schmidt hat nun nachgewiesen, dass thatsächlich Don Sassafras im vorigen Jahrhundert eine Theaterfigur gewesen ist (vgl. den 1. Band des Goethe-Jahrbuches, p. 378). Vor allen Dingen müsste man wissen, auf welches Stück sich die Aeusserung Goethe's vom 1. XI. 1768 bezieht, denn es ist doch offenbar ein wirkliches Theaterstück gemeint. Ob darüber etwas aufzufinden ist, weiss ich nicht, ich meine aber, eine unbefangene Auffassung kann nur dazu führen, zu glauben, dass Goethe wirklich die Rolle des Don Sassafras, und zwar als die eines unglücklichen Liebhabers, in Leipzig gespielt habe. Lässt der alte Dichter, den E. Schmidt citirt, einen Wernerus de Sassofrasso als Bramarbas auftreten, so konnten andere Dichter es auch thun und der Natur der Sache nach muss ein Don Sassafras immer ausgelacht werden. Nimmt man in Goethes Briefen Don Sassafras für unglücklichen Liebhaber, so erklärt sich Alles auf's Einfachste. Dass Goethe sich Kätchen gegenüber als unglücklichen Liebhaber bezeichnet, versteht sich von selbst, aber auch im Gespräche mit dem Hauptmann entspricht meine Deutung den Worten. Der Hauptmann sagt zu Goethe: kein Mädchen hat Sie beim Aermel gehalten, d. h. Sie wären nicht aus Leipzig fortgegangen, wenn Sie Glück in der Liebe gehabt hätten. Die Philosophie des Hauptmanns kann nichts Anderes bedeuten, als man solle sein Herz nicht an die Weiber hängen, man solle über unglückliche Liebe lachen.

Diese einfache Auslegung genügt Freund und, wie es scheint,

auch Erich Schmidt nicht. Sie meinen, Goethe habe unter Don Sassafras einen Syphilitischen verstanden und habe sich somit als solchen bezeichnet. Ich gestehe, dass ich die Herren nicht begreife. Sie schreiben Goethe eine geradezu bodenlose Gemeinheit zu. In Briefen an ein anständiges Mädchen soll Goethe wiederholt auf seine Syphilis hindeuten, und zwar so, dass das Mädchen den Sinn der Worte versteht („Verstehen Sie mich"). Pfui Teufel!

Unmittelbar nach jener Erzählung vom sächsischen Hauptmann fährt Goethe fort: „Unglücklicher Horn!", und beschwört die Leipziger Mädchen, sie möchten seinen Freund lebendig wieder weglassen. Das würde also nach Freund heissen, sie sollen ihn nicht anstecken, während doch Goethe meint, sie sollen ihn nicht so verliebt machen, dass er elend wird, wie Goethe selbst.

Das wären also Freund's Hauptstellen. Auch mit den Nebenstellen ist nicht viel zu erreichen. Am bedenklichsten sind Goethe's Reden vom armen Füchslein und der Brief an J. Breitkopf. An diesen schreibt Goethe, man brenne in dem verfluchten Leipzig weg wie eine schlechte Pechfackel, und fährt fort: „Hüte Dich ja für der Lüderlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unseren Kräften wie den Mägden mit der Ehre. Einmal zum Henker eine Jungfernschaft, fort ist sie. Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es will's ihm alls nicht thun." Der Sinn der Worte ist offenbar folgender. Goethe fühlte sich impotent oder wenigstens geschlechtlich schwach durch zu grosse Bethätigung seiner Kräfte. Genauer, er bezieht seine Krankheit und die mit ihr gegebene Schwächung auf eine übermässige Bethätigung „unserer Kräfte". Die ärztliche Behandlung könne wohl etwas bessern, aber die frühere Kraft nicht wieder schaffen. Nur mit Gewalt kann man die Syphilis hineinbringen, denn meinte Goethe diese, so würde er nicht von Kräften sprechen, da doch bei der Ansteckung von einem besonderen Kraftverbrauche keine Rede ist.

Noch deutlicher ist die Sache, wenn Goethe sich ein armes Füchslein nennt, das seinen Schwanz verloren habe und nun die übrigen Füchse vor der Gefahr warne. Die Verse erklären sich, wenn man annimmt, der junge Goethe habe seine Krankheit als Folge seines tollen Treibens mit den Mädchen, der Aufregung und der geschlechtlichen Ueberreizung angesehen. In Freund's Sinne hätten wir wieder widerliche Zoten vor uns.

Wie voreingenommen Freund ist, das geht daraus hervor, dass er sogar die „langweilige Tisane" gesperrt drucken lässt, von der Goethe

einmal spricht. Als ob damals nicht jede Krankheit mit „Tisanen“ behandelt worden wäre!

b) Die krankhaften Erscheinungen Goethe's. Es möchte Freund wohl schwer werden, im Einzelnen darzuthun, dass durch die Annahme der Syphilis sich „alle folgenden Erscheinungen“ ungezwungen erklären lassen. Das Blutspeien macht ihm keine Schwierigkeiten, denn in den 50er Jahren hat Skoda einmal Lungentuberculose diagnosticirt, während in Wirklichkeit Syphilis vorhanden war. Freund ist Gynäkolog, ich bin Neurolog, wir wollen einmal die inneren Mediciner fragen, wie viel syphilitische Blutstürze sie beobachtet haben, d. h. grosse Blutungen bei nicht tuberculösen Syphilitischen. Ich denke, viel werden es nicht sein. Natürlich ist es nicht unmöglich, dass ein Blutsturz durch eine irgendwo entwickelte syphilitische Neubildung entstehe, es dürfte aber eine grosse Seltenheit sein. Will man, wie Freund es möchte, aus dem Blutsturze ein blosses Blutspeien machen, was etwa durch eine Ulceration der ersten Wege zu erklären wäre, so muss man Goethen direkt der Lüge zeihen, denn er sagt: „Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf, und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken.“

Neben dem Blutsturze steht „die Geschwulst am Halse“. Was ist sie nach Freund? Ein Gummiknoten? Hat er solche am Halse gesehen? So viel ist sicher, dass Goethe's Aerzte die Geschwulst nicht für syphilitisch hielten, denn sie suchten sie zum Aufgehen zu bringen und schnitten sie dann auf. Jeder Unbefangene wird die Geschwulst für einen Abscess, wahrscheinlich eine vereiterte Lymphdrüse, halten. Damit stimmt, dass die Wundränder geätzt werden mussten gegen Ende der Heilung.

Weiter kommt die schmerzhafte Kolik in Frankfurt. Was ist sie nach Freund? Welche syphilitischen Veränderungen machen schmerzhafte Koliken? Voraus ging hartnäckige Verstopfung, das Wundermittel des Arztes bewirkte sofortige Erleichterung. Hat Freund solche Zufälle bei Syphilitischen als Folge der Syphilis beobachtet?

Bei allen übrigen Krankheiterscheinungen des jungen Goethe hat die Erklärung durch Syphilis vollends gar keinen Sinn, denn es handelt sich um nervöse Reizbarkeit, die wahrscheinlich auch nach Freund's Auffassung höchstens indirect mit der Syphilis zusammenhängen kann: Die Nervosität kann der Syphilis folgen so gut wie jeder anderen ernsthaften Krankheit. Dass sie nur durch jene sich erklären lasse, das werden doch auch die Gynäkologen nicht annehmen.

c) Die krankhaften Erscheinungen an Goethe's

Kindern. Goethe's Sohn August, ein von vornherein gesunder und schöner Knabe, wurde 1789 geboren. Ihm folgten 1791 ein todtes Kind, 1793 ein Mädchen, das 10 Tage alt starb, 1795 ein ebenfalls rasch absterbender Knabe, 1802 ein nach schwerer Geburt gleich verschiedenes Mädchen. Ist dies der Gang der Dinge bei Syphilis? Nein. Zunächst wäre die Zeit zwischen der Infection und der Fruchtverderbniss ganz auffallend lang; hätte Goethe sich 1767 inficirt, so wären 1789 schon 22 Jahre, 1802 aber 35 Jahre Zwischenzeit anzunehmen! Unmöglich ist es nicht, aber im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wenn ein Syphilitischer heirathet, so pflegt die Sache folgendermaassen zu verlaufen. Entweder die Frau bekommt gar keine Kinder, oder es treten Fehlgeburten ein, oder die Kinder sind syphilitisch, oder die Kinder sind gesund. Recht häufig ist der Verlauf so: Zunächst kommen einige Fehlgeburten, oder eine Fehlgeburt und dann ein todtfaules Kind; nun nimmt der Hausarzt den Mann bei Seite, dieser macht eine Schmiercur durch und erzielt das nächste Mal ein lebendes Kind mit Hautausschlägen u. s. w.; nach weiteren Schmiercuren gelingt es vielleicht, ganz gesunde Kinder hervorzubringen. Immer ist die Wirkung der Syphilis auf die Frucht im Anfange am stärksten, im Laufe der Jahre, mit oder ohne Behandlung, nimmt sie ab. Dass die Frau eines Syphilitischen im ersten Jahre ein gesundes Kind gebäre, in der Folge aber nur ausgetragene todte oder bald absterbende Kinder, das ist nicht anzunehmen. Ein ähnlicher Verlauf kommt zwar vor, aber dann liegt die Sache so, dass der Ehemann sich seine Infection nach dem ersten Kinde, als die Frau geschont werden sollte, geholt hat.

Was Freund noch weiter meint, weiss ich nicht. Ich habe die Vermuthung ausgesprochen, August Goethe habe vielleicht kurz vor seinem Tode an beginnender progressiver Paralyse gelitten. Natürlich meine ich, dass, wenn es so wäre, August die Syphilis persönlich erworben habe. Glaubt Freund, dass ein 40jähriger Mann auf Grund ererbter Syphilis paralytisch werde? Freund sagt: Die Erfahrungen an den Kindern und Enkeln Goethe's lassen kaum einen Zweifel aufkommen." Sollten etwa auch die Enkel durch die Syphilis des Grossvaters krank geworden sein? Freund hat sich „weitere Auseinandersetzung" als unnöthig geschenkt. Ich will nicht weitläufig werden: wer sich überzeugen lassen will, ist meiner Meinung nach durch das Bisherige überzeugt. —

Wenn mich Jemand fragen würde: hat sich Goethe in Leipzig inficirt oder nicht? so würde ich sagen: ich weiss es nicht. Möglich ist es natürlich, und dass er sich der Gefahr ausgesetzt habe, ist

wahrscheinlich. Als ich mein Buch schrieb, da habe ich begreiflicher Weise auch an diese Dinge gedacht, aber über blosse Vermuthungen und Möglichkeiten ist nicht hinauszukommen. Es fehlt nach meiner Ueberzeugung jede positive Thatsache. Ich habe es desshalb vorgezogen, zu schweigen, und ich glaube, dass ich damit Recht gethan habe.

Ueber die Heilung des Orest.

K. Heinemann hat im 20. Bande des Goethe-Jahrbuches von neuem über die Heilung des Orest geschrieben und hat dabei auch meine Aeusserungen über die Sache erwähnt. Dies veranlasst mich, meine Bedenken gegen Goethe's Darstellung etwas ausführlicher zu begründen.

Mit Recht wendet sich Heinemann gegen die christianisirenden Ausleger. Die Vergleichung Iphigeniens mit Christo und ihrer Thätigkeit mit Christi stellvertretendem Leiden durch Kuno Fischer erscheint mir als geradezu widerwärtig. Auch der neueste Ausleger, M. Wohlrab, schiebt Goethe Gedanken unter, die so ungoethisch wie möglich sind. Nach Wohlrab entsühnt Orest's eigene reine Menschlichkeit ihn. Orest bekennt vor Iphigenie seine Schuld, bereut sie und geht sozusagen in den Tod ein. Er erwacht entsühnt aus seiner Betäubung. Hätte man Goethe gefragt, wie kann Entsühnung erreicht werden, so hätte er geantwortet: durch rüstige Thätigkeit, dadurch, dass man die Augen vom Vergangenen weg und auf die Zukunft richtet, durch Thaten, nicht durch Worte. Ueberdem ist gegen Wohlrab einzuwenden, dass Orest jederzeit offen von seiner That gesprochen hat und sie bereut hat, soweit er sie überhaupt bereuen kann. Der Anfall, den er in Iphigeniens Gegenwart bekommt, ist einfach sein altes Uebel; hat es ihn früher nicht entsühnt, so kann es auch jetzt nichts dazu thun.

Heinemann's Auffassung ist folgende. „Ein Muttermörder, der zu seiner That gezwungen worden war, wird dennoch von Gewissensqualen verfolgt und fast zum Wahnsinn getrieben. Er wird von der Einzigen, die auf Erden noch Rechenschaft von ihm zu fordern hat, begnadigt und als Bruder aufgenommen, weil die That berechtigt, ja nothwendig war. In Folge dessen beruhigt sich sein Gemüth, die Qualen des Gewissens hören auf und der Wahn entschwindet." In der dramatischen Darstellung werden aus den Qualen des Zweifels die Erinyen, aus der Befreiung von jenen wird die Heilung von einer Krankheit, aus der verzeihenden Schwester wird die Heilende.

Ich glaube nicht, dass die Sache so geht. Weder nach griechischer, noch nach Goethischer Auffassung hat die Schwester etwas zu verzeihen. Sie ist nicht, wie man gemeint hat, zur Blutrache gegen ihren Bruder verpflichtet. Der Bruder hat gehandelt, wie er musste, und sie hat dem Bruder nur beizustimmen, das ist ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Wollte sie ihn tadeln, so vergässe sie ihre

Pflicht als Schwester und als Tochter, denn sie muss ebenso fühlen wie der Bruder und hat überdem in diesem nach dem Tode der Eltern ihr natürliches Oberhaupt zu erblicken. Von einer „Begnadigung“ durch Iphigenie kann gar keine Rede sein. Für den Griechen wäre diese Vorstellung ein Greuel gewesen, aber auch Goethe war weit davon entfernt, die Schwester zum Richter zu machen wider die Natur.

Ich denke mir den Hergang natürlich auch so, dass Goethe den Euripides vor sich hatte und dass er ihn humanisiren wollte. Schon ehe er die Iphigenie schrieb, hatte er sich selbst mit dem Orest, seine Verstimmungen, leidenschaftlichen Erregungen, Gewissensbisse mit den Qualen des von den Erinyen Verfolgten verglichen. Er hatte an sich die Erfahrung gemacht, dass die Gegenwart und der Zuspruch eines geschätzten Weibes ihn am Besten beruhigten. Insbesondere hatte er gegen alles, was ihn quälte, Beruhigung bei Frau von Stein gefunden. Er glaubte, dass „ihre reine Menschlichkeit“ die Kraft habe, die bösen Geister zu vertreiben. Als er nun die Iphigenie schrieb, wurden ihm unter den Händen Orest und Iphigenie zu Goethe und Frau von Stein.[1]) Wie Goethe Abends des Tages Noth bei der Freundin vergass, so schwindet die Qual des Orest, als er die Schwester gefunden hat. Nun behaupte ich, dass Goethe mit dieser Substitution die Sache verdorben habe.

Erstens setzt die Beruhigung, die das Weib gewährt, in der Regel geschlechtliche Reizung voraus. Goethe selbst war in hohem Grade sexuell und deshalb war ihm auch der geistige Verkehr mit dem anderen Geschlechte nothwendig und äusserst wohlthätig. In gewissem Grade vermag ja auch das Zureden einer Mutter oder einer Schwester Beruhigung zu gewähren, aber das Zauberhafte fehlt und Goethe selbst zog den Umgang der Nichtblutverwandten vor. Sodann ist die Beruhigung, die Goethe beim Weibe fand, nicht auf dessen Thätigkeit zu beziehen, sondern auf die Thätigkeit des Mannes, das Sichaussprechen und die vom Peinlichen ablenkende sexuelle Erregung.[2]) Drittens versagt der weibliche Einfluss, wenn es Ernst wird. Goethe's

---

[1]) Ich habe früher das nicht genügend anerkannt und muss daher meine frühere Meinung, wenigstens soweit die Heilung des Orest in Frage kommt, abändern.

[2]) Offenbar ist Frau von Stein sehr oft überschätzt worden. Die Meinung habe ich immer gehabt und ich freue mich, sie jetzt durch gute Zeugen bestätigt zu finden. Fanny Lewald schreibt in ihrem Tagebuche (Gefühltes und Gedachtes. 1900. p. 231): „Der Grossherzog von Weimar, Karl Alexander, sagte mir, er sei in der Lage gewesen, ganze Convolute ungedruckter Briefe von Frau von Stein zu lesen, und sei immer aus einem Erstaunen in das andere gefallen über die gänzliche Unbedeutendheit des Inhaltes und der Frau.“

Nöthe waren ja nicht so schlimm: ein sitzengelassenes Mädchen oder Mangel an Befriedigung durch die Thätigkeit im Berufe. Dem verzweifelnden Muttermörder aber vermag kein weiblicher Zauber zu helfen, ja es will mir als unangemessen vorkommen, hier von Entsühnung durch reine Menschlichkeit zu reden. Ich wenigstens kann mir bei einer solchen Phrase gar nichts denken und ich würde es nicht wagen, den in seinem Jammer Verkommenden auf die reine Menschlichkeit eines anderen Individuum zu verweisen.

Vergleichen wir kurz die Heilung des Orest bei Euripides und bei Goethe. Dort hat Orest die zur Ehebrecherin und Gattenmörderin gewordene Mutter, genöthigt durch die Moral (d. h. die mores), getödtet. Das Gericht hat ihn freigesprochen, die Erinyen aber verfolgen ihn trotzdem, d. h. das Gewissen lässt sich hier durch die Sitte nicht beugen. Einen Ausweg zeigt das Orakel, Orest werde geheilt werden, wenn er das Bild der Artemis von den Tauriern hole. Er thut es, unterzieht sich ausserordentlichen Anstrengungen und der Todesgefahr und findet durch sein Thun die vom Gotte versprochene Heilung. Die Auffindung der Iphigenie ist bei Euripides eigentlich eine Episode und hat mit der Heilung nichts zu schaffen. Das mag ein Fehler im Stücke sein, aber die Heilung des Orest ist im griechischen und auch im allgemein menschlichen Sinne richtig gedacht. Wie in späterer Zeit die von Gewissensnoth Beladenen in's heilige Land zogen oder sonst ein schweres Busswerk vollzogen, so mag zu jeder Zeit der Mensch in dem Bewusstsein, den ihm kundgewordenen Willen Gottes mit Aufbietung aller seiner Kräfte erfüllt zu haben, Erlösung gefunden haben. Die versöhnte Gottheit scheint die Qual wegzunehmen, die sie aufgelegt hatte, in Wirklichkeit aber bringt die eigene That Hülfe, wo überhaupt noch Hülfe möglich ist. Das ist der tiefere Sinn des Euripides und das ist im Grunde auch dem Sinne des reifen Goethe gemäss.

In Goethe's „Iphigenie" aber ist die Heilung des Orest gar nicht zu verstehen. Als Orest erfährt, dass die Priesterin, die ihn opfern soll, seine Schwester Iphigenie ist, glaubt er den Hohn der Götter zu erkennen, geräth in die heftigste Aufregung, ruft den Geist der Mutter und die Furien an und fällt in Ohnmacht. Als er erwacht, delirirt er, glaubt in der Unterwelt zu sein, die Vorfahren ausgesöhnt zu sehen und bittet in ihren Kreis aufgenommen zu werden. Als Pylades und Iphigenie kommen, redet er sie zunächst im Sinne seines Delirium an, findet sich aber rasch zurecht und ist nun mit einem Male geheilt. Was hat ihn geheilt, d. h. von seinen Gewissensbissen befreit? Es heisst „von dir berührt war ich geheilt". Die Worte stehen da und

keine Auslegerkunst kann sie beseitigen. Ist die Krankheit ein Bild für den Geisteszustand, so muss doch auch die Berührung der Schwester ein Bild für etwas sein, für was aber? Die Freude über das Wiederfinden der Schwester ist es nicht, denn Orest freut sich gar nicht, vielmehr hält er Iphigenien anfänglich für eine Betrügerin und dann fasst ihn das Entsetzen über die Opferpriesterin. Thatsächlich bewirkt im Stücke die Berührung Iphigenien's den grossen Ausbruch des Uebels. Was bedeutet das? Es muss doch einen geistigen Sinn haben, wenn alles vergeistigt wird. Wenn manche Ausleger sagen, das Uebel müsse sich noch einmal ordentlich austoben, so finde ich das sehr ungeistig, ja geradezu kindisch. Heinemann sagt, „die verzeihende Liebe der Schwester" heilt. Aber erstens hat sie nichts zu verzeihen und dann steht nicht eine Silbe davon im Stücke. Hätte Goethe den Gedanken Heinemann's gedacht, so hätte er ihn auch aussprechen oder doch ein Symbol dafür einsetzen müssen. Heinemann citirt die Worte, dass „der reinen Schwester Segenswort hülfreiche Götter vom Olympus rufen" könne. Abgesehen davon, dass mir dieser Gedanke schief vorkommt, weder griechisch noch rein menschlich ist, sondern auf die Fürbitte der Heiligen hinausgeht, widerspricht ihm die Darstellung. Hätte Iphigenie wie eine christliche Heilige aus ihrem Gnadenüberschusse dem Bruder abgegeben, so müsste sie ihm etwa betend die Hände auf's Haupt legen und während dieser Ceremonie müsste die Heilung eintreten.

Eigentlich beweist schon der Streit der Ausleger, dass Goethe's Darstellung unklar ist. Ich bin der Ueberzeugung, dass Goethe sich selbst die Sache nicht klar gemacht hat, dass deshalb alle Versuche, aus seinen Worten etwas Befriedigendes herauszufinden, vergeblich sind. Vielleicht hat der alte Goethe das sehr wohl eingesehen, wenigstens lassen sich einige Aeusserungen so deuten.

Der von mir hervorgehobene Fehler ist um so mehr zu bedauern, als ihm leicht abzuhelfen gewesen wäre. Der schöne Gedanke Goethe's, dass das Orakel nicht auf das Bild der Artemis, sondern auf die Schwester des Orest deute, dass somit der Wille Gottes auf die Heimführung Iphigenien's gehe und die Bussfahrt des Orest dem Wohle der eigenen Familie diene, hätte den Ausweg geboten. Wenn in dem Augenblicke, als Orest den Sinn der Weissagung begreift und damit die göttliche Gnade erkennt, sein Uebel ihn verliesse, dann wäre die Sage im hohen Sinne vergeistigt. Dann wäre die Beruhigung der Einsicht, dass die Gottheit alle Dinge zum Besten führt, zu verdanken und dann erst wären wir dem Zauberwesen entronnen.

Ueber das Studium der Talente.

Es ist ein grosses Verdienst Lombroso's, die Frage nach dem genialen Menschen ernstlich erörtert zu haben. Er stellte ihn als Ergebniss der Entartung, als eine zwar in vieler Hinsicht erfreuliche und wohlthätige, aber doch dem Menschen der Krankenstube und dem des Gefängnisses verwandte Abart dar. Seine Methode bestand darin, dass er alle durch das allgemeine Urtheil als genial bezeichneten Menschen zusammenfasste und dann ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Abweichungen von der Norm zu erkennen suchte.

Gegen dieses Verfahren lassen sich einige Einwände erheben. Erstens muss man sich sagen, dass das Unternehmen ohne Vorarbeiten kaum auszuführen ist, dass die Erörterung der Frage sozusagen aus freier Hand, wie sie Lombroso unternahm, nothwendig zu mangelhaft begründeten Urtheilen führen muss. Wir sind, von Ausnahmefällen abgesehen, auf das biographische Material angewiesen. Dieses aber ist einerseits entsetzlich gross, sodass es ein Einzelner schlechterdings nicht verarbeiten kann, genügt andererseits unseren Bedürfnissen sehr oft nicht, denn es ist lückenhaft und gerade in Beziehung auf die uns interessirenden Fragen ohne Sachverständniss, vielfach mit der Absicht der Vertuschung, Verheimlichung gearbeitet. Man müsste demnach zuerst daran gehen, wenigstens die wichtigsten Fälle durch Einzeluntersuchungen in helleres Licht zu bringen. Diese Aufgabe ist ja, mehr oder minder methodisch und erfolgreich, von Verschiedenen in Angriff genommen worden, aber es fehlt doch noch viel und wir werden lange zu thun haben, bis man von genügenden Unterlagen wird reden können.

Vielleicht nicht weniger wichtig als der erste Einwand ist das Bedenken, ob es zweckmässig sei, nur vom genialen Menschen schlechtweg zu sprechen. Wir pflegen unter Genie das schöpferische Talent zu verstehen. Talent (Talanton, das Zugewogene) ist eine Begabung, die einen Vorzug begründet, eine Fähigkeit, die die Masse nicht hat. Es giebt sich kund durch Leistungen und sind diese „unerhört", d. h.

kommt etwas noch nicht Dagewesenes zu Stande, so reden wir von Genie (gignere). Es ist ersichtlich, dass eine scharfe Grenze zwischen Talent und Genie nicht möglich ist,[1]) denn es hat nicht nur die Beurtheilung, ob die Leistung genial sei oder nicht, ihre Schwierigkeiten, sondern bei genauerer Betrachtung erkennt man auch, dass in Wirklichkeit jede tüchtige Talent-Leistung etwas Neues enthält, dass jedes Talent in einem gewissen Grade genial ist. Es kommt also alles auf einen Gradunterschied an. Ferner wissen wir, dass es nicht Ein Genie giebt, sondern ebenso viele Genie-Arten wie Talente und dass die einzelnen Gaben recht verschiedener Art sind. Nehmen wir an, die menschlichen Fähigkeiten seien ein Gehölz, so erheben sich aus dem niedrigen Unterholze einzelne Bäume, hier eine Eiche, dort eine Birke, dort ein Apfelbaum u. s. f. Die Bäume sind die Talente und ihre Höhe entspricht der Grösse der Fähigkeiten, d. h. die Gipfel sind die genialen Fähigkeiten. Besprechen wir nach Lombroso's Art alle Genies, so schneiden wir sozusagen alle Gipfel ab und haben nun Eichengipfel, Birkengipfel u. s. w., alle sind Gipfel, aber sonst schwer direct vergleichbar. Es leuchtet ein, dass eigentlich das natürliche Verfahren darin besteht, einen Baum nach dem anderen, vom Fusse bis zum Gipfel zu untersuchen und den Gipfel als Theil des Baumes zu begreifen. Ohne Bild, wir werden gut thun, das Genie nicht für

[1]) Forel hat mich getadelt, weil ich das Genie für einen höheren Grad des Talentes halte. Talent und Genie seien verschiedene Begriffe, es gebe genielose Talente oder talentlose Genies. Diese Auffassung, die nicht nur von Forel vertreten wird, ist eben das, was ich bekämpfe. Sie hat im Hintergrunde den Gedanken, das Eine Genie sei ein geheimnissvolles Etwas. Das, was an ihr berechtigt ist, dürfte auf einem Missverständnisse beruhen, insofern nämlich als zuweilen nicht eine Eigenschaft des Menschen, sondern der Mensch selbst ein Talent, oder ein Genie genannt wird. Der Mensch selbst ist das Zusammenwirken seiner verschiedenen Fähigkeiten, nie nur ein Talent, erst aus den Zusammentreffen des Talentes mit den anderweiten Eigenschaften geht das Ergebniss hervor. Hat jemand ein kleines Sprachtalent (man kann immer nur von bestimmten Talenten reden), so wird er kein genialer Philolog werden, aber er kann, wenn er ein fleissiger und kluger Mensch ist, sehr Tüchtiges leisten Hat Einer ein grosses Talent, d. h. Genie, z. B. als Musiker, ist er aber sonst mangelhaft begabt, so wird er vielleicht bedeutende Compositionen liefern, aber als Lehrer, als Musikdirektor u. s. w. unbrauchbar sein. Eine im Allgemeinen heftige, leidenschaftliche Natur kann dem Genie förderlich sein. das Talent in Forel's Sinne schädigen, d. h. sie kann da, wo ein grosses Talent vorhanden ist, die Möglichkeit des Schaffens gegeben ist, die Leistung steigern, während sie bei einem kleinen Talente zu nichts nützt, vielmehr nur das Leben unordentlich macht. Im Grunde meint Forel mit dem „talentlosen Genie" ein einseitiges grosses Talent, das nicht durch andere Talente unterstützt wird. Wollte er aber sagen, in demselben Fache könne einer genial und ohne Talent sein, so müsste ich ihm auf das Entschiedenste widersprechen.

sich zu betrachten, sondern die Untersuchung so anzustellen, dass wir die Erscheinung und die Bedingungen eines Talentes zu erforschen suchen. Die Arbeit zerfällt dann in so viele Theile, als Talente unterschieden werden.

Beide Forderungen, das Verlangen nach Einzeluntersuchungen und das nach dem Ausgehen von bestimmten Fähigkeiten aus, werden so zu erfüllen sein, dass bei der Besprechung jedes Talentes die möglichst sorgfältige Prüfung der Menschen, bei denen das Talent im höchsten Grade beobachtet worden ist, den eigentlichen Kern der Arbeit ausmacht.

Will man den Plan entwerfen, so stösst einem natürlich die Frage auf, welche Talente es denn nun gebe. Jeder kann eine Reihe von Fähigkeiten aufzählen, die ohne Widerspruch als selbständige Talente von Allen angesehen werden. Indessen die Forderung, alle menschlichen Talente zu nennen, führt auf bedenkliche Schwierigkeiten. Nämlich so. Wir unterscheiden die menschlichen Thätigkeiten nach ihren Objecten und das geht ganz glatt ab. Ob aber verschiedenen Thätigkeiten verschiedene Fähigkeiten entsprechen, das ist oft recht schwer zu sagen, weil wir die Fähigkeiten nicht wie die Objecte wahrnehmen können, sondern auf sie nur schliessen. Eine Fähigkeit kann zu verschiedenen Thätigkeiten tauglich machen und manche Thätigkeiten können mehrere Fähigkeiten erfordern. Zum Troste ist jedoch das zu sagen, dass die Erkenntniss aller Fähigkeiten durchaus nicht die Voraussetzung der Arbeit bildet. Wir können unbedenklich von den allgemein anerkannten Talenten ausgehen und bei den zweifelhaften zusehen, wie weit wir kommen. Vielleicht ist es zweckmässig, noch daran zu erinnern, dass die Beobachtung der Talente, d. h. der über das Normale hinaus gesteigerten Fähigkeiten, ein wichtiges Mittel zur Unterscheidung der Fähigkeiten ist und dass die Bezeichnung der Fähigkeiten oft von der Talentform entnommen wird.

Zuerst denkt man, wenn von Talenten gesprochen wird, an die künstlerischen Talente. Wenn auch nicht jeder Kunst ein bestimmtes Talent entsprechen mag, so ist doch bei einigen die Sache nicht zweifelhaft. Da haben wir die Musik und ihr dürfen wir, ohne in falschen Realismus zu verfallen, ein musikalisches Talent entsprechen lassen. Jeder giebt zu, dass das musikalische Vermögen ein Ding für sich ist, dass es durchaus nicht aus den anderen Geistesfähigkeiten abgeleitet werden kann, diesen nicht proportional ist und nicht willkürlich erzeugt werden kann. Hier wie bei den anderen Talenten ist darauf aufmerksam zu machen, dass man die Begriffe nicht zu eng fassen darf, dass die Fähigkeit, die bei einer gewissen Stärke Talent wird,

nicht nur dem Ausübenden, sondern auch dem Aufnehmenden oder Empfangenden zukommt. Musikalisch ist, auch nach dem Sprachgebrauche, nicht nur der, der Musik macht, sondern auch der, der sich an Musik erfreut. Das musikalische Vermögen ist offenbar eine allgemein-menschliche Eigenschaft; wie der Mensch dazu gekommen ist, wissen wir nicht, aber soweit wir die Sache verfolgen können, haben alle Menschen diese Anlage. Freilich giebt es der Stufen viele. In unseren Verhältnissen dürfte man als normal etwa das ansehen, dass einer nicht nur durch schöne Töne, durch Melodie und Rhythmus erfreut wird, sondern auch nachsingen kann und dabei einen gewissen Grad von musikalischem Gehör und Gedächtniss zeigt. Wenigstens können in den Schulen fast alle Kinder am Musikunterricht theilnehmen und die Mehrzahl ist sogar des mehrstimmigen Gesanges fähig. Die untere Grenze des Talentes ist hier wie überall nicht mit Sicherheit zu bestimmen. In den unteren Regionen spielen die Umstände, Beispiel, Erziehung, zufällige Verknüpfungen, eine grosse Rolle. Irgend erhebliches Talent wird sich am ehesten durch das freiwillige Verlangen nach Musik, den Musikhunger kundgeben. Das Verlangen bezieht sich sowohl auf Musikmachen wie auf Musikhören. Weiterhin ist eine deutliche Stufe dadurch gegeben, dass unter vielen Ausübenden wenige Neuschaffende sind, insofern als die Fähigkeit, zu componiren, sehr viel seltener ist, als die anderen musikalischen Fähigkeiten. Man sieht hier gut, wie schwer die Abgrenzung des Genies nach unten ist. Alle Componisten, die nicht nur nach Regeln arbeiten, sogenannte Capellmeistermusik machen, sind Schaffende, doch wird man sich kaum entschliessen, alle als Genies zu bezeichnen. Andererseits giebt es unter denen, die nicht componiren können, Manche, die mit Recht genial genannt werden, wie denn thatsächlich sehr häufig von genialen ausübenden Künstlern gesprochen wird. Vielleicht könnte man auch von genialen Hörern reden. Die Gestaltungen eines Talentes sind eben verschieden, ohne dass wir das Wie und Warum recht verständen. Im vorliegenden Falle liegt es nahe, deshalb, weil es unter den Weibern ausgezeichnete ausübende Künstler, aber keine grossen Componisten giebt, das Talent der Composition mit der männlichen Eigenart in Beziehung zu bringen. Thatsächlich ist die Initiative Sache des Mannes und man kann daher im eigentlichen Sinne des Wortes das Genie auch als ausschliesslich männliche Eigenschaft bezeichnen. Aber der Sprachgebrauch stimmt eben mit der Auffassung des Genies als Zeugungskraft nicht ganz überein, da er einerseits nur Neuschaffungen von einiger Erheblichkeit die Bezeichnung genial zukommen lässt, andererseits diese auch Leistungen nicht versagt, die strenggenommen nur auf

einer hochgesteigerten Receptivität beruhen. Man könnte auch meinen, dass beim ausübenden Musiker eigentlich ein zweites Talent, nämlich das schauspielerische, zu der musikalischen Anlage hinzutrete und dass die Vortrefflichkeit der Leistung eigentlich darauf zu beziehen sei. Es mag das Nähere vorläufig dahingestellt sein. Auf jeden Fall hat die strenge Scheidung zwischen den Musikalischen überhaupt und den musikalisch Producirenden bei keiner anderen Kunst ein Analogon.

Mehr Schwierigkeiten als die Musik machen die bildenden Künste. Dass Malerei und Bildhauerei in nahen Beziehungen stehen, ist zweifellos, aber hängt es nur von den äusseren Umständen ab, ob Einer Maler oder Bildhauer wird, oder ist in dem einen Falle das Talent für bildende Künste mit anderen Geisteseigenschaften verknüpft als im anderen Falle, oder darf man direct von einem Maltalent, einem plastischen Talent reden? Betrachtet man die Maler für sich, so sieht man, dass auch da Unterschiede vorhanden sind. Zwar, dass der Eine Historien malt, der Andere Landschaften oder etwas anderes, das hängt wohl zum Theile von den Umständen, zum grösseren Theile von der allgemeinen Geistesbeschaffenheit ab, aber bei dem Fehlen oder Vorhandensein des Farbensinnes ist es doch anders. Die coloristische Befähigung dürfte als ursprüngliches Talent anzusehen sein. Dem Farbensinne könnte man etwa einen „Formensinn“ zur Seite stellen, indessen ist damit doch die Sache nicht erledigt, da jemand ein guter Zeichner sein kann, ohne sich zum Bildhauer zu eignen. Es muss also beim letzteren noch etwas dazu kommen, ein etwas, das vielleicht mit dem Talente des Architecten verwandt ist. Alle Unterschiede können nicht daran hindern, die Befähigung für bildende Künste als eine von den anderen Talenten abzutrennende Anlage, oder Gruppe von Anlagen, wenn man will, zu fassen. Immer handelt es sich darum, aus Gesehenem ein Bild zu machen, und die Erfahrung zeigt, dass nicht selten derselbe Mensch malt und formt, dass bei jedem Bildner wenigstens das Verständniss nach beiden Richtungen offen ist, während andere Individuen, ja ganze Völker allem Bildwesen abgeneigt sind. Ganz freilich fehlt bei normalen Menschen die Neigung, nachzubilden, wohl niemals, aber sie scheint im Durchschnitte schwächer zu sein als die musikalische Neigung. Deutlicher zeigt sich das noch bei der Freude an dieser oder jener Kunst. Nicht nur Freude, sondern leidenschaftliches Verlangen sogar der Massen wird der Musik gewidmet, während immer nur Wenige ein wirkliches Bedürfniss zu den Erzeugnissen der bildenden Kunst führt. Auch hier kann die Erziehung etwas thun zur Förderung sowohl des Verständnisses als der Ausführung, viel aber ist es nicht. Wegen der relativen Seltenheit des Talentes heben sich

die unteren Grade ziemlich deutlich von der Umgebung ab, dagegen sind die hohen Grade hier schwerer abzutrennen als bei der Musik. Alle, die einen höheren Grad des Talentes haben, malen oder formen, ob aber in diesen Bildungen ein schöpferischer Geist sich kundgiebt, das ist, abgesehen von den wenigen ganz grossen Genies, oft nicht ohne Weiteres zu erkennen, vielmehr erfordert die richtige Beurtheilung selbst einen gewissen Grad des Talentes.

Eine eigene Stellung nimmt die Architectur ein. Sie ist eigentlich ein Kunsthandwerk, insofern als sie den zu nützlichen Zwecken dienenden Gebäuden eine schöne Form giebt, ein architectonisches Gebilde, das nur um der Kunst willen dawäre, Missfallen erregen würde. Das Handwerk, auf dem hier die Kunst ruht, ist vornehm genug, da es in der practischen Anwendung einer der vornehmsten Wissenschaften, der Mechanik besteht. So kommt es, dass die erste Voraussetzung beim höheren Maurer oder Architecten ein wissenschaftliches Talent, nämlich das für practische Mechanik, kurz der Bausinn, ist. Zum Künstler wird der Architect offenbar erst dann, wenn er ausser dem Bausinne auch das Talent der bildenden Künste hat, wobei freilich zu bemerken ist, dass diese Verknüpfung nicht als ein Zufall, sondern als eine durch die Naturgesetze begünstigte Verbindung anzusehen ist. Das Architectur-Talent, eines der selteneren Talente, wird in seinen unteren Graden an der Empfänglichkeit für architectonische Schönheiten erkannt, seine Ausübung ist natürlich nur unter bestimmten Bedingungen und nach geeigneter Erziehung möglich. Eine Beziehung zur Musik könnte man darin finden, dass beide Künste nicht nachahmen, sondern mathematische Künste sind, aber durch dergleichen Betrachtungen wird nicht bewiesen, dass das Architectur-Talent und das für Musik thatsächlich verknüpft sind, da solche Fragen nicht theoretisch, sondern nur durch Beobachtung zu lösen sind.

Engere Beziehungen zur Musik hat zweifellos die Dichtkunst. Beide sind von Hause aus verwandt und beide bewirken Stimmungen, beide sind populär und das Talent zu ihnen ist relativ häufig. In einfachen Kulturzuständen wird das Wort von Melodie und Rhythmus nicht getrennt, Sänger und Dichter sind Eine Person. Jedoch ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass das musikalische und das dichterische Talent von vornherein zwei verschiedene Fähigkeiten seien. Will man jenes bestimmen, so muss man wohl sagen, es sei die Fähigkeit, einen Vorgang so mit Worten wiederzugeben, dass auf den persönlich nicht betheiligten Hörenden ein Gefühl oder ein Affect übergetragen wird. Eine solche Fähigkeit setzt das dichterische Empfinden voraus, aber dieses allein macht die Dichtkunst noch nicht, es kann als Vorstufe

betrachtet werden und man kann sagen, dass die unterste Stufe bestehe in der Möglichkeit, durch den Dichter erregt zu werden, die mittlere in der, durch die Vorgänge selbst wie durch ein Gedicht erregt zu werden, die obere in der activen dichterischen Fähigkeit. Erfahrungsgemäss ist mit dieser die dichterische Phantasie, das Erdichten verbunden, d. h. der Dichter wird getrieben, aus dem Wahrgenommenen Neues zu formen, Vorgänge zu ersinnen, die dichterisch wirken.

Neben den grossen künstlerischen Talenten wären zunächst noch die wissenschaftlichen, besonders das mathematische und das philologische, sowie die practischen Talente zu erwähnen. Indessen soll hier keine Aufzählung aller Talente versucht werden, es genügt auf die ästhetischen Talente als auf Beispiele hingewiesen zu haben.

Bei jedem Talente wird die Untersuchung ungefähr in derselben Weise anzustellen sein. Das eigentliche Material muss immer eine Sammlung von Biographieen bilden. In der berechtigten Voraussetzung, dass die Eigenschaften und Bedingungen um so leichter erkennbar sein werden, je stärker das Talent ist, wird man zuerst die hervorragendsten Vertreter eines Faches berücksichtigen, indessen dürfte es rathsam sein, auch Nachrichten über mittlere Geister zu sammeln, damit man vergleichen könne und nicht vom Genie auf den Durchschnittsmenschen überspringen müsse. Natürlich wäre es noch besser, wenn man an die Stelle der Biographieen eigene Beobachtungen setzen könnte, indessen wird dies doch nur ausnahmeweise möglich sein und die Beschränkung auf sachverständige Schilderungen ist thatsächlich unausführbar.

Die wichtigste Frage ist die, wie entsteht das Talent? Da schon die bisherigen Untersuchungen es ausser Zweifel gesetzt haben, dass jedes Talent angeboren ist, muss unsere Aufmerksamkeit sich auf die Beschaffenheit der Familie richten. Wird das Talent vererbt, wird es von väterlicher oder von mütterlicher Seite, oder von beiden Seiten vererbt? Hat keins der Eltern das gleiche Talent, welche ihrer Eigenschaften kommen dann in Betracht? Liegt Atavismus vor, oder kommt es auf eine besondere Mischung der elterlichen Eigenschaften an? Wenn sich ein Talent nicht forterbt, woran liegt es? U. s. f. Wahrscheinlich kommen auf diesem Wege Verschiedenheiten und Verwandtschaften der einzelnen Talente zu Tage. Es scheint, dass bei manchen, wenn Vererbung nachzuweisen ist, diese nur vom Vater ausgeht, während bei anderen auch die Mutter Trägerin der Gabe sein kann. Andererseits scheint sich ein Zusammenhang zwischen ganz verschiedenen Talenten derart zu ergeben, dass sie einander bei den verschiedenen Generationen vertreten. Offenbar können solche Erörterungen auch

practisch bedeutsam werden, denn weiss man, welche elterlichen Eigenschaften förderlich, welche nachtheilig sind, so kann die Züchtung von Talenten versucht werden. Auch die Frage nach den weiteren Umständen, Klima, Rasse, Kulturstufe, ist zu erwägen, obwohl sie von untergeordneter Bedeutung sein mag.

Im Leben der Begabten ist begreiflicherweise die Jugend von besonderer Bedeutung. Bei allen grossen Talenten ist es die Regel, dass die Begabung frühzeitig und von selbst sich kund giebt, wie eine Quelle empor sprudelt und nicht selten mit elementarer Kraft alle Hindernisse durchbricht. Diese Regel hat Ausnahmen, denn es giebt sogar Genies, die sich erst ziemlich spät gefunden haben, aber sie besteht darum doch. Vielleicht ist die Frühreife nicht bei allen Talenten in gleicher Weise zu finden. Ganz erstaunlich sind die Berichte über die musikalischen Kinder (z. B. Händel, Mozart), ihre Leistungen sind geradezu unfassbar und es macht den Eindruck, als ob eine Inspiration im alten Sinne des Wortes stattfände. Die Beobachtung der Kinder beweist nicht nur das Angeborensein der Talente, sondern auch deren Organ-Natur, wenn man so sagen darf, d. h. ihre Selbständigkeit gegenüber den anderen Geistesfähigkeiten. Denn wenn ein Kind, das sonst in allen Beziehungen anderen Kindern gleicht, in Einer Beziehung das leistet, was sonst nur ein Jüngling oder ein Mann leistet, so muss es eben in dieser Beziehung ein besonderes Organ haben.

Weiterhin wäre wohl besonders darauf zu achten, ob bestimmte Talente immer oder oft mit bestimmten anderen Fähigkeiten verbunden sind, ob ein Talent andere Anlagen relativ ausschliesst, welche Talente beisammen gefunden werden, welche nicht. Von vornherein pflegen die Menschen zu Urtheilen a priori zu neigen. Man nimmt etwa an, das Verlangen nach Schönheit sei das Wesen des Künstlers, oder Genie sei soviel wie grosser Geist u. s. f. Die Erfahrung zeigt aber, dass es jene abstracte Kunstliebe nicht giebt, dass vielmehr die Liebe nur soweit reicht wie das persönliche Talent. So spricht z. B. B. Cellini von dem „verfluchten Hörnchen“ und viele Musiker sind für die bildende Kunst ganz gleichgiltig. Die Erfahrung zeigt auch, dass der nach einer Richtung hin Hochbegabte nach anderen Richtungen hin recht schwach begabt sein kann, und zwar in moralischer Hinsicht sowohl wie in intellectueller, dass es Menschen, die sich nach allen Richtungen hin auszeichneten, gar nicht giebt. Das Geschwätz von „allesumfassenden Geistern“ sollte ganz aufhören. Weder das Wissen noch das Können seiner Zeit kann ein Mensch in sich vereinigen. Goethe z. B., von dessen Universalität viel gefabelt wird, war musikalisch nur wenig befähigt, er liebte zwar die bildenden Künste, konnte

in ihnen aber trotz aller Mühe nichts leisten, wie seine recht schwachen Zeichnungen beweisen, er ermangelte des mathematischen Talentes gänzlich. Auch die Fragen, auf die oben hingewiesen wurde, in wieweit den einzelnen Kunstgattungen einzelne Talente entsprechen, in wieweit dasselbe Talent in Verbindungen mit anderen Geistesfähigkeiten Verschiedenartiges leisten kann, werden nicht durch Speculation, sondern durch Beobachtung und Vergleichung zu lösen sein.

Unter den übrigbleibenden Fragen interessirt am meisten die nach dem Pathologischen. Es ist unzulässig, das Genie in dem Sinne als etwas Pathologisches zu bezeichnen, wie es Lombroso versucht hat. Das Talent ist nichts als eine Steigerung einer allen Menschen zukommenden Fähigkeit und das Genie ist nichts als ein hoher Grad des Talentes. Wäre das Talent in Lombroso's Sinne pathologisch, so würde es ein Glied der endogenen Syndrom-Gruppen sein, etwa bei dem Nachkommen eines Paranoiakranken auftreten und bei seinen Kindern als Hypochondrie oder Hysterie wieder erscheinen. So ist es offenbar nicht. Dagegen wird die Beziehung zum Pathologischen begreiflich, wenn man bedenkt, dass diesem jede Einseitigkeit verwandt ist. Im Gehirnmenschen ist das normale Verhältniss zwischen geistiger und anderweiter Thätigkeit gestört, im Talentmenschen überdem das Verhältniss zwischen den einzelnen Geistesfähigkeiten. Je übermächtiger ein Talent ist, um so häufiger wird es zu ernsthaften Störungen des Gleichgewichtes kommen. Es wird die Gefahr nicht gerade mit der Grösse des Talentes wachsen, sondern mit der Schwäche der anderen Fähigkeiten, d. h. der, der bei im übrigen mässigen Fähigkeiten Ein grosses Talent hat, oder gar dessen Talent überhaupt nur durch Defect an anderen Fähigkeiten ermöglicht worden ist, wird mehr bedroht sein als ein Mensch mit durchschnittlich grossen Geistesfähigkeiten. Das Talent oder Genie gehört demnach nicht zu den Syndromen, aber es gehört, insofern es auf einer Störung des normalen Gleichgewichtes beruht, zu den Voraussetzungen jener, ist also selbst in einem weiteren Sinne pathologisch. Das will uns anfänglich nicht recht einleuchten, weil wir gewohnt sind, das Pathologische als etwas absolut Schlechtes anzusehen. Man kann sich aber so trösten, dass man sich sagt, die Natur konnte mit ihren Mitteln das ungewöhnlich Kostbare nur erwerben, indem sie Schulden machte, d. h. es ging über die Menschenmöglichkeit vom normalen Menschen die höchsten Leistungen zu verlangen. Auch bei diesen Erörterungen ist es wichtig, das Genie nicht vom Talent abzutrennen, weil die Verhältnisse hier die Verhältnisse dort erläutern und weil die Trennung in qualitative Gruppen in Hinsicht auf die Frage, ob in pathologischer Hinsicht die

Art des Talentes Bedeutung habe, nothwendig ist. Diese Frage ist bis jetzt noch nicht zu beantworten, obwohl man vermuthen darf, dass bei manchen Talenten das Pathologische eine grössere Rolle spiele als bei anderen.

Es mag jetzt bei diesen Andeutungen sein Bewenden haben, das Wesentliche bleibt das, dass wir einsehen: es giebt nicht Ein Genie, sowenig wie es Eine Intelligenz oder Einen Willen giebt, sondern wir sprechen dann von Genie, wenn bestimmte Triebe, bei einer im Allgemeinen günstigen Organisation, ungewöhnlich hoch entwickelt sind. Es giebt so viele Arten von Genie, wie es ursprüngliche Talente giebt, und deshalb ist das Studium der einzelnen Talente unentbehrlich zur Kenntniss des genialen Menschen.

Ueber die Vererbung künstlerischer Talente.

Nachdem ich die Bedingungen des mathematischen Talentes untersucht hatte, wandte ich mich zu den bildenden Künsten und der Musik und fand, dass hier ganz dieselben Gesetze herrschen. Bei dem allgemeinen Interesse, das diese Dinge haben, wird es Manchem willkommen sein, einige vorläufige Bemerkungen über meine Ergebnisse kennen zu lernen.

Das Talent zu den Künsten ist angeboren, denn es zeigt sich in früher Jugend, ist bei gleicher Erziehung bald vorhanden, bald abwesend, steht in keinem bestimmten Verhältnisse zu anderweiten Fähigkeiten. Beispiele für diesen Satz will ich hier nicht beibringen, denn die ganze Kunstgeschichte ist eigentlich Ein Beispiel und mit einem Menschen zu streiten, der angesichts der heute bekannten Thatsachen noch auf dem Standpunkte des Helvetius bliebe, das lohnte sich nicht.

Wenn das Talent zu den Künsten angeboren ist, so muss es von der Beschaffenheit der Eltern abhängen. Auf was kommt es an? Man kann der Sache nur dadurch näher kommen, dass man die Verwandten der Künstler kennen zu lernen sucht, und da ergiebt es sich, dass nicht selten mehrere Glieder einer Familie das Talent haben. Die Annahme, dass dies durch Gleichheit der äusseren Bedingungen, Beispiel, Erziehung zu erklären sei, ist hinfällig oder wenigstens ungenügend. Sie mag da berechtigt sein, wo es sich um handwerksmässigen Betrieb handelt; es giebt Zeichner-, Kupferstecher-, Musikerfamilien, in denen der Sohn thut, was der Vater gethan hat und in denen die allgemeine Mittelmässigkeit zeigt, dass künstlerische Talente im engeren Sinne des Wortes nicht in Frage kommen. Es mag ferner nicht selten der Fall gewesen sein, dass die Angehörigen eines wahren Talentes diesem nachzuahmen suchten, ohne dazu berufen zu sein. Da aber, wo Leistungen von dauerndem Werthe vorliegen, kommen wir ohne das angeborene Talent nicht aus, und wenn dieses wiederholt in einer Familie vorkommt, so muss Vererbung zu Grunde liegen.

Natürlich wird man fragen, wenn das Talent sich vererbt, warum vererbt es sich nicht immer, wie sind die Fälle zu erklären, in denen es ganz unerwartet hervortritt? Eine genügende Antwort dürfte bisher nicht zu finden sein. Man muss durch die offenen Thüren gehen, sich nicht an den verschlossenen den Kopf einstossen. Will man überhaupt etwas erfahren, so muss man zunächst die Fälle betrachten, in denen sich etwas Positives ergiebt. Ich beschränke mich daher zunächst auf die Frage, wie verhält es sich mit der Vererbung des Talentes da, wo sie nachzuweisen ist.

Der eigentlich typische Fall der Entstehung des Künstlers ist der, dass die Natur sozusagen einen Anlauf nimmt: Aus der Menge taucht ein Mann auf, dem ein mittleres Talent verliehen ist, und sein Sohn ist der Künstler. Die vorzüglichsten Beispiele sind Raphael und Mozart.

Bei einem historischen Ueberblicke findet man in einiger Häufigkeit folgende Gruppen, die freilich nicht scharf von einander zu trennen sind: 1. Brüder (gewöhnlich zwei, zuweilen mehr)[1]), 2. Vater und Sohn (bez. Söhne)[2]), 3. grössere Gruppen, sogen. Künstlerfamilien[3]), 4. Neffe

[1]) Beispiele: a) Bildende Künste, Gebrüder van Eyck, Beham, Bril, de Vos, Huysmans, van Ostade, Mostaert (Zwillinge), Breydel, van der Werff, Pollajolo, Palamedesz, Donatello und sein Bruder Simone, Zuchero, Ghirlandajo, Dossi, Barbieri.

b) Musik: Brüder Nanini, Mazzochi, Broschi, Haydn, Rubinstein, die drei Brüder Schneider (Söhne eines Organisten), ferner die Brüder Moralt, Müller, Naderman, Pixis, Wieniawski.

[2]) a) Bildende Künste: Giovanni Santi und Raphael. Al. Allori (1 S.), Filippo Lippi (1 S.), Correggio (1 S.), Jacopo Bellini (2 S.), Luini (3 S.), Fr. Raibolini, gen. Francia (2 S.), Ribalta (1 S.), Hans Schäufelin (1 S.), Quinten Massys (2 S.), Mierevelt (2 S.), Frans Hals (5 S.), de Heem (2 S.), Potter (1 S.), Dirk Boutt (2 S.), Lairesse (2 S.).

b) Musik: Orlandus Lassus (3 S.), Aless. Scarlatti und Sohn Domenico, Gius, Ercole Bernabei (1 S.), Ercole Pasquini und Sohn Bernardo, Bononcini (2 S.), Lully (2 S.), Rameau (Vater), Schultz [Praetorius] und Scheidemann (je 1 S.), François u. Adrien Boieldieu, Franz Jos. Herold u. Louis Herold, Liszt (Vater), Richard Wagner und Sohn, Brahms (Vater).

[3]) a) Bildende Künste: Die Familien Holbein, Merian, Burckmair, Cranach, Vischer, Zum Ring. Tischbein, van der Weyden, Brueghel, van Kessel, Francken, Jordaens, Teniers, Ryckaert, Bredael, Hals, Ruisdael, van Loo, Camphuysen, Ravesteyn, Mytens, Swanenburch, van Mieris, Terborch, Gaddi, Orgagna, Giamberti da San Gallo, Libri, della Robbia, San Michele, Bassano (da Ponte), Procaccini, Caracci, Badile, Vecelli, Vernet, Dumoustier, Bonheur, Begas.

b) Musik: Die Familien André, Bach, Baldenecker, Besozzi, Beethoven, Benda, Bononcini, Couperin, Cramer, Dussek, Hassler, Hausmann, Klingohr, Kontski, Lachner, Mangold, Mozart, Philidor, Romberg, Strauss. Auch an die berühmten Instrumentenmacher-Familien (z. B. Amati, Guarneri, Serassi, Silbermann. Stradivari) ist zu erinnern.

und Onkel [1]), 5) Vater und Tochter [2]), Bruder und Schwester [3]). Dagegen fehlen die Gruppen: Mutter und Sohn, oder Mutter und Tochter.

Aus diesem Material ergiebt sich der Schluss, dass die Vererbung vom Vater ausgeht, oder dass es doch in erster Linie auf die Beschaffenheit des Vaters ankommt, die Mutter nur eine untergeordnete Rolle spielt. Ich habe bisher kein einziges sicheres Beispiel gefunden, in dem das Talent (zur Mathematik, zu den bildenden Künsten, zur Musik) von der Mutter vererbt worden wäre.[4]) Als Beweismittel kann man nur die Fälle verwerthen, in denen sowohl beim Erzeuger als beim Erzeugten das Talent eine ungewöhnliche Grösse hatte. Da oft bei keinem der Eltern das Talent nachzuweisen ist, können die Fälle, in denen Vater oder Mutter ein kleines Talent, wie es alle Tage vorkommt, besass, nicht mitzählen. Wenn z. B. der Vater eines Musikers nicht musikalisch war, die Mutter aber Klavier spielte, so beweist das gar nichts, denn vielleicht wäre der Sohn ebenso begabt gewesen, wenn die Mutter nicht Klavier gespielt hätte.

Nun ist es freilich wahr, dass von den Künstlerinnen, von denen die Geschichte erzählt, viele unverheirathet geblieben sind, indessen

---

[1]) a) Bildende Künste: Lionardo da Vinci und Pierino da Vinci, Giacomo Palma und Neffe, Canaletto und Neffe, Bronzino und Allori, Phil. de Champaigne u. Neffe, Sandrart und Neffe, W. de Heusch und Neffe.

b) Musik: Andrea Gabrieli und Neffe Giovanni Gabrieli, Pietro Andrea Ziani und Neffe Marcantonio Ziani, Lorenzo Baini und Neffe Giuseppe Baini, Claude Merulo und Neffe Hyacinthe Merulo, Joseph Reicha und Neffe Antoine Reicha, Antonio Veracino und Neffe Francesco.

[2]) a) Bildende Künste: Carlo Dolci und Agnese Dolci, Tintoretto (1 Tochter, 1 Sohn), Pietro del Pò (1 Tochter, 1 Sohn), Oratio Gentileschi (1 Tochter), Prospero Fontana und Lavinia Fontana, G. A. Sirani und Elisabetta Sirani, Martino Rossi und Properzia Rossi, drei Schwestern Stella, 4 (bez. 5) Schwestern Anguisciola, Angelica Kauffmann. Tochter eines Malers, Rosa Bonheur, Tochter eines Zeichners.

b) Musik: Grétry u. Tochter Lucile, F. Benda* u. Tochter Julia, Dussek u. Tochter Veronica, Wieck u. Tochter Clara, Zumsteeg u. Tochter Emilie. Von den ausübenden Musikerinnen (Sängerinnen u. s. w.) sind sehr viele Künstlertöchter gewesen.

[3]) a) Bildende Künste: Margarete, die Schwester der Gebrüder van Eyck, soll Malerin gewesen sein, Christ. Friedr. Litzewsky und Schwester Anna Dor. Therbusch, W. E. Dietrich und Schwester Marie Dorothee Wagner.

b) Musik: Felix Mendelssohn und Fanny Hensel, geb. Mendelssohn.

[4]) Einzelne Ausnahmen mag es schon geben. Vielleicht gehört dahin der Fall Schindelmeisser [oder meister?]. Frau Fanny Schindelmeisser hatte von dem Rentier Schindelmeisser ihren Sohn Ludwig (geb. 1811), der Musiker und Componist wurde. Aus ihrer früheren Ehe mit dem Kaufmann Dorn stammt der Componist Dorn. Sie selbst aber war Musiklehrerin und zeichnete sich durch eine besondere Methode aus.

Es wird berichtet, dass der Vater des Malers Uhde nicht künstlerisch beanlagt war, dass aber die Mutter gut zeichnete.

hat sich doch eine Anzahl von ihnen verheirathet, ohne dass vom Talente ihrer Kinder etwas berichtet würde. Natürlich sind auch die Fälle auszuscheiden, in denen das Talent bei beiden Eltern vorhanden war. Das kommt deshalb nicht selten vor, weil der Künstler oft ein talentirtes Mädchen bei der Ehewahl bevorzugt. Mit mehr Schein könnte man mir folgende Erwägung entgegenhalten. Man könnte sagen, das Talent sei bei der Mutter latent gewesen, sei es, dass sie durch die Verhältnisse des Lebens an der Bethätigung verhindert war, sei es, dass ihr Gehirn zwar es entbehrte, ihre Keimstoffe aber sein Träger waren. Bei der Bluterkrankheit z. B. ist es zuweilen so, dass die weiblichen Familienglieder selbst nicht Bluter sind, aber die Anlage übertragen, derart, dass Vater und Sohn einer Frau Bluter sind. Aehnlich könnte es bei der Kunst sein, man könnte das Talent vom mütterlichen Grossvater erben, ohne dass an der Mutter etwas zu merken wäre. Jedoch die Erfahrung spricht nicht für diese Annahme. Ich habe einen sicheren Fall nicht gefunden. Zum wenigsten kommen derartige Fälle so selten vor, dass der Zufall nicht ausgeschlossen werden kann. Betrachtet man die Ehen zwischen Künstlern einerseits und Künstlerinnen oder Töchtern von Künstlern andererseits, so findet man, dass die aus ihnen Entsprungenen durchaus nicht reicher an Talent sind, als die aus den Ehen zwischen Künstlern und gewöhnlichen Frauen hervorgegangenen.[1]) Wäre aber das Weib im Stande, das Talent zu vererben, so müssten jene Ehen besonders ausgezeichnete Künstler liefern; sie müssten eine Art von Geniezucht darstellen. Die Behauptung, eine Mutter habe das Talent zwar persönlich besessen, habe es aber nicht gezeigt, ist ja möglich, indessen ist sie doch aus der Luft gegriffen, und man muss sich sagen, dass ein beträchtliches Talent nicht so unter den Scheffel gestellt werden kann, dass es irgendwie hervorbrechen wird.

Dass die Beschaffenheit der Frau gleichgültig sei, das ist freilich nicht anzunehmen. Erstens kann der Künstler Eigenschaften von der Mutter erben, die sein Talent werthvoller machen oder doch ihm sozu-

---

[1]) Beispiele. a) Bildende Künste: Andrea Mantegna heirathete die Tochter. Jacopo Bellini's, sein Sohn Francesco M. war Maler ohne selbständige Bedeutung. Paolo Caliari heirathete die Tochter Badile's, seine Söhne waren ohne Talent. Velasquez heirathete die Tochter Pacheco's, es wird nur berichtet, dass seine Tochter wieder einen Maler heirathete. Nic. Poussin heirathete Dughet's Tochter. Jacob Jordaens heirathete die Tochter A. van Noort's. Jan Steen heirathete Goyen's Tochter.

b) Musik: Altnikol heirathete Joh. Seb. Bach's Tochter. Robert Schumann heirathete Clara Wieck. Paolo Agostino heirathete die Tochter B. Nanini's, Thalberg heirathete Lablache's Tochter.

sagen eine bestimmte Färbung geben. Es ist eine bekannte Thatsache, dass dumme Weiber dumme Söhne haben, dass geistig lebhafte, heitere Weiber in der Regel ihren „Mutterwitz" auf die Söhne vererben. Es ist also ersichtlich, wie werthvoll eine gutgeartete Mutter auch für den Künstler sein muss. Ueber das Nähere jedoch ist schwer etwas zu sagen, weil in den Lebensbeschreibungen die Angaben über die weiblichen Familienglieder höchst mangelhaft zu sein pflegen. Es wird etwa angegeben, die Mutter sei eine herzensgute, eine fromme, eine vortreffliche Frau gewesen, oder es heisst nur, der Sohn habe die Mutter sehr geliebt. Damit ist nicht viel anzufangen. Sodann ist die Annahme möglich, dass bestimmte, aber vorläufig nicht näher zu bezeichnende Eigenschaften des mütterlichen Keimes der Erzeugung des Talentes förderlich seien. Wenn ein Mann ohne Talent einen Künstler zum Sohne hat, so könnte das daran liegen, dass in der Vermischung mit einem bestimmten Weibe die neue Eigenschaft entstanden ist, wie ein neuer chemischer Stoff entsteht, wenn bestimmte, ihm scheinbar unähnliche Stoffe einander begegnen. Auch den Umstand, dass von zwei Künstlern der eine sein Talent vererbt, der andere nicht, könnte man daraus erklären, dass im ersten Falle die Beschaffenheit der Frau förderlich gewesen sei, im anderen nicht. Dieser Auffassung habe ich mich früher zugeneigt, indessen muss ich darauf aufmerksam machen, dass die Betrachtung der eigentlichen Künstlerfamilien Bedenken erregt. Wenn man sieht, wie durch eine Reihe von Generationen ein Talent sich fortpflanzt, so liegt es näher, die besondere Beschaffenheit der männlichen Keime verantwortlich zu machen, als auf die Hilfe des weiblichen Keimes zurückzugehen. Denn offenbar sind in solche Familien ganz verschiedenartige Weiber mit dem gleichen Erfolge eingetreten, und es ist unwahrscheinlich, dass sie alle die gedachten förderlichen Eigenschaften gehabt haben sollten.

Es liegt nahe, die Seltenheit weiblicher Talente dadurch zu erklären, dass besonders in früheren Zeiten gesellschaftliche Vorurtheile das Talent der Mädchen erdrückt hätten. Indessen könnte das doch von den Künstlerkreisen nicht gelten, denn jeder Künstler wird sich freuen, wenn er an seiner Tochter künstlerische Begabung findet. Auch wird thatsächlich von den Künstlerinnen nicht berichtet, dass man ihnen die Sache erschwert habe. Man hat sie ganz besonders geehrt, und wenn sie hübsch waren, hat man ihre Leistungen sogar gern überschätzt. In neuerer Zeit ist zwar die Zahl der weiblichen Kunstbeflissenen in's Ungemessene gewachsen, aber die Zahl der Talente ist nicht gewachsen; der Dampfbetrieb hat Fabrikwaare geliefert, die ganz gut aussieht, deren Kunstwerth aber sehr gering ist.

Das weibliche Talent ist nicht nur selten, es erreicht auch im günstigsten Falle nur eine mittlere Höhe. Von der Musik müssen wir ganz absehen, denn in ihr sind die weiblichen Leistungen (natürlich abgesehen von den Ausübenden) gleich Null.[1]) Aber auch die

[1]) Ganz wörtlich ist das freilich nicht zu nehmen. Um der Gerechtigkeit willen habe ich nach weiblichen Componisten gesucht und folgende Namen gefunden: Maria Teresa Agnesi geb. 1724, Victoria Aleotti geb. 1570, Catt. Alessandra 17. Jhrh., Anna Amalia Prinz. v. Preussen geb. 1723, Anna Amalia, Herzogin von Weimar, Ursula Asperi geb. 1807, die Schwestern Aubigny, Frau Aurnhammer in Wien, Julia Baroni-Cavalcato geb. 1805, die Gräfin Bawr geb. 1776, Henriette de Beaumesnil geb. 1758, Elisa Berlot geb. 1802, Luise Bertin geb. 1805, Aline Bertrand geb. 1798, Marie Bigot geb. 1786, Leopoldine Blahetka geb. 1809, Marietta Brambilla geb. 1807, Charlotte v. Brandenstein, Charlotte Brandes, Frau Brillon de Jong, Francesca Caccini geb. 1581, Cornelia Calegari geb. 1644, Fräulein v. Munck, spätere Frau Caradori-Allan geb. 1800, Frau Chevalier geb. 1829, Veronica Cianchettini, geb. Dussek geb. 1779, Chiara Cozzolani, 17. Jhrh., Laure Damoreau geb. 1801, Pauline Duchambge geb. 1778, Frau Dussek-Moralt, geb. Corri geb. 1775, Olivia Dussek geb. 1799, Frau Farrenc geb. 1804, Victoire Farrenc geb. 1826, Frau Edme Gail geb. 1776, Gräfin Gaschin geb. 1818, Marie Gay, geb. 1776, Constanze Geiger geb. 1836, Gräfin Grabowska geb. 1771, Frau v. Grammont geb. ca. 1790, Lucile Grétry geb. ca. 1770, Fanny Hensel, geb. Mendelssohn, Hortense, Königin von Holland, geb. Beauharnais geb. 1783, Maria Klage geb. 1817, Gräfin Komorowska, Caroline Krähmer, geb. Schleicher geb. 1794, Gräfin Lannoy geb. 1767, Antonia Leonard geb. 1827, Isabella Leonarda geb. 1641, Frau Levi geb. ca. 1715, Frau Louis geb. ca. 1776, Katharina Maier, geb. Schiatti geb. ca. 1800, Marie Malibran-Beriot, geb. Garcia geb. 1808, Marg. Marchand geb. 1768, Marie Antoniette Amalie, Herzogin von Sachsen geb. 1752, Blanche Meda, 17. Jahrh., Clara Metzger-Vespermann geb. 1800, Teresa Milanollo geb. 1827, Elise Müller geb. 1782, Marie Paradies geb. 1759, Clara Pfeiffer geb. 1816, Marie Pollet, geb. Simonin geb. 1787, Frau Aloisia Pott geb. 1815, Frau Puget, geb. Lemoine geb. 1830, Marie Anna Quinault geb. ca. 1690, Julie Reichardt, geb. Benda geb. 1752, Luise Reichardt geb. 1778, Frau Renaud-d'Allen geb. 1789, Helene Riese geb. 1796, Fürstin Salm-Dyck geb. 1767, Carolina Samuel geb. 1822, Corona Schröter geb. 1748, Clara Schumann, geb. Wieck geb. 1819, Caroline v. Seckendorf geb. ca. 1750, Marianne Sessi geb. 1776, Anna Laura Sick geb. 1803, Amélie Simons, geb. Candelle geb. 1767, Madeleine de Sirman geb. 1735, Nina Stollwerk geb. 1825, Barbara Strozzi geb. ca. 1650, Maria Szymanowska, geb. Wolowski geb. 1790, Carolina Uccelli geb. ca. 1800, Eleonore Westenholz, geb. Fritscher, Therese a. d. Winkel geb. 1784, Carolina Wuiet geb. 1766, Emilie Zumsteeg geb. 1796. Frau Vict. Arago, Thekla Badarzewska geb. 1838, Louise Béguin-Salomon geb. 1831, die Schwestern Blangini, Therese Blasis gest. 1868, Marchesa Bottini geb. 1802, Teresa Carreño geb. 1853, Frau Barnard, gen. Claribel gest. 1869, Emma Dahl, geb. Freyse geb. 1859, Pauline Decker, Pauline Fechner geb. ca. 1820, Carlotta Ferrari geb. 1837, Eugenie Garcia, geb. Mayer, Madeleine Graever geb. 1830, Gräfin Grandval, geb. de Reiset geb. 1830, Luise Haenel von Cronenthall geb. 1839, Auguste Holmes, Aline Hundt, Charlotte Jacques, Fräulein Le Sénéchal de Kerkado, Louise La Hye, geb. Rousseau geb. 1810, Josephine Lang, Luise Langhans, Rose de la Roche (18. Jhrh.), Theod. Lottin, geb. Pierret geb. 1808, Frau

besten Malerinnen haben die Kunst nicht gefördert, keine einzige ist ersten Ranges und die meisten waren im Grunde nur gute Kopistinnen. Nun kommt als Drittes dazu, dass das Weib das Talent, was sie etwa hat, nicht vererben kann. Man kann also ruhig annehmen, dass die Natur von den weiblichen Talenten nicht viel wissen will. Das künstlerische Talent ist sozusagen ein secundäres Geschlechtsabzeichen wie der Bart; gelegentlich bekommt auch die Tochter etwas ab, wie gelegentlich auch ein Mädchen ein Bärtchen hat, aber eigentlich liegt es nicht im Sinne der Natur. Vielleicht kann man sich das so zurechtlegen. Das Talent ist überhaupt eine gefährliche Gabe. Es ist dem wichtigsten Naturzwecke, der Fortpflanzung, nicht förderlich. Gerade unter den grossen Talenten finden wir viele kinderlose Leute.[1]) Unter den Ursachen ist nicht die geringste die, dass das Talent und die Beschränkung des ehelichen Lebens nicht recht zusammenpassen. Michelangelo sagte: Ein Weib, nämlich die Kunst, habe ihm so viel Noth gemacht, dass er für die anderen nicht genug Zeit gehabt habe. Dazu kommt, dass die Söhne der Genialen oft nicht viel taugen, denn diese sind nicht nur schlechte Erzieher, sondern sie vererben auch ihre Leidenschaftlichkeit und bringen dadurch die Söhne in Gefahr. Noch viel störender für die Naturzwecke muss das weibliche Talent sein, da ein grosses Talent und die Erfüllung der Naturaufgabe beim Weibe kaum zusammen bestehen können. Man denke z. B., eine begabte Malerin verheirathe sich und bekomme fünf Kinder (was etwa

---

Louis, geb. Bajon (18. Jhrh.), Frau Mennechet de Barival gest. 1861, Adele Massini, Adeline Patti geb. 1843, Onestina Ricotti, Helene Robert-Mazel, Gräfin Saint-Didier, Frau v. Sainte-Croix, Charlotte Sainton-Dolby geb. 1821, Eugenie Santa-Coloma Sourget geb. 1827, Therese Seneke, Frau Servier, Frau Stewart, Rosine Stoltz, Frau Tarbé des Sablons, Pauline Sébault-Thys geb. ca. 1836, Delphine Ugalde geb. 1829, Virginia Verger geb. 1799, Michelle Viardot-Garcia geb. 1821, Louise Viardot, Caroline Wiseneder geb. 1807, Elisa Ziliotto, Agnes Zimmermann. — Unter diesen Künstlerinnen sind einige, die Opern und überhaupt grössere Sachen geschrieben haben, die meisten freilich haben nur „einige Romanzen" oder eine Anzahl von Clavierstücken hinterlassen. Auch von den Musikern werden nicht viele viel von diesen Compositionen kennen. Das Fehlen werthvoller Compositionen von weiblicher Seite ist besonders auffallend, weil der Unterricht beiden Geschlechtern von jeher offen gestanden hat und die die Musik ausübenden Mädchen genau dieselben Möglichkeiten vor sich hatten wie ihre männlichen Collegen. In den Biographieen sieht man immer wieder, wie der Bruder von früher Jugend an durch die Natur zur Composition getrieben wird, während bei der Schwester dieser Trieb fast immer fehlt; s. z. B. Mozart's Biographie.

[1]) Beispiele. a) Bildende Künste: Fra Angelico, Fra Bartolommeo, Lionardo da Vinci, Michelangelo, Raphael, Giorgione, Caravaggio, Adrian Brower, Thorwaldsen (eine natürliche Tochter).

b) Musik: Händel, Gluck, Haydn, Beethoven, Schubert, Brahms.

dem Durchschnitte in einem gesunden Volke entspricht). Abgesehen davon, dass durch Schwangerschaft, Wochenbett und Stillen gerade die Jahre, die zur künstlerischen Hervorbringung am geeignetsten sind, sehr verkürzt werden, muss die Frau entweder die Kinder vernachlässigen oder ihr Talent. Auf jeden Fall wird es Leiden und Störungen geben. Für den Durchschnitt freilich wird Goethe Recht haben, dass „die Frauenzimmertalente mit der Ehe aufhören". Aber je grösser der Mensch im Weibe ist, um so schmerzlicher wird der Conflict sein. Entsagt die Künstlerin der Ehe, so verzichtet sie entweder auf die für sie wichtigsten Erfahrungen und bleibt sozusagen unreif, da doch ein weibliches Leben ohne Geschlechtsbethätigung höchst unvollkommen ist, oder sie geräth in Verhältnisse, die der Sitte widersprechen und ihr selbst am Ende das Leben verbittern. Bedenkt man dazu, wie nutzlos im Allgemeinen das weibliche Talent wegen der ihm durch die Natur gesetzten Schranken ist, und endlich, dass gerade die Mütter der grössten Künstler recht einfache Frauen gewesen zu sein scheinen,[1]) so wird man nicht daran zweifeln, dass das Weib der Kunst am Besten dient, nicht, wenn es malt und componirt, sondern wenn es dem Künstler Anregung giebt und ihm gesunde Söhne gebiert. Vasari sagt wunderlicherweise, als er von den Schwestern Anguisciola spricht: „Was Wunder indes, dass die Frauen, welche wirkliche Menschen zur Welt bringen, auch gemalte darstellen können, so sie wollen?" Gerade weil sie jenes können, fällt ihnen dieses schwer.

[1]) Michelangelo, Raphael, Haydn, Mozart, Beethoven.

Ueber einige Unterschiede der Geschlechter.

Es ist höchst merkwürdig, dass zwei Geschlechter da sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab es im Laufe der Entwickelung des irdischen Lebens eine Zeit, zu der noch keine Geschlechter existirten. Die Fortpflanzung ging ohne Störung vor sich und hätten damals Philosophen gelebt, so würden sie es für höchst widersinnig gehalten haben, das auf einfache und zweckmässige Weise erreichte Ziel durch den schwierigen Apparat der geschlechtlichen Zeugung erreichen zu wollen. Es muss indessen im Plane der Entwickelung gelegen haben, dass sich die höher entwickelten Formen in zwei Geschlechter zerlegten. Zwar möchte es schwer fallen, die Entstehung der Geschlechter durch zufällige und nachher sich als vortheilhaft erweisende kleine Abweichungen vom Typus zu erklären, indessen dürfte die ewige Weisheit nicht auf den blöden Zufall, den nur einige Gelehrte allzu hoch schätzen, angewiesen sein. Sie wollte die Geschlechter und sowohl im Pflanzen-, wie im Thierreiche spalteten sich die Formen in männliche und in weibliche. Lassen wir die Pflanzen bei Seite, so sehen wir bei den verschiedenen Thiergattungen den Unterschied der Geschlechter verschieden gross. Man kann nicht sagen, dass, je weiter die Entwickelung fortgeschritten ist, um so mehr die Geschlechter verschieden seien. Vielmehr finden wir die grössten Unterschiede bei den niederen Thieren; bei manchen Insekten z. B. sind die Männchen so sehr von den Weibchen verschieden, dass man zuerst ganz verschiedene Arten zu sehen glaubt. Während unten die geschlechtlosen Thiere den ganz verschieden gestalteten Geschlechtern gegenüberstehen, ist bei den oberen Klassen der Geschlechtsunterschied sozusagen fixirt. Bei Fischen, Amphibien, Vögeln, Säugethieren ist durchschnittlich der Geschlechtsunterschied überall gleich gross (obwohl natürlich Verschiedenheiten vorkommen, ja innerhalb derselben Gattung die Grösse des Unterschiedes wechselt). Man darf daher wohl annehmen, dass die Differenz seit undenklichen Zeiten bestimmt sei, dass eine wesentliche Aenderung nicht mehr möglich sei. Die Meinung, die natürlichen Verschiedenheiten der Geschlechter seien hier so und da anders, seien im Laufe der Jahrtausende oder wohl gar der Jahrhunderte durch diese oder jene Umstände, vielleicht durch sociale Einrichtungen abzuändern, diese Meinung dürfte nicht als wohlbegründet erscheinen. Andererseits zeigt die Erfahrung bei den Menschen, dass nach Ort und Zeit die Unterschiede wechseln. Man wird also bei den

thatsächlich vorhandenen Unterschieden unterscheiden müssen wesentliche und unwesentliche Unterschiede, von denen jene bei allen Menschen und zu allen Zeiten vorhanden sind, diese von den Umständen abhängen und wohl auch in gewissem Grade willkürlich abgeändert werden können. Fraglich bleibt, ob die Trennung immer durchführbar sei. Auf jeden Fall werden wir die Unterschiede, die wir auch bei den höheren Thieren finden, zu den wesentlichen zu rechnen haben. Ferner müssen wir uns daran halten, ob eine Eigenschaft von einem anerkannt wesentlichen Unterschiede abzuleiten ist oder nicht. Geschichtliche und ethnologische Beobachtungen können vielleicht mithelfen.

Auf die Verschiedenheiten der Form, soweit es sich um die primären und die secundären Merkmale handelt, soll hier nicht eingegangen werden.

Zweifellos ist beim Menschen das Männchen durchgängig grösser und stärker als das Weibchen.

Bei den Thieren ist die Sache verschieden, bei den Hunden z. B. ist kein grosser Unterschied vorhanden, während der Stier, der Hengst u. a. sehr viel stärker als die weiblichen Thiere sind. Auch kommen seltsame Ausnahmen vor, so sind bei manchen Raubvögeln die Weibchen grösser und stattlicher. Bei den Menschen scheint der Ueberschuss des Mannes an Grösse und Kraft jederzeit und überall vorhanden zu sein. Das ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob jeder Mann stärker wäre als jedes Weib, sondern er ist jedesmal stärker als das ihm entsprechende Weib. Die Grösse des Unterschiedes wechselt je nach den Stämmen und den gesellschaftlichen Einrichtungen. Sie ist offenbar unter einfachen Verhältnissen geringer, als bei den „Civilisirten“. Die Schwäche der Weiber nimmt im Allgemeinen mit der Civilisation zu und das traurige Endergebniss ist die zerbrechliche „Dame“, die, nach jeder Richtung hin unbrauchbar, nur als Ziergegenstand verwendet werden kann. Es ist ersichtlich, dass alle Bestrebungen zur Förderung weiblicher Kraft (Sport, Theilnahme an den „grossen“ Bewegungen überhaupt) ungemein lobenswerth sind. Sie können nie dahin führen, dass das natürliche Maass der weiblichen Kraft überschritten werde, dass das Weib unweiblich werde, denn das gestattet die Natur nicht, vielmehr werden sie nur die Annäherung an die natürlichen Verhältnisse fördern, den Schäden der Civilisation entgegenarbeiten und das Weib zur Erfüllung seiner Hauptaufgaben tauglicher machen. Die Erhaltung der natürlichen Grösse und Kraft ist gerade in Beziehung auf die Zwecke des geschlechtlichen Lebens, auf die Fortpflanzung ausserordentlich wichtig für beide Geschlechter.

Die männliche Kraft hängt direct mit der Function der Keimdrüsen zusammen. Werden diese entfernt, so nimmt die Kraft ab. Man vergleiche Stier und Ochse, Hengst und Wallach, Hahn und Kapaun. Aehnliches zeigen die gelegentlichen Beobachtungen am Menschen. Andererseits leidet die Function der Keimdrüsen, wenn durch die Lebensführung der Körper kraftlos wird; nicht nur functioniren die Drüsen weniger, sondern auch ihr Product wird schlechter. Man vergleiche die im Freien Lebenden, Soldaten, Jäger, Hirten, und ihre Nachkommenschaft mit Stubensitzern, Schreibern, Schneidern etc.

Auch beim weiblichen Geschlechte ist die Erhaltung der natürlichen Kraft unbedingt nöthig zur normalen Geschlechtsfunction. Alle Theile des Körpers stehen in Wechselbeziehung. Sind die quergestreiften Muskeln dünn und schlecht, so leidet auch die glatte Muskulatur, leidet die Drüsenthätigkeit etc. Ein schwächliches Weib wird zum Gebären und Stillen untauglich, die normale Function macht sie krank und zerstört sie frühzeitig. Ihre Frucht ist schlecht entwickelt, lebensschwach und, da die natürliche Nahrung fehlt, doppelt gefährdet.

Eine interessante Frage ist die, ob es ein schönes Geschlecht giebt. Bei den meisten höherstehenden Thieren ist die Sache zweifellos: die Männchen sind nicht nur grösser und stärker, sondern auch schöner. Sie sind lebhafter gefärbt, tragen besondere Schmuckfarben und haben Theile, die als Schmuck oder als Schmuck und Waffe dienen (Schopf, Mähne, Schmuckschwanz, Hörner, Geweih, Sporn u. s. f.). Wie steht die Sache beim Menschen? Hat die Benennung des weiblichen Geschlechts als des schönen ein Recht, oder ist sie bloss eine Redensart, die auf die Galanterie, d. h. den männlichen Geschlechtstrieb, zurückzuführen ist? Wollte man fragen, ob dann, wenn alle weiblichen allen männlichen Individuen gegenüber gestellt werden, das eine Geschlecht schöner sei als das andere, so müsste man antworten, das weibliche Geschlecht ist ganz sicher das hässliche schlechtweg. Ein Gang durch unsere Strassen genügt zum Beweise. Der Sinn der Frage aber ist wohl der, ob nicht unter günstigen Umständen und in bestimmten Jahren dem Weibe eine besondere Schönheit zukomme, die dann dem ganzen Geschlechte gutgeschrieben wird. Die Antwort ist deshalb schwer, weil der unbefangene Richter fehlt. Wir alle sind, wenn wir über unsergleichen urtheilen, vom Geschlechtstriebe bestochen. Leichter fällt uns das Urtheil fremden Völkerschaften gegenüber, und da will uns der Vorzug der weiblichen Schönheit nicht einleuchten, und zwar um so weniger, je grösser der Abstand des

Volkes von dem unseren ist. Diese Erfahrung macht bedenklich und macht uns geneigt, denen zuzustimmen, die dann, wenn ein wirklich schönes Mädchen einem wirklich schönen Jünglinge gegenüber gestellt wird, diesem die Palme reichen. Die Verherrlichung der weiblichen Schönheit durch die Künstler ist ja begreiflich, da diese durch ihren lebhaften Geschlechtstrieb ausgezeichnet sind und ohne ihn nicht das wären, was sie sind. Zur Versöhnung kann man hinzufügen, dass offenbar beim menschlichen Geschlechte die ästhetischen Vorzüge des Mannes nicht so gross sind wie bei den meisten Thieren; beide Geschlechter stehen sich ästhetisch näher, wir haben nicht das Verhältniss Hahn und Henne, sondern etwa Hund und Hündin oder Kater und Katze. Recht auffallend ist das lange Haar der Weiber; der Löwe hat doch eigentlich die Mähne, die Löwin nicht. Es muss eine Tendenz bestehen, dass die menschlichen Weibchen sich die sonst den Männern zukommenden Schmuckstücke aneignen, sie tragen ja auch die Hahnen- und Straussenfedern, kleiden sich bunt etc., kurz, suchen das im Thierreiche bestehende Verhältniss, gemäss dem das Männchen geschmückt ist, umzukehren.

Würde man die Frage, welches ist das schönere Geschlecht, für die zweite Hälfte des Lebens aufwerfen, so möchten nicht viele sein, die noch zweifelten. Das führt auf die Betrachtung, dass der Gang der Entwickelung bei den Geschlechtern sehr verschieden ist. Das Mädchen wird früher reif als der Jüngling, die Frau verblüht eher als der Mann und tritt schon in das Greisenalter ein, wenn er noch in seinen „besten Jahren" ist. Dabei fährt aber das Weib recht schlecht, denn ihr Vorsprung beträgt nur wenige Jahre, während des Mannes gute Zeit nicht selten um 20, ja um 30 Jahre länger ist als die ihre. Der körperlichen Entwickelung geht die geistige parallel. Die weibliche Intelligenz blüht rasch auf, erreicht rasch ihren höchsten Stand und sinkt verhältnissmässig rasch ab. Freilich ist zuzugeben, dass es Ausnahmen giebt und dass diese nicht allzu selten sind, dass gut befähigte Frauen bis in das hohe Alter ebenso geistig frisch bleiben können wie die Männer. Indessen ist zweierlei zu bedenken: die grosse Mehrzahl der Weiber wird frühzeitig geistig stumpf und die speciell weibliche Intelligenz ist ihrer Natur nach eine frühreife Frucht. Wer unbefangen beobachtet, wird oft erschrecken, wenn er eine Frau, die er vor 10 oder 15 Jahren als lebhaftes, schlagfertiges, vielleicht glänzendes Mädchen gekannt hat, als harmlose, träge, ja bornirte Frau wiederfindet. All der Spott, der in Sprüchen, Geschichten, Versen allerwärts über die alten Weiber und ihre Eigenheiten ausgegossen wird, ist grausam, aber es müssen ihm Thatsachen

zu Grunde liegen, er wäre sonst nicht da. Genauer betrachtet, dürfte sich die Sache folgendermaassen verhalten. Es giebt keine Intelligenz im Allgemeinen, sondern nur bestimmte Anlagen. Es kann Jemand für technische Dinge, für Mathematik, für Musik, für Sprachen befähigt sein und dann hat er die entsprechende Intelligenz, während er vielleicht in anderen Fächern ganz dumm ist; in jeder Beziehung ist niemand intelligent. Will man jemandes Intelligenz erkennen, so muss man wissen, was ihm Freude macht; der Trieb ist immer das erste und alles Erkennen setzt Neigung voraus. Nun pflegen beim weiblichen Geschlechte (wohlbemerkt, ich rede immer von der grossen Masse) keine besonderen Anlagen vorhanden zu sein; ernstlich interessirt sie nur das, was mit dem geschlechtlichen Leben zusammenhängt. Man hat wohl gesagt: die Frau hat Geist, wenn sie liebt, aber das ist nicht ganz richtig, das ist zu eng gefasst. Das Weib ist scharfsinnig, sofern es Geschlechtswesen ist. Die natürliche Aufgabe ist, den rechten Mann zu fesseln. Das Männchen wirbt, das Weibchen versagt sich oder giebt sich. Dazu gehören Aufmerksamkeit, Verstellung, rasche und richtige Beurtheilung der männlichen Absichten, richtige Auswahl des körperlichen und geistigen Schmuckes etc. Das Mädchen thut das alles instinctiv mit grossem Geschicke und eben während des Werbens, in den negativen und positiven Beziehungen zu den Bewerbern erreicht die weibliche Intelligenz ihren Gipfel. Für den oberflächlichen Beobachter scheinen Widersprüche zu bestehen, er redet von der räthselhaften Natur, von der Sphinxhaftigkeit des Weibes u. s. f., weil er es nicht versteht, wie Trägheit und Gleichgiltigkeit hier mit Energie und Scharfsinn dort zusammen bestehen können. Indessen ist die Sache einfach genug und es liegt nicht der mindeste Grund vor, die weibliche Natur für besonders complicirt zu halten. Ein genialer Musiker ist nicht selten ein grosses Kind in allem, was nicht seine Kunst betrifft, so sind die Weiber Kinder in dem, was ihre Kunst nicht ist, genial oder doch fein in der ihnen von der Natur zugewiesenen Kunst. Mit der Eroberung des Mannes ist die Hauptaufgabe des weiblichen Lebens erledigt: der Mohr kann gehen. Im Allgemeinen sind die Jungfrauen geistreicher als die Frauen und allzu oft nimmt in der Ehe die Intelligenz langsam ab. Indessen gehören die Sorge für die kleinen Kinder und die Leitung des Haushaltes zu den natürlichen Aufgaben der Frau. Insbesondere treibt die Mutterliebe den weiblichen Geist zu neuer Thätigkeit. Jedoch pflegt trotzdem der Gesichtskreis immer enger zu werden, die charakteristische Ueberschätzung der kleinen Angelegenheiten tritt ein, das Traditionelle verdrängt immer mehr das Individuelle, die Ge-

läufigkeit der Rede wächst, je ausgefahrener die Gedankengleise werden und mit dem Ende der 40er Jahre beginnt das Greisenalter.

Die Ausnahmen lenken leicht den Blick auf sich, und deshalb übersehen wir oft im Hinblicke auf die ungewöhnlich befähigten Frauen die weniger interessante Regel. Wollte man mir einwenden, dass, wenn die Entwickelung und die Rückbildung des weiblichen Geistes, wie ich sie geschildert habe, den Naturgesetzen entsprächen, die Ausnahmen gar nicht möglich wären, so wäre Folgendes zu erwidern. Das männliche und das weibliche Gehirn sind zwar von Anfang an verschieden und demgemäss ist die Function verschieden, indessen giebt es Uebergänge unter bestimmten Bedingungen. Mit der Civilisation wächst die Entartung, d. h. die Abweichung von der ursprünglichen Art; je gebildeter eine Gruppe von Menschen ist, um so häufiger werden abnorme Formen beobachtet, in geistiger Beziehung die verschiedenen Gestalten der Nervosität. Eine der wichtigsten Arten geistiger Abweichung besteht darin, dass der Geschlechtscharakter an seiner Bestimmtheit verliert, dass beim Manne weibliche Züge, beim Weibe männliche auftreten.

In nervösen Familien werden Mädchen mit bestimmten Talenten geboren, die sich einerseits durch ihre intellectuellen Fähigkeiten über den Durchschnitt erheben, andererseits freilich gewisse krankhafte Züge tragen und gewöhnlich zum Berufe des Weibes weniger geeignet sind, als ihre einfacheren Schwestern.

Finden sich grössere Mengen derart organisirter Wesen zusammen, dann entsteht eine „Frauenbewegung", es wird Sturm gegen die Natur gelaufen und man bekommt viel Thörichtes zu hören. In der Vereinzelung aber stellen die nervösen Frauen, die nicht nur ungewöhnlich begabt sind, sondern auch ihre geistige Lebhaftigkeit ungewöhnlich lange behalten, oft sehr anziehende Erscheinungen dar und beweisen, dass das Pathologische seine grossen Vorzüge hat.

Das späte Reifwerden des Mannes ist vielleicht eins der werthvollsten von den Geschenken, die ihm die Natur gemacht hat, denn mit ihm hängt seine Dauerhaftigkeit zusammen. Während das Weib etwa vom 18. bis zum 30. Jahre glänzt und, soweit es ihm möglich ist, herrscht, beherrscht nach einem alten Spruche der 50jährige Mann die Welt. Ist auch die geistige Zeugungskraft früher am stärksten, so gewinnt doch in der That erst der 40 bis 50jährige Mann die geistige Fülle, die ihn zum Herrscher geeignet macht. Auch die, die durchaus nicht durch geistige Fähigkeiten ausgezeichnet sind, schreiten bis zu diesem Alter vorwärts. Man gehe zu den sogenannten unteren Ständen und stelle dem 50jährigen Manne das 50jährige Weib gegen-

über. Das Aeussere ist der treue Spiegel des Inneren. Die Schönheit eines Männerkopfes pflegt in gewissem Sinne bis in das höchste Alter zuzunehmen, und für den denkenden Beobachter giebt es kaum einen anziehenderen Gegenstand als Greisengesichter. Ja, man kann sagen, dass der Anblick eines schönen Greises mehr werth sei, als der aller Jugendschönheit, da er das Bild der Weisheit giebt und uns so den Gipfel der Menschheit, ihren Stolz und ihre Krone vor die Augen stellt.

Die Unterschiede in Gestalt und Kraft, im Reifen und Dauern hängen zweifellos mit der geschlechtlichen Function zusammen. Von ihr sind auch die anderen den Geschlechtern eigenthümlichen Eigenschaften abzuleiten. Die Aufgabe des Mannes ist, zu zeugen, die des Weibes, zu gebären und das Kind zu pflegen. Die männliche Thätigkeit ist sehr rasch erledigt, die weibliche füllt einen grossen Theil des Lebens aus. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn auch im geistigen Sinne das Geschlechtliche den Kern und das Wesen des weiblichen Lebens bildet, während es für das Bewusstsein des Mannes eine Episode ist. Bei Thieren und Menschen ist der Mann der Werbende, er fängt an, und finge er nicht an, so würde überhaupt nichts werden. Wie im eigentlichen Geschlechtsleben, so ist überall die Initiative das den Mann Auszeichnende. Das Weib ist immer geneigt, das Angefangene fortzusetzen, festzuhalten, zu bewahren. Sie ist daher konservativ, Neuerungen abgeneigt. Alles Neue, jede geistige Zeugung geht vom Manne aus. Als geistige Zeugung kann man die Bildung neuer Begriffsverknüpfungen, subjectiv synthetischer Urtheile bezeichnen. Das giebt im Theoretischen neue Wahrheiten, im Practischen neue Einrichtungen, Erfindungen, Entdeckungen. Soweit unser Wissen reicht, ist alles, was wir haben, vom Manne erfunden worden. Nicht nur die Ordnungen der Gesellschaft und des Staates, die Wissenschaften und die Künste, sondern auch die alltäglichsten Einrichtungen, ja die Dinge, mit denen das Weib selbst hantirt, die Geschirre und Rezepte zum Kochen, die Form der Kleidung und des Schmuckes, die Möbel und alle Instrumente des Haushaltes, alles, alles ist vom Manne erfunden worden. Ist das Neue da, so kann das Weib es zweckmässig anwenden, aber machen kann es nichts. Ein gut befähigtes Mädchen lernt vortrefflich, ist fleissig und gewissenhaft, aber dabei bleibt es; mehr als eine gute Schülerin wird das Weib nicht. Fiele der Mann weg, so würde nicht nur die Fortpflanzung aufhören, sondern es würde überhaupt zu einer allgemeinen Stagnation kommen, es gäbe keinen Fortschritt mehr und ein Weiberstaat würde durchaus chinesischen

Charakter haben, ein himmlisches Reich, in dem sich gar nichts änderte.

Mit der konservativen Art des Weibes hängt seine geschlechtliche Treue zusammen. Der Mann ist seiner Natur nach untreu, er verlangt nach Neuem, auch in sexueller Beziehung. Das Weib dagegen ist da, wo es einmal liebt, unwandelbar treu und nur ein entartetes Weib verlangt nach Abwechselung. Die Ueberlegung spielt dabei eine geringe Rolle. Es ist ja richtig, dass das Weib in seiner Schwäche mit seinen Kindern auf die Fürsorge des Mannes angewiesen ist und deshalb an dem Manne, von dem seine Kinder stammen, festhalten muss. Trotzdem ist das Weib nicht aus bewussten Gründen treu, sondern weil es nicht anders kann. Uebrigens stellt sich dem Bewusstsein des unverdorbenen Weibes der Geschlechtstrieb nur als ein unbändiges Verlangen nach Zärtlichkeit, Anschmiegung dar.

Ist die Ehe natürlich? Man könnte es glauben, da ungefähr ebenso viel Knaben wie Mädchen geboren werden. Indessen führen die Verhältnisse fast überall zu einem Ueberschusse an Weibern. Auf 100 neugeborene Mädchen kommen etwa 105 Knaben. Nun ist von Anfang an die Knabensterblichkeit grösser und später raffen die Kriege, Unfälle, die Neigung zu Kampf und Trunk, die Gefahren des Berufes sehr viele männliche Personen weg, sodass der weibliche Ueberschuss sehr gross werden kann. Gerade bei ursprünglichen Völkern hört der Krieg fast nie auf, sterben Viele auf der Jagd, sind andererseits die Verluste der Weiber durch unglückliche Entbindungen u. s. w. recht gering. So begünstigen die Umstände die natürliche Neigung und es scheint von vornherein so zu sein, dass das Weib Einem Manne gehört, der Mann aber nach Bedarf und Vermögen mehr als Ein Weib haben kann. Man sagt, dass auch bei hochgebildeten Völkern ähnliche Verhältnisse vorkommen. Auch manche von alters her in Geltung stehende Begriffe deuten dahin. Die weibliche Ehre besteht darin, dass das Weib keinem oder nur ihrem rechtmässigen Manne angehört habe, die männliche Ehre hat einen ganz anderen Sinn u. a. m.

Nach dem Bisherigen kann man ungefähr sagen, welche Aufgaben den Geschlechtern zufallen, oder wie ihre Thätigkeit aus den natürlichen Eigenschaften heraus wächst. Der Mann ist durch die geschlechtliche Thätigkeit nur wenig in Anspruch genommen, er hat überwiegende geistige und körperliche Kräfte, er kann sich daher beweglich nach aussen richten und auf die Aussenwelt wirken. Seine Uraufgaben sind Beschaffung der Nahrung und Vertheidigung gegen die Feinde. Erfahrungsgemäss ist kein Gebiet

menschlicher Thätigkeit dem Manne verschlossen, es giebt keinerlei Beschäftigung oder Beruf für das Weib allein. Unentbehrlich ist der Mann überall da, wo grosse körperliche Kraft, und da, wo geistige Schaffenskraft erforderlich ist. Da nirgends Stillestand erwünscht ist, überall Fortschreiten, Weiterbildung nöthig ist, wird kein Beruf dem Weibe ganz überlassen werden können. Gäbe es keine Köche und keine Schneider, so blieben Speisen und Kleider immer dieselben. So sehr das weibliche Geschlecht die neuen Moden liebt, es macht sie nicht, es ist den Schneidern und den sonstigen Bekleidungskünstlern zu Dank verpflichtet, und wir können nur wünschen, dass die Schaffenskraft der Schneider in mässigen Grenzen bleibe.

Die specifisch männlichen Laster sind die Kehrseite des Kraftüberschusses: Härte, Schroffheit, Rohheit, Neigung zu Ausschweifungen. Die specifisch männliche Tugend ist die Gerechtigkeit, sie ist begleitet von Besonnenheit und Selbstbeherrschung.

Das Weib ist durch seine geschlechtlichen Functionen bestimmt und vielfach gehemmt. Seine Schwäche einerseits, die periodisch wiederkehrenden Hemmungen andererseits schliessen es ohne Weiteres von vielen Beschäftigungen aus, nöthigen zu einer sesshaften Lebensweise und fesseln an die Heimstätte. Es ist daher natürlich, dass ausser dem Nähren und Pflegen der Kinder die Besorgung des Haushalts dem Weibe zufällt. Fraglich ist es vielfach geblieben, in wie weit das Weib an den geistigen Thätigkeiten theilnehmen könne. Dabei wird man zunächst das bedenken müssen, dass zwischen geistiger und geschlechtlicher Thätigkeit eine Art von Gegensatz besteht. Dieser ist auch beim Manne vorhanden, je mehr in der einen Richtung geleistet wird, um so weniger in der anderen, sodass da, wo beide Pole stark entwickelt sind, ihre Functionen einander ablösen, bald dieser thätig ist, bald jener. Da nun beim Weibe das geschlechtliche Leben zweifellos die Hauptsache ist, so darf man von vornherein von der geistigen Thätigkeit nicht zu viel erwarten und man muss sich fragen, ob nicht durch Anspannung der geistigen Fähigkeiten der eigentliche Beruf des Weibes leiden möchte. Die Erfahrung zeigt, dass das letztere der Fall ist. Ein Weib, das gesunde Kinder gebären und stillen soll, muss frisch und kräftig sein. Fast alle Mädchen aber, deren Gehirn angestrengt wird, werden schwächlich, blutarm, nervös, kurz zum Mutterberufe untauglich. Das Herz möchte einem weh thun, wenn man sieht, welche Verwüstungen die moderne Gewalterziehung unter den Mädchen anrichtet. In zweifellos guter Absicht hat man die Anforderungen an den Mädchenunterricht gesteigert, gründet man höhere und höchste Töchterschulen. Man sollte sie dem

Erdboden gleich machen und den Pflug darüber führen. Diese Treibhauskultur macht die Mädchen und damit das Volk krank; sie schädigt nicht nur den weiblichen Körper, sondern auch die geistigen Fähigkeiten, die die Natur dem Weibe gegeben hat. Gesunder Menschenverstand, Heiterkeit, Grazie, alles geht durch das übertriebene nichtsnutzige Lernen zu Grunde. Man erwidert, ja, alle Mädchen können doch nicht heirathen und für die unverehelichten muss gesorgt werden. Gut, aber erstens soll man weniger grausam für sie sorgen als bisher und zweitens soll man nicht vergessen, dass es sich um einen Nothbehelf handelt. Wenn man auf die Art, wie die weibliche Arbeit ausgenutzt wird, achtet, so bemerkt man nicht viel von der berühmten Humanität, sieht vielmehr, dass wir in rechter Barbarei leben. Ich kann das nicht im Einzelnen ausführen; jeder, der Erfahrung hat, weiss es. Man sollte vor Allem dafür sorgen, dass jede nützliche Thätigkeit ordentlich bezahlt und respectirt werde. Man sollte in ganz anders ernsthafter Weise als bisher für Schulen sorgen, in denen die Mädchen lernen, was sie brauchen, die Fertigkeiten des Haushaltes, die kaufmännische Rechnung, die Techniken, die das Weib ohne Schädigung der Gesundheit ausüben kann u. s. f., in denen sie nicht mit Geschichtezahlen, mit Kunstgeschichte, mit Physik und Chemie verfüttert werden, damit, wie die unsinnige Phrase lautet, der Geist gebildet werde. Den Wenigen, die ihre Natur zu wissenschaftlicher oder künstlerischer Ausbildung treibt, sollte man nichts in den Weg legen. Hier gilt das Wort des Gamaliel. Kein Verständiger wird leugnen, dass einzelne weibliche Personen zur Erlernung und Ausübung z. B. der Heilkunst im Stande sind. Hätte ich etwas zu sagen, so würde ich den weiblichen Aerzten freien Weg geben. Je weniger die Bewegung Widerstand findet, um so eher wird sie aufhören (im Gegensatze zu mechanischen Bewegungen). Wirklich vorzügliches werden auch die begabten Frauen nur in einigen Fächern leisten, in der Schauspielkunst, in der lyrischen Poesie und im Geschichtenerzählen etwa. Weibliche Schauspieler sind natürlich unentbehrlich und die Schriftstellerinnen sind es in ihrer Art auch (wenn sie sich nicht auf greuliche Problemschriftstellerei werfen). In anderen Fächern leistet das Weib als Ausübende Gutes, bleibt aber immer auf einer untergeordneten Stufe, weil sie nichts machen kann. So in der Musik. Diese hat von jeher den Weibern offengestanden, sie haben immer gespielt und gesungen, aber nennenswerthe weibliche Componisten giebt es nicht. An diesem Beispiele sollten sich die Feministen eine Lehre nehmen, es widerlegt die kindische Behauptung am besten, nur die Tyrannei der Männer habe bisher die Entwickelung

der weiblichen Fähigkeiten unterdrückt. Die Erfahrung allein kann lehren, was dem Weibe möglich ist und was nicht. Wo man es noch nicht weiss, muss man es eben probiren.

Die specifisch weiblichen Laster hängen auf das Engste mit der weiblichen Eigenart zusammen. Die natürliche Waffe des Weibes ist die Verstellung, sie ist unentbehrlich und wird instinctiv ausgeübt. Im bewussten Leben wird daraus die Lüge. Wer zu schwach zum Schlagen ist, der schimpft. So war auch das Weib durch seine Muskelschwäche genöthigt, aus dem Worte eine Waffe zu machen und es entstand die Zanksucht. Nicht ganz verständlich ist die Entstehung der weiblichen Schwatzhaftigkeit. Man hat sich zu allen Zeiten und an allen Orten über sie gewundert, aber der Wortstrom dient weniger zur Vertheidigung, als zum Vergnügen und man fragt sich, warum ist dieses Vergnügen so gross? Putzsucht und Eitelkeit sind ohne Weiteres verständlich. Die übrigen weiblichen Schwächen kann man nicht Laster nennen, sie sind nur die Schattenseiten der weiblichen Tugenden. Man kann unterscheiden zwischen unbewusster und bewusster, allgemeiner und individueller Vernunft. Auf der Stufenleiter der Wesen sehen wir allmählich die individuelle Vernunft wachsen, sie ist nicht alleiniges Eigenthum des Menschen, aber doch in der Hauptsache das den Menschen von den oberen Thieren Unterscheidende. Der Ausdruck der menschlichen Vernunft ist die Sprache; soweit wir etwas in Worte fassen können, ist es von der individuellen Vernunft ergriffen, je weiter diese reicht, um so weiter reicht die Reflexion, die Abstraction. Indessen auch der Mensch ist nicht ganz bewusste Vernunft, auch ihn führt zum Theil die unbewusste Vernunft und dann handelt er aus Gefühl. Gefühle sind unbewusste Urtheile, derselben Handlung kann ein Gefühl oder ein bewusstes Urtheil zu Grunde liegen und derselbe Mensch handelt im einen Falle aus Gefühl, im anderen aus (bewusster) Vernunft. Das Verhältniss zwischen Gefühl und Vernunft wechselt, Kinder und junge Völker sind mehr Gefühlsmenschen, als Erwachsene und alte Völker, Weiber mehr als Männer. Insofern als das Weib Gefühlswesen ist, instinktmässig handelt, ist es nicht unvernünftig überhaupt, sondern nur arm an individueller, reflectirender Vernunft. Es wird, wie ein Kind von der Hand der Mutter, von der ewigen Weisheit geführt und kommt ans Ziel, ohne es zu sehen. Am deutlichsten ist das unbewusste Rechtthun in der Liebe des Weibes zu dem Manne und den Kindern einerseits, im Mitgefühle gegen alle Leidenden andererseits. Diese weiblichen Instinkte haben dahin geführt, dass die Männer im Weibe etwas Geheimnissvolles, mit den Göttern Verwandtes erblickten und ihm mit

scheuer Hochachtung begegneten. Diese Auffassung ist auch ganz berechtigt, nur richtet sich die Verehrung nicht eigentlich gegen das weibliche Individuum, sondern gegen die göttliche Vernunft, deren blindes Werkzeug das Weib ist. Die Damen übersehen dies Verhältniss leicht. Bei dem Moralischen nun ist wie überall das Gefühl das Fundament und auf diesem Boden errichtet die individuelle Vernunft ihr Gebäude. Es hätte keinen rechten Sinn, zu fragen, ist das Weib oder der Mann moralischer? Man kann nur sagen, dass die weibliche Tugend ihr Gepräge durch das Ueberwiegen des Gefühles erhält. Die beiden Cardinaltugenden sind bekanntlich Gerechtigkeit und Menschenliebe: jene will, dass keinem Unrecht geschehe, diese will jedem Leidenden soviel wie möglich helfen. Die Gerechtigkeit ist das durch individuelle Vernunft geleitete Mitgefühl, die Menschenliebe das natürliche Mitgefühl selbst. Jene wird ohne diese leicht trocken und hart, diese ohne jene ist das gute Herz ohne Verstand. Es ist ersichtlich, dass, wie die Gerechtigkeit die specifisch männliche Tugend, die Menschenliebe die specifisch weibliche ist, und dass beide der Ergänzung durcheinander bedürfen. Das Richtige ist die durch Gerechtigkeit geführte Liebe, das Gefühl unter der Leitung der Vernunft, das vom Manne geleitete Weib. Wenigstens in vielen Fällen reicht die individuelle Vernunft des Weibes zur Leitung nicht aus. Geradezu komisch wird oft der Mangel an Rechtsbewusstsein bei den Weibern. Freilich für ihr eigenes Recht haben sie ein sehr scharfes Gefühl und Verletzungen dieses Rechts beantworten sie oft mit maassloser Rachsucht, „und ist kein Zorn so bitter, als der Frauen Zorn“. Mit dem Ueberwiegen des Gefühls, mit dem Mangel an individueller Vernunft hängt alles zusammen, was man weibliche Schwächen nennen kann, das Hingegebensein an den Augenblick, an das sinnlich Wahrnehmbare, die Unfähigkeit, abstracten Motiven die Herrschaft zu lassen, die Widerstandsunfähigkeit gegen die Verführung durch die Gegenwart, die Affectsclaverei, der Mangel an Phantasie, die Sentimentalität etc. Das Schlimmste ist, dass oft die bewusste weibliche Vernunft ganz unfähig zur Bändigung der Affecte ist: „Wenn sie böse wird, so verstellet sie ihre Geberde, und wird so scheusslich wie ein Sack.“ Um nicht hart zu werden, muss man dann an die Freundlichkeit und Geduld der guten Weiber, an weibliche Demuth und Opferfreudigkeit denken. Practisch aber wird die Hauptsache immer die sein, die Gesundheit des Weibes zu fördern, denn ein gesundes Weib hat neben den Schwächen auch die Vorzüge ihres Geschlechtes, ein krankes aber ist zu gar nichts nütze und die Vorzüge der Entartung werden allzu theuer bezahlt.

Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes.

Man kann vom physiologischen Schwachsinne des Weibes[1]) in zwei Bedeutungen reden.

I.

Es ist nicht leicht, zu sagen, was Schwachsinn sei. Man kann sagen: das, was zwischen Blödsinn und normalem Verhalten liegt. Indessen die Schwierigkeit liegt in der Abgrenzung des Schwachsinnes gegen das normale Verhalten. Für das letztere haben wir nicht einmal ein deutsches Wort, denn Gesundheit ist durchaus nicht der passende Begriff, vollsinnig bezieht sich auf die Sinne, nicht auf den Sinn, scharfsinnig bedeutet eine Entwicklung des Sinnes über die Norm hinaus, geradsinnig geht auf das moralische Verhalten. Im gewöhnlichen Leben haben wir die Gegensätze: gescheit und dumm; gescheit ist einer, der unterscheiden kann, dem Dummen fehlt das kritische Vermögen. In der That dürfte zwischen der Dummheit und den leichten Formen des Schwachsinnes kein wesentlicher Unterschied sein. Man wende nicht ein, Dummheit sei gesund, Schwachsinn krankhaft, denn diese Entgegenstellung ist im schlechten Sinne populär und beruht im Grunde auf der ungehörigen Einmischung von Werthurtheilen. Für die wissenschaftliche Betrachtung kann die landläufige Dummheit gerade so eine krankhafte Abweichung sein wie abnorme Kleinheit oder Schwachsichtigkeit u. s. w. Andererseits giebt es wirklich einen physiologischen Schwachsinn, da das Kind schwachsinnig ist im Vergleiche mit dem Erwachsenen und da man doch das Altwerden nicht als Krankheit bezeichnen kann (trotz dem senectus ipsa morbus), mit dem Altwerden aber eine Abnahme der geistigen Leistungsfähigkeit

[1]) Es ist ganz ungehörig zur Geschlechtsbezeichnung den Ausdruck „Frau" zu verwenden. Frau ist die ehrende Anrede und bedeutet Herrin, Domina, Dame, aber nach unserem Sprachgebrauche darf nur die Verheirathete als Frau bezeichnet werden. Wenn man von einer Frauenfrage, Frauenversorgung u. s. w. spricht, so meint man vorwiegend die Angelegenheiten der Weiber, die nicht Frau sind, denn die Frauen brauchen nicht versorgt zu werden u. s. w., sondern die Ledigen und die Wittwen; man drückt sich also falsch aus. Dem Manne steht das Weib gegenüber und der Plural heisst nicht die Frauen, sondern die Weiber. Wenn die Weiber sich ihres Namens schämen sollten, so ist das schlimm genug, aber kein Grund, die Sprache zu vergewaltigen.

früher oder später eintritt. Uebrigens braucht auch die Sprache das Wort dumm bei krankhaften Veränderungen: er ist durch das Trinken, oder durch eine hitzige Krankheit dumm geworden. Indessen, auch wenn wir die Dummheit zum Schwachsinne rechnen, die Schwierigkeit ist deshalb nicht beseitigt, weil die Grenze der Dummheit nach oben nicht feststeht. In gewisser Hinsicht ist jeder dumm, der eine in der Musik, der andere in der Mathematik, dieser in den Sprachen, jener in Handel und Wandel u. s. f. Man müsste demnach partiellen und allgemeinen Schwachsinn unterscheiden. Mit gewissem Rechte wird man sagen, ja, die besonderen Talente zählen nicht mit, es braucht Einer nur im Durchschnitte gute Fähigkeiten zu haben. Das ist es eben, was bedeutet der Durchschnitt, wie stellt man die Norm fest? Hier wie überall bei der Bestimmung feinerer pathologischer Formen, die mit den groben Angaben der gewöhnlichen Klinik nicht zu erledigen ist, stossen wir auf den Mangel eines geistigen Canon. Für die Körperformen haben wir den Canon und können leicht bestimmen, ob diese oder jene Zahl von Centimetern noch normal sei, für die geistigen Fähigkeiten aber fehlt die Regel, hier herrscht die Willkür. Man denke nur an die Verschiedenheiten der Gutachten in zweifelhaften Fällen. Es wäre thöricht, zu behaupten, die jetzt herrschende Unsicherheit sei nothwendig, denn man könne keine Grenzen ziehen, wo in Wirklichkeit keine sind. So schlimm ist die Sache nicht, wenn man sich nur Mühe giebt, so wird es schon gelingen, annähernd einen Canon aufzustellen und die Unsicherheit, wenn nicht zu beseitigen, so doch einzuschränken. Im Allgemeinen und auch in Puncto Schwachsinn dürfte der richtige Weg der sein, dass man nicht mehr vom Menschen schlechtweg spricht, sondern von bestimmten Menschenarten, dass man fragt, was kann man verlangen von diesem Alter, diesem Geschlechte, diesem Volke. Das normale Verhalten des Kindes ist bei dem Erwachsenen pathologisch, das des Weibes bei dem Manne, das des Negers bei dem Europäer. Vergleichung verschiedener Gruppen also ist die Hauptsache, denn nur so kann man erfahren, was von einem Gliede einer bestimmten Gruppe zu erwarten sei, nur so wird man verhüten, dass man einen Menschen dumm oder schwachsinnig nennt, weil er nicht das leistet, was irgend ein beliebiger Mensch leisten kann. M. a. W. Schwachsinn ist eine Relation und Schwachsinn schlechtweg kann nur bedeuten im Vergleiche mit Seinesgleichen. Darf man nicht das Glied der einen Gruppe an dem der anderen messen, so darf man doch die Gruppen selbst einander gegenüberstellen. Ein Eskimo, der nicht bis hundert zählen kann, ist als Eskimo nicht schwachsinnig, aber weil es so ist, ist der Eskimo als

solcher schwachsinnig im Vergleiche mit dem Deutschen oder Franzosen. Wie ist es nun mit den Geschlechtern? Das ist wohl von vornherein sicher, dass die männlichen und die weiblichen Geistesfähigkeiten sehr verschieden sind, aber findet ein Ausgleich statt derart, dass die Weiber hier mehr leisten, die Männer dort, oder sind die Weiber im Ganzen genommen schwachsinnig im Vergleiche zu den Männern? Das Sprichwort ist der letzteren Meinung, denn es sagt: lange Haare, kurzer Verstand, die moderne Weisheit aber will nichts davon wissen, ihr steht der weibliche Geist zum mindesten dem männlichen gleich. Ein Meer von Tinte ist wegen dieser Dinge verbraucht worden und doch ist von Uebereinstimmung und Klarheit keine Rede. Die beste Zusammenfassung, die ich kenne, ist der 1. Theil des Buches von Ferrero und Lombroso [1]), der von dem normalen Weibe handelt. Natürlich kann ich nicht allen einzelnen Angaben der Vff. zustimmen, noch mir alle ihre Constructionen aneignen, aber im Grossen und Ganzen ist hier der Beweis der geistigen Inferiorität des Weibes sehr gut geführt. Die Darstellung der Italiener umfasst 192 Druckseiten und ist doch aphoristisch. Wollte man gründlich verfahren, so entstände ein dickes Buch. Es ist daher begreiflich, dass ich hier nur das Wichtigste andeuten kann. Immer wird man gut thun, sowohl den directen als den indirecten Weg zu beschreiten, d. h. sich nicht nur auf die psychologische, sondern auch auf die anatomische Beobachtung zu beziehen.

Körperlich genommen ist, abgesehen von den Geschlechtsmerkmalen, das Weib ein Mittelding zwischen Kind und Mann und geistig ist sie es, wenigstens in vielen Hinsichten, auch. Im Einzelnen giebt es freilich Unterschiede. Beim Kinde ist der Kopf relativ grösser als beim Manne, beim Weibe ist der Kopf nicht nur absolut, sondern auch relativ kleiner.[2]) Ein kleiner Kopf umschliesst natürlich auch ein kleines Gehirn, aber hier kann man, ebenso wie gegen Bischoff's Gehirnwägungen, die Ausflucht brauchen, ein kleines Gehirn könne ebenso viel werth sein wie ein grosses, da es die für das geistige Leben wichtigen Theile ebenso gut enthalten könne. Deshalb sind die vergleichenden Untersuchungen einzelner Gehirntheile wichtiger, wenigstens überzeugender. Hier kommen besonders die Ergebnisse Rüdinger's in

[1]) Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte; von C. Lombroso und G. Ferrero. Deutsch von Kurella. Hamburg 1894.

[2]) Ich finde nicht selten bei mittelgrossen Weibern einen Kopfumfang (mit den Haaren!) von 51 cm. So etwas kommt bei Männern nicht vor, die geistig normal sind, nur bei krankhaft Schwachsinnigen, Idioten. Jene Weiber aber sind in ihrer Art ganz gescheit.

Betracht, die mir nicht so bekannt zu sein scheinen, wie sie es verdienen. Rüdinger[1]) hat an ausgetragenen Neugeborenen nachgewiesen, dass „die ganze Windungsgruppe, welche die Sylvi'sche Spalte umrahmt, beim Mädchen einfacher und mit weniger Krümmungen versehen ist, als beim Knaben", dass, „die Reil'sche Insel des Knaben im Durchschnitt in allen ihren Durchmessern etwas grösser, convexer und stärker gefurcht ist als beim Mädchen". Er hat an Erwachsenen gezeigt (ibid. p. 32 ff. Tafel IV.), dass der weibliche Gyrus frontalis tertius einfacher und kleiner ist als der männliche, besonders jener Abschnitt, der unmittelbar an den Gyrus centralis angrenzt. Die Besichtigung der Tafeln ergiebt, dass die Unterschiede sehr beträchtlich sind. Rüdinger hat ferner[2]) gezeigt, dass „an den weiblichen Hirnen der ganze mediale Windungszug des Scheitellappens und die innere obere Uebergangswindung in ihrer Entwickelung bedeutend zurückbleiben". Bei geistig niedrig stehenden Männern (z. B. einem Neger) fand er den weiblichen ähnliche Verhältnisse des Scheitellappens, während bei geistig hochstehenden Männern die mächtige Entwickelung des Scheitellappens ein ganz anderes Bild gewährte. Die allereinfachsten Verhältnisse fand Rüdinger bei einer bayrischen Frau, er spricht geradezu von „thierähnlichem Typus".

Demnach ist also nachgewiesen, dass für das geistige Leben ausserordentlich wichtige Gehirntheile, die Windungen des Stirn- und des Schläfenlappens, beim Weibe schlechter entwickelt sind als beim Manne und dass dieser Unterschied schon bei der Geburt besteht.

Gleich wie Mann und Weib dieselben Gehirnwindungen haben, nur von verschiedener Grösse, so haben auch beide dieselben geistigen Eigenschaften, ein Mehr oder Minder macht den Unterschied, keine Eigenschaft kommt einem Geschlechte ausschliesslich zu. Die Sinne scheinen bei beiden Geschlechtern ungefähr gleich scharf zu sein. Lombroso glaubt gefunden zu haben, dass die Schmerzempfindlichkeit der Haut beim Weibe geringer ist. Angenommen seine Beobachtungen fänden allgemeine Bestätigung, so würde es sich doch nicht um geringere Sinnesschärfe, sondern um geringere geistige Reaction auf starke Reize handeln. Auch der Umstand, dass zu feinen Unterscheidungen, z. B. beim Theeprüfen, Wollesortiren, Männer tauglicher sind, ist wohl so zu verstehen, dass sie kleine Unterschiede der Em-

[1]) Ein Beitrag zur Anatomie des Sprachcentrums. Stuttgart 1882, p. 12 ff. Tafel I.

[2]) Ein Beitrag zur Anatomie der Affenspalte und der Interparietalfurche beim Menschen. Bonn 1882, p. 6.

pfindung besser beurtheilen können. Andererseits ist die Freude der Weiber an Farben nicht als besserer Farbensinn aufzufassen, sondern durch geistige Beziehungen zu erklären. Anders ist es mit der motorischen Seite, denn an Kraft und Geschicklichkeit steht das Weib tief unter dem Manne. Wegen ihrer Schwäche ist sie vorwiegend auf Arbeiten angewiesen, die eine gewisse Geschicklichkeit erfordern, und dadurch entsteht der Glaube an die geschickten weiblichen Finger. Jedoch sobald ein Mann sich einer Weiberarbeit annimmt, als Schneider, als Weber, als Koch u. s. w., leistet er bessere Arbeit als das Weib. Im Grunde ist ja die Geschicklichkeit eine Leistung der Gehirnrinde wie die Beurtheilung der Sinnesempfindungen und wir werden wieder darauf hingewiesen, die Verschiedenheit der Geschlechter in den eigentlichen geistigen Fähigkeiten zu suchen. Einer der wesentlichsten Unterschiede ist wohl der, dass der Instinct beim Weibe eine grössere Rolle spielt als beim Manne. Man kann in der Idee eine Reihe bilden, am einen Ende stehen Wesen, die ausschliesslich instinctiv handeln, am anderen solche, bei denen jede Handlung auf Reflexion beruht. Im Allgemeinen ist der geistigen Entwickelung eigenthümlich, dass der Instinct immer weniger, die Ueberlegung immer mehr zu bedeuten hat, dass das Gattungswesen mehr und mehr Individuum wird. Wir sprechen dann von Instinct, wenn eine zweckmässige Handlung ausgeführt wird, ohne dass der Handelnde weiss, warum; sobald gewisse Umstände wiederkehren, arbeitet in uns ein Apparat und wir vollziehen eine Handlung, als ob eine fremde Vernunft uns dazu antriebe. Wir sprechen aber auch von instinctiver Erkenntniss, wenn wir zu Urtheilen gelangen, ohne zu wissen, wie. Im Grunde ist keine Handlung und Erkenntniss ohne Instinct, denn ein Theil des Processes fällt immer in das Unbewusste, aber es giebt doch Gradunterschiede. Je mehr Antheil das individuelle Bewusstsein am Erkennen und Handeln hat, um so höher ist das Individuum entwickelt, um so selbständiger ist es. Einen Zwischenzustand zwischen dem rein Instinctiven und dem klar Bewussten nennen wir Gefühl. Aus Gefühl handeln, aus Gefühl etwas für wahr halten, heisst, es halb instinctiv thun. Der Instinct hat grosse Vorzüge, er ist zuverlässig und macht keine Sorgen; das Gefühl nimmt zur Hälfte an diesen Vorzügen theil. Der Instinct nun macht das Weib thierähnlich, unselbständig, sicher und heiter. In ihm ruht ihre eigenthümliche Kraft, er macht sie bewundernswerth und anziehend. Mit dieser Thierähnlichkeit hängen sehr viele weibliche Eigenthümlichkeiten zusammen. Zunächst der Mangel eigenen Urtheils. Was für wahr und gut gilt, das ist den Weibern wahr und

gut. Sie sind streng conservativ und hassen das Neue, ausgenommen natürlich die Fälle, in denen das Neue persönlichen Vortheil bringt, oder der Geliebte dafür eingenommen ist. Wie die Thiere seit undenklichen Zeiten immer dasselbe thun, so würde auch das menschliche Geschlecht, wenn es nur Weiber gäbe, in seinem Urzustande geblieben sein. Aller Fortschritt geht vom Manne aus. Deshalb hängt das Weib vielfach wie ein Bleigewicht an ihm, sie verhindert manche Unruhe und vorwitzige Neuerung, sie hemmt aber auch den Edlen, denn sie vermag das Gute vom Bösen nicht zu unterscheiden und unterwirft schlechtweg alles der Sitte und „dem Sagen der Leute". Der Mangel an Kritik drückt sich auch in der Suggestibilität aus. Der Instinct herrscht nicht wie beim Thiere fast ganz allein, sondern er ist mit individuellem Denken verbunden, dieses aber ist nicht kräftig genug, allein zu gehen, muss sich auf fremdes Denken stützen, das Voreingenommenheit, Liebe oder Eitelkeit als vertrauenswerth erscheinen lassen. So ergiebt sich der scheinbare Widerspruch, dass die Weiber als Hüterinnen alter Sitte doch jeder Mode nachlaufen, conservativ sind und doch jede Absurdität aufnehmen, sobald geschickt suggerirt wird. Mit der Ablösung vom ursprünglich Instinctiven, mit dem Ichwerden und dem Wachsen des individuellen Denkens wächst zunächst der Egoismus, oder richtiger, das seiner Natur nach egoistische Einzelwesen, das, solange es nur seinen Trieben gehorcht, unbewusst auch zum Vortheile der Andern handelt, wird, wenn es anfängt zu denken, den socialen Trieben zuwider handeln. Erst eine hohe geistige Entwicklung giebt die Einsicht, dass durch Förderung des allgemeinen Wohles auch das eigene Wohl gefördert wird. Die meisten Weiber bleiben in dem Mittelzustande: Ihre Moral ist durchaus Gefühlsmoral oder unbewusstes Rechtthun, die Begriffsmoral ist ihnen unzugänglich, und die Reflexion macht sie nur schlechter. Zu dieser Einseitigkeit kommt die durch ihre natürliche Stellung bedingte Enge des Gesichtkreises. Sie leben in den Kindern und dem Manne, was jenseits der Familie ist, interessirt sie nicht. Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person ist ihnen ein leerer Begriff. Es ist durchaus unrichtig, die Weiber unmoralisch zu nennen, aber sie sind moralisch einseitig oder defect. Soweit ihre Liebe reicht, sofern angeschautes Leiden ihr Mitleid erweckt, sind sie oft jeder Aufopferung fähig und beschämen nicht selten den kälteren Mann. Aber sie sind von Herzen ungerecht, sie lachen innerlich über das Gesetz und verletzen es, sobald die Furcht oder die Dressur das zulassen. Dazu kommt die Heftigkeit der Affecte, die Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung. Eifersucht und verletzte oder unbefriedigte Eitelkeit erregen Stürme, denen kein moralisches Be-

denken Stand hält. Wäre das Weib nicht körperlich und geistig schwach, wäre es nicht in der Regel durch die Umstände unschädlich gemacht, so wäre es höchst gefährlich. In den Zeiten politischer Unsicherheit hat man mit Schrecken die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Weiber kennen gelernt, ebenso an den Weibern, die unglücklicherweise zur Herrschaft gekommen sind. Im gewöhnlichen Leben zeigen sich jene beiden Eigenschaften in der Regel nur bei der Thätigkeit der Zunge und beim Schreiben: Beschimpfungen, Verläumdungen, anonyme Briefe. Die Zunge ist das Schwert der Weiber, denn ihre körperliche Schwäche hindert sie, mit der Faust zu fechten, ihre geistige Schwäche lässt sie auf Beweise verzichten, also bleibt nur die Fülle der Wörter. Zanksucht und Schwatzhaftigkeit sind jeder Zeit mit Recht zu den weiblichen Charakterzügen gezählt worden. Das Schwatzen gewährt dem Weibe unendliches Vergnügen, ist der eigentliche weibliche Sport. Vielleicht lässt sich das verstehen, wenn man an die Uebungspiele der Thiere denkt. Die Katze jagt hinter dem Balle her und übt sich dabei für die Mäusejagd, das Weib übt ihre Zunge während des ganzen Lebens, um zum Redekampfe gerüstet zu sein.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik wären noch die sog. intellectuellen Fähigkeiten in Betracht zu ziehen. Man wird trennen müssen Aufnehmen und Bewahren der Vorstellungen, also Verständniss und Gedächtniss einerseits, willkürliche Verknüpfung der Vorstellungen, Bildung neuer Urtheile andererseits. Verständniss und Gedächtniss sind bei vielen Weibern, soweit nicht besondere Talente in Frage kommen, durchaus nicht schlecht. Sie fassen, wenn sie wollen, recht gut auf und merken sich das Gelernte eben so gut wie die Männer. Da nun dazu kommt, dass sie fügsam und geduldig sind, so haben sie wirklich Anlage zum Musterschüler. Ueberall da, wo die Weiber sich in den Kopf gesetzt haben, am höheren Unterrichte theilzunehmen, ist nur Eine Stimme darüber, dass sie ausgezeichnete Schülerinnen sind, und je gedankenloser der Lehrer ist, um so befriedigter pflegt er von dem eifrigen Lernen der Schülerinnen, das meist ein Auswendiglernen ist, zu sein. Wenn trotzdem die grosse Masse des weiblichen Geschlechts ausserordentlich wenig lernt und das Gelernte ausserordentlich rasch wieder vergisst, so liegt das nicht am Können, sondern am Wollen. Das Durchschnittsweib hat ausschliesslich persönliche Interessen, bietet das Lernen nicht einen persönlichen Vortheil in naher Aussicht, so ist es ihr widerwärtig. Interesse an der Sache ist nur ausnahmeweise vorhanden. Das relativ günstige Urtheil über die Aufnahmefähigkeit hat nun freilich sein Gegenstück an dem Nachweise der geistigen Sterilität des Weibes. Das Höchste ist, wenn ein Weib sich

derart als guter Schüler beweist, dass sie im Sinne des Lehrers die von ihm erlernte Methode handhabt. Dagegen ist das eigentliche „Machen", das Erfinden, Schaffen neuer Methoden dem Weibe versagt. Sie kann sozusagen nicht Meister werden, denn Meister ist, wer was erdacht. Es ist ein beliebter Kniff der Männer, die den Weibern ihre Emancipation-Gelüste eingeflösst haben, und ihrer Nachbeterinnen, zu behaupten, es habe den Weibern nur an Uebung gefehlt, sie seien wie die afrikanischen Schwarzen von den muskelstarken Männern zu Sclaven gemacht worden und in der Sclaverei sei ihr Geist verkümmert. An diese Behauptungen knüpfen sich gewöhnlich darwinistische Schwärmereien, die erworbene Gehirnatrophie habe sich vererbt, und umgekehrt sei zu erwarten, dass, wenn jetzt die Weiber ihr Gehirn übten, die Enkelinnen mit einem grossen Gehirn zur Welt kommen, Schwärmereien, die höchstens dann einen Sinn haben könnten, wenn es sich um Parthenogenesis handelte. Dreister, als es die „Feministen" thun, kann man der Wahrheit gar nicht in's Gesicht schlagen. Am einfachsten ist es, auf die Gebiete hinzuweisen, die den Weibern jederzeit offen gestanden und auf denen sie sich nach Belieben bewegt haben. Die Musik z. B. ist doch nie männliche Domäne gewesen, im Gegentheile werden mehr Mädchen als Knaben in der Musik unterrichtet. Was ist nun dabei herausgekommen? Die Weiber singen und spielen, zum Theile ganz gut, aber damit ist die Sache zu Ende. Wo ist der weibliche Componist, der einen Fortschritt bedeutete? In der Malerei besteht nicht wie in der Musik ein Gegensatz zwischen dem schaffenden und dem ausübenden Künstler, alle malen, und ob einer dabei schafft, das ist nicht immer leicht zu sagen. Jedoch sieht man ohne Schwierigkeit, dass die grosse Mehrzahl der weiblichen Maler der schöpferischen Phantasie ganz entbehrt und über eine mittelmässige Technik nicht hinauskommt: Blumen, Still-Leben, Portraits. Ganz selten findet man ein wirkliches Talent und dann pflegen auch andere Züge den geistigen Hermaphroditismus darzuthun. Der Mangel am Vermögen, zu combiniren, d. h. in der Kunst der Mangel an Phantasie, macht die weibliche Kunstübung im Grossen und Ganzen werthlos. Aehnlich ist es auf andern Feldern. Ich erinnere an die Geburtshilfe, deren Entwickelung die Weiber eher gehemmt als gefördert haben.[1]) Auch die Erzählerinnen, die ja z. Th. recht anmuthig schildern, und die überaus seltenen Dichterinnen bewegen sich auf gebahnten Pfaden, wuchern mit den Münzen, die

[1]) Vergl. die Festrede M. Runge's (Männliche und weibliche Frauenheilkunde, Göttingen 1899), die mir erst nach Abfassung dieses Aufsatzes zugekommen ist. Vgl. auch: H. Schelenz, Frauen im Reiche Aeskulaps. Leipzig, 1900.

Männer geprägt haben. Ja selbst die Kochkunst und die Kleiderkunst sind nur von Männern gefördert worden, diese erfinden die neuen Recepte und die neuen Moden. Alles, was wir um uns sehen, jedes Hausgeräth, die Instrumente des täglichen Gebrauches, alles ist von Männern erfunden worden.

Dass die Wissenschaften im engeren Sinne von den Weibern keine Bereicherung erfahren haben, noch erwarten können, ist demnach begreiflich. Die wenigen weiblichen Gelehrten, deren Namen die Geschichte der letzten zwei Jahrtausende enthält, waren gute Schüler, nichts weiter. Das gilt freilich von den meisten männlichen Gelehrten auch, aber jene sind die Gipfel, diese bilden die untere Schicht, aus der sich erst die wahren Grössen der Wissenschaft erheben. Auch im gewöhnlichen Leben tritt die Unfähigkeit des weiblichen Geistes zur Combination, das Fehlen selbständigen Denkens einem täglich überraschend entgegen und bildet oft einen schroffen Gegensatz gegen die Leichtigkeit der Aneignung. Dazu kommt der Mangel an Sachlichkeit, der Wünsche zu Gründen und Abneigungen zu Beweisen macht. Andererseits bringt gerade der dem Weibe eigene Realismus, der nur Vortheil und Nachtheil bedenkt, rücksichtlos sein Ziel verfolgt, durch sachliche Erwägungen nicht gehemmt wird, praktische Vortheile und befähigt das Weib, den schwerfälligeren, die Dinge von verschiedenen Seiten und mehr unpersönlich betrachtenden Mann gelegentlich zu besiegen. Nur ist diese weibliche Schlauheit kein Zeichen hoher Geistesgaben, das Weib steht hier dem Manne gegenüber wie ein geschickter Kaufmann einem Künstler oder Gelehrten. Uebrigens streicht die weibliche Schlauheit, wenn sie zufällig auf männliche Schlauheit trifft und diese nicht durch den Geschlechtstrieb gehemmt ist, bald die Segel. Unterstützt wird die Schlauheit durch die Verstellung. Zu dieser wird das Weib durch seine geschlechtliche Rolle gezwungen, sie wird instinctiv geübt und ihre Vervollkommnung macht einen wesentlichen Theil der weiblichen Bildung aus. Die Aufgabe ist, begehrenswerth zu erscheinen, deshalb muss das eigene Begehren verschwiegen werden und muss alles geschickt verdeckt werden, was der Schätzung der Anderen abträglich sein könnte. Zwischen uns sei Wahrheit, heisst es im Schauspiele, zwischen uns sei Unwahrheit, heisst es im Leben. Das muss so sein und nichts ist thörichter, als dem Weibe das Lügen verbieten zu wollen. Verstellung, d. h. Lügen, ist die natürliche und unentbehrlichste Waffe des Weibes, auf die sie gar nicht verzichten kann. Freilich soll die Waffe nur zur Vertheidigung dienen, indessen ist es begreiflich, dass es nicht dabei bleibt, dass ein Verfahren, das einen

wichtigen Theil der Lebensführung bildet, auch ohne Noth angewendet wird. An sich ist die weibliche Lüge nur in geschlechtlichen Beziehungen gerechtfertigt, die Billigkeit aber fordert, dass sie überhaupt milder beurtheilt werde als die männliche Lüge.

Wie die Verstellung und andere bisher betrachtete Eigenschaften so wird das ganze Wesen des Weibes teleologisch am leichtesten begriffen. Wie muss dieses Wesen beschaffen sein, um die ihm gestellte Aufgabe am besten zu erfüllen? Das menschliche Weib soll nicht nur Kinder gebären, sondern auch diese pflegen, da sie, im Gegensatze zu den Jungen der Thiere, so und so viele Jahre lang hilfsbedürftig bleiben. Diese Hilfsbedürftigkeit der Kinder macht beim Menschen eine grössere Differenzirung der Geschlechter nöthig als bei den Thieren. Beschaffung der Nahrung, Vertheidigung, überhaupt das Departement des Aeusseren hat der Mann allein zu besorgen, denn das Weib muss in erster Linie Mutter sein. Auch in geistiger Beziehung ist alles, was den Mutterberuf erleichtert, dem Weibe zu geben, alles was ihn erschwert, zu beseitigen. Mütterliche Liebe und Treue will die Natur vom Weibe. Deshalb spielt schon das kleine Mädchen mit Puppen und nimmt sich zärtlich aller Hilfsbedürftigen an. Deshalb ist das Weib kindähnlich, heiter, geduldig und schlichten Geistes. Muth braucht die Mutter höchstens zur Vertheidigung der Kinder, in anderen Beziehungen würde er nur stören und fehlt deshalb. So ist es auch mit anderen männlichen Eigenschaften; Kraft und Drang ins Weite, Phantasie und Verlangen nach Erkenntniss würden das Weib nur unruhig machen und in ihrem Mutterberufe hindern, also gab sie die Natur nur in kleinen Dosen. Ebenso wie ein verständiger Mann sich zur Pflege seiner kleinen Kinder nicht ein gelehrtes Frauenzimmer aussuchen wird, so stellte die ewige Weisheit nicht neben den Mann noch einen Mann mit einem Uterus, sondern das Weib, dem sie alles zu seinem edlen Berufe Nöthige gab, dem sie aber die männliche Geisteskraft versagte.

Nach alledem ist der weibliche Schwachsinn nicht nur vorhanden, sondern auch nothwendig, er ist nicht nur ein physiologisches Factum, sondern auch ein physiologisches Postulat. Wollen wir ein Weib, das ganz seinen Mutterberuf erfüllt, so kann es nicht ein männliches Gehirn haben. Liesse es sich machen, dass die weiblichen Fähigkeiten den männlichen gleich entwickelt würden, so würden die Mutterorgane verkümmern und wir würden einen hässlichen und nutzlosen Zwitter vor uns haben. Jemand hat gesagt, man solle vom Weibe nichts verlangen, als dass es „gesund und dumm“ sei. Das ist grob

ausgedrückt, aber es liegt in dem Paradoxon eine Wahrheit. Uebermässige Gehirnthätigkeit macht das Weib nicht nur verkehrt, sondern auch krank. Wir sehen das leider tagtäglich vor Augen. Soll das Weib das sein, wozu die Natur es bestimmt hat, so darf es nicht mit dem Manne wetteifern. Die modernen Närrinnen sind schlechte Gebärerinnen und schlechte Mütter. In dem Grade, in dem die „Civilisation" wächst, sinkt die Fruchtbarkeit, je besser die Schulen werden, um so schlechter werden die Wochenbetten, um so geringer wird die Milchabsonderung, kurz, um so untauglicher werden die Weiber. Lombroso, der gern auf das Thierreich verweist, betont, dass im ganzen Thierreiche die Intelligenz im umgekehrten Verhältnisse zur Fruchtbarkeit stehe, dass die weiblichen Ameisen und Bienen nur auf Kosten der Geschlechtlichkeit höhere Intelligenz erwerben, während die allein fortpflanzungsfähige Königin der Bienen ein ganz stupides Geschöpf ist. Nichtsdestoweniger fährt er fort: „Sicherlich wird eine ausgedehntere Antheilnahme am socialen Leben die Intelligenz des Weibes allmählich heben und in der That zeigen sich bei manchen höher entwickelten Rassen schon die erfreulichen Folgen hiervon". Entweder ist das „erfreulich" eine bittere Ironie oder eine greuliche Inconsequenz. Von rechtswegen sollte nur der Teufel oder ein Thor, der an Seelengemeinschaft und ähnliche Albernheiten glaubt, sich über etwas freuen, das die Rasse verdirbt und den Anfang vom Ende bedeutet.

Die Aerzte haben sich vielfach über die Forderung der Weiber, zur Medicin zugelassen zu werden, erregt. Vielleicht ist diese Sache nicht so wichtig. Einerseits ist nicht zu leugnen, dass die weiblichen Geistesfähigkeiten zur Erlernung der Medicin ausreichen und dass gelegentlich weibliche Aerzte, wenn sie gehörig geleitet und beaufsichtigt werden, nützlich sein können (z. B. in mohamedanischer Bevölkerung), anderseits werden doch nur recht wenige Mädchen sich dem Studium zuwenden, immer weniger, je mehr die Sache an „Actualität" verliert, und diese wenigen werden solche sein, die für ihren weiblichen Beruf sowieso nicht recht tauglich sind. Also, wenn auch die Medicin wie die Weiber selbst vom weiblichen Studium nicht viel Nutzen haben werden, es kommt nicht sehr viel darauf an.

Viel wichtiger scheint mir das zu sein, dass die Aerzte sich eine klare Vorstellung von dem weiblichen Gehirn- oder Geisteszustande verschaffen, dass sie die Bedeutung und den Werth des weiblichen Schwachsinnes begreifen und dass sie alles thun, was in ihren Kräften steht, um im Interesse des menschlichen Geschlechtes die widernatürlichen Bestrebungen der „Feministen" zu bekämpfen. Es handelt sich hier um

die Gesundheit des Volkes, die durch die Verkehrtheit der „modernen Frauen“ gefährdet wird. Die Natur ist eine strenge Frau und bedroht die Verletzung ihrer Vorschriften mit harten Strafen. Sie hat gewollt, dass das Weib Mutter sei, und hat alle ihre Kräfte auf diesen Zweck gerichtet. Versagt das Weib den Dienst der Gattung, will es sich als Individuum „ausleben“, so wird es mit Siechthum geschlagen. Leider werden zugleich der Mann und die Nachkommenschaft gestraft. Unsere, der Aerzte Pflicht ist es, hier zu rathen und warnen. Die Zukunft wird von uns Rechenschaft fordern. Sollen wir uns über die Misshandlung der weiblichen Leber durch übertriebenes Schnüren aufregen, die Misshandlung des weiblichen Gehirns aber ruhig mit ansehen?

Freilich, auch wenn alles dagegen gethan wird, was gethan werden kann, wird das Uebel doch bestehen bleiben, ja wahrscheinlich zunehmen. Denn es scheint eine Function der Civilisation zu sein. Wie die Stadtbevölkerung mit ihrer vorwiegenden Gehirnthätigkeit allmählich unfruchtbar wird und ohne Zufluss vom Lande absterben würde, so scheint die Civilisation überhaupt die Quellen des Lebens abzugraben und ein Volk wird schliesslich so civilisirt, dass es nicht mehr leben kann und nur durch Barbarenblut wieder aufgefrischt werden kann. Offenbar ist das Urphänomen der Gegensatz zwischen Gehirnthätigkeit und Fortpflanzung. Beide Functionen sind eng verknüpft, aber je mehr die eine das Uebergewicht erhält, umso mehr leidet die andere. Die Gehirnmenschen sind nervös und ihre Nachkommenschaft ist erst recht nervös. Ein wesentliches Kennzeichen dieser Form der Entartung ist die Verwischung der Geschlechtscharaktere: weibische Männer und männische Weiber. Je nervöser die Bevölkerung wird, um so häufiger werden Mädchen mit Talenten und überhaupt männlichen Geisteseigenschaften. Auch muss man wohl die gekreuzte Vererbung heranziehen: die Tochter schlägt nach dem Vater und je mehr die Kopfmänner gezüchtet werden, um so häufiger übertragen sie ihre Art auf die Töchter. Besser wird die Sache durch alle Erklärungen nicht, denn erklärlich oder nicht, nothwendig oder nicht, immer bleibt die Vermännlichung des Weibes ein Unglück.

Auch das Gesetz sollte auf den physiologischen Schwachsinn des Weibes Rücksicht nehmen. Unsere Gesetze sind im Grossen und Ganzen nur für Männer gemacht; für die Minderjährigen ist gesorgt, das erwachsene Weib aber wird im Strafrechte (um nur von diesem zu reden) dem erwachsenen Manne gleich geachtet und nicht einmal für einen mildernden Umstand gilt irgendwo weibliches Geschlecht. Mit Unrecht. Zu den bisher angestellten Erwägungen kommt noch das hinzu, dass das Weib während eines beträchtlichen Theiles seines

Lebens als abnorm anzusehen ist. Ich brauche vor Aerzten nicht über die Bedeutung der Menstruation und der Schwangerschaft für das geistige Leben zu reden, darauf hinzuweisen, dass beide Zustände, ohne eigentliche Krankheit, das geistige Gleichgewicht stören, die Freiheit des Willens im Sinne des Gesetzes beeinträchtigen.[1]) Bedenkt man nun die früher besprochenen Geisteseigenthümlichkeiten des Weibes, besonders die Unfähigkeit, Affectstürmen zu widerstehen, und den Mangel an Rechtsinn, so muss man einsehen, dass es eine grosse Ungerechtigkeit ist, beide Geschlechter mit gleichem Maasse zu messen. Nur die durch die Umstände des weiblichen Lebens leicht erklärbare geringe Criminalität des Weibes lässt die Härte unserer Gesetze nicht empfinden. Je mehr aber das Weib aus dem Schutze des Hauses heraustritt, um so leichter wird sie mit den Gesetzen in Conflict kommen und dann wird sie oft härter bestraft werden, als sie es verdient. Um nur einige Beispiele zu nennen, ist es gerecht, die einfache Beleidigung und bes. die Beamtenbeleidigung bei beiden Geschlechtern gleich zu beurtheilen? Gilt nicht dasselbe von vielen Bagatell-Diebstählen, die im Grunde Näschereien gleich zu achten sind? Insbesondere wäre noch eins zu beachten. Viele weibliche Personen vermögen bei ihren Aussagen über Vergangenes ganz und gar nicht das, was sie wirklich erlebt haben, zu trennen von dem, was sie erlebt zu haben glauben. Solche Erinnerungstäuschungen kommen ja auch bei Männern vor, sind aber bei Weibern viel häufiger und bewirken falsche Aussagen, bei denen jeder dolus fehlt. Zum Theile aus diesem Grunde wurde auf die Zeugenaussagen von Weibern in alten Zeiten wenig oder nichts gegeben. Die Alten übertrieben es nach der einen Richtung, wir übertreiben es nach der anderen, überschätzen das Weib als Zeugin, behandeln sie zu hart als Angeklagte.

II.

Sehen wir uns genöthigt, das normale Weib für schwachsinnig im Vergleiche mit dem Manne zu erklären, so ist damit doch nichts zum Nachtheile des Weibes gesagt. Ihre Vorzüge liegen eben anderswo als die Vorzüge des Mannes und die Differenzirung der Geschlechter erscheint uns als eine zweckmässige Einrichtung der Natur, bei der Mann und Weib nicht schlecht fahren. Betrachtet man aber das Leben des Weibes genauer, so möchte man doch meinen, dass die Natur hart mit ihr verfahren sei. Das Weib ist nämlich nicht nur karger mit Geistesgaben versehen als der Mann, sondern sie büsst sie

[1]) Krafft-Ebing hat wiederholt einschlagende Erörterungen angestellt.

auch viel rascher wieder ein. Dies ist die zweite Bedeutung, in der man vom physiologischen Schwachsinne des Weibes reden kann; hier wird das frühzeitig gealterte Weib mit dem frischen oder normalen Weibe verglichen. Es will mir scheinen, als ob bisher die Häufigkeit und Frühzeitigkeit des geistigen Zurückgehens beim Weibe nicht genügend beachtet worden wäre. Auch hier dürfte es am besten sein, die Sache teleologisch zu fassen. Das Weib soll Mutter sein; um es aber zu werden, muss sie erst einen Mann haben, der die Sorge für sie und die Kinder auf sich nimmt. Es mussten daher Einrichtungen getroffen werden, den Mann dazu geneigt zu machen. Schopenhauer sagt: „Mit den Mädchen hat es die Natur auf das, was man im dramaturgischen Sinne, einen Knalleffekt nennt, abgesehen, in dem sie dieselben, auf wenige Jahre, mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattete, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit, damit sie nämlich, während jener Jahre, der Phantasie eines Mannes sich in dem Maasse bemächtigen könnten, dass er hingerissen wird, die Sorge für sie auf Zeit Lebens, in irgend einer Form, ehrlich zu übernehmen". Dazu ist hinzuzufügen, dass die Ausstattung der Mädchen nicht nur in körperlichen Eigenschaften besteht, und dass der Verlust, den die Frauen relativ früh erleiden, sich nicht nur auf diese bezieht. Viel mehr, als man gewöhnlich meint, entsprechen Aeusseres und Inneres einander. So entsprechen auch dem Aufblühen und dem Verblühen weiblicher Schönheit geistige Veränderungen, die in gleichem Sinne ablaufen. Der Geist der Jungfrau ist erregt, feurig, scharf. Dadurch wird einerseits ihre Kraft, anzuziehen, gesteigert, andererseits wird sie befähigt, bei der geschlechtlichen Auswahl activ zu sein, im Liebesspiele und Liebeskampfe dem Gegner ebenbürtig zu sein. Die ganze Bedeutung des weiblichen Lebens hängt davon ab, dass das Mädchen den rechten Mann erhalte; auf diesen Moment, als den Höhepunkt des Lebens, sind alle Kräfte gerichtet und alle Geistesfähigkeiten werden auf das eine Ziel concentrirt. Der Intellect ist bekanntlich der Diener des Willens, d. h. unsere Einsicht dient unseren Trieben, wir sind nur dann scharfsinnig, wenn wir unsern Neigungen folgen, das Interesse macht klug. Der eine hat dies Talent, der andere jenes, in dem Fache, das er liebt, ist er tüchtig, in anderen nicht. Das weibliche Talent nun schlechtweg ist die Anlage für Liebesangelegenheiten, hier treibt der Wille den Intellect, schärft und spannt ihn. Alle anderen Angelegenheiten gewinnen eigentlich nur dadurch Bedeutung, dass sie zu dem Hauptgeschäfte in Beziehung gesetzt werden. Wenn die Jungfrau dem jungen Manne begegnet, ist sie in der Lage eines Feldherrn, der dem feindlichen

Heere entgegenzieht. Jetzt gilt's, von wenig Augenblicken kann alles Weitere abhängen. Aber auch ausser Gefecht (um im Militärischen zu bleiben) ist die Jungfrau einer mobil gemachten Truppe zu vergleichen. Sie trägt die Kriegsgarnitur, sie ist jederzeit auf Posten und schlagfertig. M. a. W. die geistige Erregung giebt sich in allem Thun kund. Das Mädchen ereifert sich für Dinge, die sie gar nichts angehen, interessirt sich, zum Theile allerdings nur dem Scheine nach, zum Theile aber ernstlich, für alle möglichen Sachen, urtheilt, streitet, kurz sie erscheint als geistvoll und in Liebesangelegenheiten oft als genial. Nun heirathet sie und nach kurzer Zeit wird sie eine Andere. Aus dem feurigen, oft glänzenden Mädchen wird eine schlichte harmlose Frau. Natürlich verläuft die Sache nicht immer so, aber doch recht oft. Das Volk hat die Verwandlung in pejus frühzeitig bemerkt und auf seine Weise erläutert. Man nahm an, dass mit der Jungfrauschaft ein Zauber gebrochen werde, dass geheime Kräfte schwinden. Im Nibelungenliede überwindet die Jungfrau Brunhilde jeden Mann; als sie durch Siegfried überwältigt ist, wird sie ein Weib wie andere auch. Aehnliches findet man in den Sagen oft. Im modernen Leben sagt man eher: sie hat's nicht mehr nöthig, in der Meinung, dass die körperliche und geistige Lebhaftigkeit nur den Zweck gehabt habe, den Mann anzulocken. Auf jeden Fall aber handelt es sich nicht nur um ein Wollen, von dem das Weib Rechenschaft geben könnte. Sie verliert thatsächlich Fähigkeiten, die sie vorher besass, und könnte auch beim besten Willen das nicht mehr leisten, was sie vorher geleistet hat. Nur darüber kann man zweifelhaft sein, ob das Minus an geistigen Leistungen ausschliesslich durch den Wegfall der den Intellect anspornenden Erregung zu erklären sei.

Auch bei denen, die sich in den ersten Jahren der Ehe gut gehalten haben, beginnt der Verfall oft nach einigen Wochenbetten. Wie die Schönheit und die körperlichen Kräfte schwinden, so gehen auch die Geistesfähigkeiten zurück und die Frauen „versimpeln", wie es populär heisst. Oft wird die Sache nicht bemerkt, oder stört wenigstens nicht, weil die sog. Gemüthseigenschaften unverändert bleiben und im gewöhnlichen Leben keine geistigen Anforderungen an die Frau gestellt werden. Der aufmerksame Beobachter aber lässt sich nicht täuschen und die Thatsächlichkeit dieses Versimpelns wird auch vielfach anerkannt. Die Damen der Emancipation haben sie oft ingrimmig erwähnt und natürlich darauf zurückgeführt, dass die entwürdigende Beschränkung auf Kinderstube und Küche zum geistigen Schwunde führe. Hier wie anderwärts beruht die Erklärung aus dem „milieu" auf Oberflächlichkeit. Jene Beschränkung würde gar nicht eintreten,

wenn besondere geistige Bedürfnisse vorhanden wären. Bei den relativ vielen Frauen, deren Gehirn dauerhafter angelegt ist, tritt sie auch wirklich nicht ein, oder, wenn die Verhältnisse in der That nur das Nothwendige zulassen, so bleibt die Geistesfrische trotz Kinder und Küche erhalten. Zweifellos fallen nicht Alle der Versimpelung anheim, ein Verhalten, das offenbar in angeborenen Eigenschaften seine Bedingungen hat, wenn es auch nicht immer gelingt, ein näheres Verständniss zu erreichen. Sehen wir von den vielen Schlechtausgestatteten ganz ab, deren geistiges Leben minimal ist und bei denen auch in der Blüthezeit von einem geistigen Blühen nichts zu bemerken ist, so mag man die Weiber einer Truppe vergleichen, die wiederholte Angriffe des Feindes, d. h. der Zeit, zu erdulden hat. Manche fallen schon in der ersten Schlacht, oder werden nach einigen Ehejahren schwach, andere halten sich länger, unterliegen aber allmählich, sei es, dass sie zu überaus schlichten Frauen werden, oder zu wunderlichen alten Jungfern verdorren. Aber auch die Uebrigbleibenden haben noch den Hauptansturm des Feindes auszuhalten, das Klimakterium. Je höher ein Wesen steht, um so später wird es reif. Schon dadurch, dass die Natur den Mann später reif werden liess als das Weib, hat sie ihn bevorzugt und hat gezeigt, dass sie höher mit ihm hinaus wollte. Noch viel grösser aber wird die Begünstigung des Mannes dadurch, dass er die einmal erlangten Fähigkeiten fast bis zum Lebensende behalten darf. Das frühreife Weib dagegen hat durchschnittlich nur 30 Jahre, in denen es vollständig ist. Zunächst bedeutet das Klimakterium ja nur das Aufhören der geschlechtlichen Thätigkeit, indessen der Organismus ist Einer und die verschiedenen Functionen stehen in Abhängigkeit von einander. Insbesondere bestehen enge Beziehungen zwischen der geschlechtlichen Thätigkeit und der Gehirnthätigkeit. Erwacht jene, so ändert sich diese und verschwindet jene, so wird sich diese auch verändern. Jene erste Veränderung ist ein beträchtliches Plus, demnach wird die zweite ein Minus sein. Wir haben demnach vom Klimakterium, durch das das Weib ein „altes Weib“ wird, eine Abschwächung der Geistesfähigkeiten zu erwarten. Die Erfahrung trügt die Erwartung nicht. Ich schicke hier gleich voraus, dass es Ausnahmen giebt, dass manche alte Frauen durch erstaunliche Frische bis ins hohe Alter hinein erfreuen. Sie sind aber nur die alte Garde, die sich nicht ergiebt und auch den Hauptansturm des Feindes, wenigstens in der Hauptsache, abschlägt: das Gros der Armee unterliegt. Zuerst muss man wieder daran erinnern, dass das Aeussere der Spiegel des Inneren ist. Man spottet zwar vielfach über die Physiognomik und in der That sind wir gewöhnlich nicht im Stande, unsere

physiognomischen Urtheile discursiv zu begründen, es handelt sich da um ein instinctives Erkennen, aber nichtsdestoweniger kann man sich auf das verlassen, was das Gesicht sagt. Man betrachte unbefangen das Gros der alten Weiber und denke über das unwillkürlich gebildete Urtheil nach. Es ist bekannt, welche Fülle von Spott und missgünstigen Bemerkungen seit undenklichen Zeiten her sich über die armen alten Weiber in Versen, Sprüchwörtern und anderweitiger Rede ergossen hat. Sollte das ohne Grund geschehen sein? Man könnte meinen, es sei ein Ausdruck feindseliger Gesinnung, aber wo sollte diese herkommen? Der Mann hasst doch das weibliche Geschlecht nicht, es sei denn, dass er gezwungen ist, mit ihm zu kämpfen. Aber gegen die geschlechtlich nicht mehr thätigen Weiber muss er, von Spezialfällen abgesehen, Gleichgiltigkeit oder sogar mit Mitleid gemischtes Wohlwollen empfinden. Sie thun ihm nichts mehr und die Erinnerung an die eigene Mutter sollte jeden zur Milde mahnen. Wenn trotzdem die Volkesstimme von ihnen fast nur Uebles zu sagen weiss und das Sprüchwort an ihnen wenig gute Haare lässt, so müssen wohl ihre eigenen Eigenschaften mit daran schuld sein. Man wirft ihnen vor Aberglauben, Engherzigkeit, Kleinlichkeit überhaupt, Zanksucht, Schwatzhaftigkeit, Klatschsucht, alles Eigenschaften, die auf einen niedrigen Stand der geistigen Fähigkeiten deuten und eben den erworbenen Schwachsinn des Weibes ausmachen. Gerechterweise muss man freilich hinzufügen, dass das allgemeine Urtheil milder ausgefallen wäre, wenn die alten Weiber weniger hässlich wären. Hässlich heisst ja hassenswerth und das Volk hasst thatsächlich das Hässliche, wie man an den für hässlich geltenden Thieren sieht. So schiesst die abgünstige Meinung über das Ziel hinaus, wenn sie von boshaften alten Weibern, bösen alten Hexen u. s. w. spricht. Die boshaften alten Weiber haben auch früher nichts getaugt, man hat ihnen die Bosheit nur nicht angekreidet, solange sie körperliche Reize hatten. Allerdings tritt durch den Schwachsinn die Bosheit unverhüllter zu Tage und nimmt lächerliche Formen an, aber er erzeugt sie nicht. Der einfache Schwachsinn der Jahre lässt glücklicherweise die wahrhaft guten Eigenschaften des Weibes unverändert, die mütterliche Gesinnung bleibt und trotz aller Einfältigkeit kann ein altes Weib einen Schatz von Zärtlichkeit in sich bergen.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht wäre noch etwas genauer zu zeigen, wie sich der erworbene physiologische Schwachsinn des Weibes kundgiebt. Es ist schon Anderen aufgefallen, dass die Lernfähigkeit des Weibes, ihre am meisten entwickelte Fähigkeit, relativ früh aufhört. Näheres darüber ist freilich sehr schwer festzustellen. Ein sehr

auffallender Zug ist die allmähliche Zunahme der geistigen Myopie. Nur das Nächste wird gesehen und deshalb wird es überschätzt. Charakteristisch ist die Sparsamkeit am unrechten Orte; grosse Ausgaben müssen gemacht werden, weil man sich zu kleinen nicht entschliessen konnte, und, um Pfennige zu retten, wird die Mark verloren. Verwandt damit ist die Ueberschätzung der kleinen Angelegenheiten überhaupt; gegenwärtige Bagatellen lassen Vergangenheit und Zukunft vergessen, rauben jede Fassung; Grosses und Kleines wird mit derselben Erregung behandelt und das wahrhaft Wichtige wird um einer Nichtigkeit willen vernachlässigt. Schlimme Erfahrungen pflegen an der Sache nichts zu ändern und Auseinandersetzungen erzielen zwar theoretische Zustimmung, bessern aber nicht. „Ich bin einmal so." Die Schwäche der Urtheilskraft tritt besonders deshalb hervor, weil mit den Jahren der Instinct abnimmt. Sie wird oft verdeckt durch die Anlehnung an fremdes Urtheil; fehlt aber einmal die Stütze, so erschrickt man über die unglaublichen Missgriffe bei ganz einfachen Angelegenheiten. Die Suggestibilität nimmt mehr und mehr ab, eintönige Eigensuggestionen herrschen vor und bewirken einen Eigensinn, gegen den Gründe ganz machtlos sind. Weil der Geist steif wird, hat das Bestehende immer mehr Recht, es entwickelt sich „Misoneismus" und die Reactionen werden maschinenmässig. Diese Dinge sind ja dem Alter überhaupt eigen, jedoch beim Weibe beobachtet man sie auffallend früh und sie erhalten eine eigenthümliche Färbung durch die Verbindung mit der weiblichen Redekunst. Wer nicht das Glück gehabt hat, die Besprechungen älterer Damen mit anzuhören, kann sich kaum eine Vorstellung von der Länge und Leere der Gespräche machen. Das schlichteste Thema wird zu unzähligen Variationen verarbeitet und die scharfen Tempi wiegen vor. Das Bild vom Flusse der Rede hat mannigfache Abwandlungen erfahren: Dachtraufe, plätschernde Wellen u. s. w., am besten ist vielleicht die Vergleichung mit einer leergehenden Mühle. —

Die Kenntniss der verschiedenen Formen des physiologischen Schwachsinnes kann auch klinische Bedeutung erlangen, wenn es sich um die Abgrenzung vom pathologischen Schwachsinne handelt, und der, der nur die vom Manne genommene Norm kennt, ist in Gefahr, bei einem Weibe pathologische Zustände zu diagnosticiren, wo sie nicht vorhanden sind. Die Beurtheilung leichten Schwachsinnes gehört zu den schwierigsten Aufgaben, und unsere klinischen Methoden sind nur auf grobe Veränderungen gerichtet. Es ist ersichtlich, dass die Prüfung nach Art der Schulexamina, die über die vorhandenen Kenntnisse orientirt, nicht ausreichen kann. Ebenso wenig geben die

Methoden, die ein Urtheil über die Geschwindigkeit einfacher seelischer Vorgänge gestatten, genügenden Aufschluss. Am wichtigsten wäre es, das Vermögen der Combination zu prüfen. Rieger[1]) hat einige dahin gehende Vorschläge gemacht. Man hat wohl auch leichte Aufgaben nach Art der Räthsel verwendet und ähnliches. Auf jeden Fall wäre es wünschenswerth, wenn die nach dieser Richtung gehenden Bestrebungen allgemeine Unterstützung fänden. Aber auch nach Verbesserung der Methoden wird man sich nicht auf die klinische Prüfung allein verlassen können. Diese wird wohl nie erschöpfend sein, Gemüthszustände können störend eingreifen, kurz die Beobachtung des Menschen unter den Verhältnissen des wirklichen Lebens wird unentbehrlich sein. Gerade das Urtheil über die geistige Leistungsfähigkeit wird nicht allein auf Stichproben, sondern auf die Lebensgeschichte zu gründen sein. —

Nachschrift. Mein Aufsatz ist natürlich sehr verschieden beurtheilt worden. Viele haben mir mündlich oder schriftlich zugestimmt; es öffentlich zu thun, hat allerdings, soviel ich sehe, noch Niemand den Muth gefunden. Zu meiner Freude habe ich auch weiblichen Beifall erhalten; eine Dame z. B. sagte mir, sie fühle sich von einem Drucke erlöst, da sie Zeit ihres Lebens die Behauptung, das Weib könne dasselbe leisten wie der Mann, und ihr Bewusstsein nicht habe vereinen können. Viel häufiger als der Beifall war der Tadel; das Missfallen zeigte die verschiedensten Grade, vom wohlwollenden Kopfschütteln bis zur leidenschaftlichen Empörung. Einige meiner Kritiker haben gemeint, meine Abhandlung sei eine Streitschrift gegen das weibliche Geschlecht und ich sei ein Weiberfeind. Das ist nun freilich recht thöricht. Denn in Wahrheit führe ich die Sache des weiblichen Geschlechts gegen seine Schädiger und streite gegen den blutlosen Intellectualismus, gegen den missverstehenden Liberalismus, der auf eine öde Gleichmacherei hinausläuft. Die eigentlichen Weiberfeinde sind die „Feministen", die den Unterschied der Geschlechter aufheben möchten. Auch indem ich diese bekämpfe, streite ich nicht gegen die Weiber, denn, wenn diese den Verlockungen folgen und für das „neue Weib" schwärmen, so fehlt ihnen eben die Umsicht, die Urtheilskraft, zu wissen, was sie thun; sie würden auch nichts erreichen, ständen nicht Männer hinter ihnen, die ihnen die Gedanken einblasen.

Den Nachdruck lege ich nicht auf den Nachweis, dass das weib-

[1]) Beschreibung der Intelligenz-Störungen in Folge einer Hirnverletzung nebst einem Entwurfe zu einer allgemein anwendbaren Methode der Intelligenzprüfung. Verh. der physik.-med. Ges. zu Würzburg. 1888—89 p. 65. 95.

liche Gehirn weniger leistet als das männliche, denn er ist oft genug geführt worden und die Sache ist für den Vorurtheillosen einleuchtend genug, sondern darauf, dass die Inferiorität des weiblichen Gehirns nützlich und nöthig ist. Manche haben die intellectuellen und moralischen Schwächen des weiblichen Geschlechtes stärker als ich hervorgehoben, dabei aber meinen sie, diese hängen von der Sitte ab und seien durch Erziehung zu ändern. Fanny Lewald z. B. gehört hierher[1]). Es scheint zum Wesen der Reformer zu gehören, dass sie die Bedeutung der Willkür überschätzen. Die politischen und die religiösen Neuerer sehen nicht ein, dass die Menschheit mit zur Natur gehört und dass die überall wiederkehrenden menschlichen Einrichtungen mit Nothwendigkeit aus dem Wesen des Menschen hervorgehen. Sie glauben, wenn man nur die rechte Einsicht und den guten Willen hätte, dann würde sich die Welt ändern. Sie sehen nicht den wirklichen Menschen, der in der Hauptsache seinen Instincten folgt, sondern sie haben eine Wachspuppe vor Augen, deren Form beliebig verändert werden kann, und hoffen, mit Gesetzen über die Natur zu triumphiren. Solche Phantasten waren die Revolutionäre von 1789, so sind auch unsere heutigen Stürmer und Dränger beschaffen. Wie Leo Tolstoi glaubt, die Menschen könnten Christen in seinem Sinne werden, wenn sie nur wollten, so denken die Feministen durch Gesetz und Erziehung das Weib umzuformen. Es ist geradezu kindisch, die Beschaffenheit des Weibes, wie sie zu allen Zeiten und in allen Völkern vorhanden ist, für ein Ergebniss der Willkür zu halten. Die Sitte ist das Secundäre, nicht sie hat das Weib an seinen Platz gestellt, sondern die Natur hat dieses dem Manne untergeordnet und deshalb wurde die Sitte. Da alle Bestrebungen, die wesentlichen Unterschiede der Geschlechter zu beseitigen, zu denen der kleine Kopf des Weibes nun einmal gehört, erfolglos sein müssen, so könnte man über sie lachen, wenn sie nicht so viel Elend mit sich brächten. Die im engeren Sinne des Wortes modernen Bestrebungen sind nur ein Theil der Verkehrtheiten, die die sogenannte Civilisation begleiten, Verkehrtheiten, die wir nicht aus der Welt schaffen können, die aber doch jeder nach Kräften zu erkennen und zu bekämpfen bestrebt sein sollte. Es ist mit den gesellschaftlichen Uebeln ähnlich wie mit den Krankheiten, sie wachsen mit der Cultur und wir streiten dagegen, so gut es eben geht. Das Weib ist berufen, Mutter zu sein, und alles, was sie daran hindert, ist verkehrt und schlecht. Das schimmste Hinderniss ist die Noth des Lebens, die die Eheschliessung hinaus-

[1]) F. Lewald, „Gefühltes und Gedachtes“ 1900. Die Urtheile dieser sehr gescheiten Frau über ihre Schwestern sind sehr hart.

schiebt oder verhindert, die das Weib zwingt, sich selbst die Nahrung zu erwerben. Der Wunsch, den durch die Noth des Lebens bedrängten Mädchen und Frauen zu helfen, ihnen die Fähigkeiten und Mittel zu anständiger Lebensführung zu verschaffen, ist natürlich berechtigt und kein Verständiger wird eine „Emancipation" dieser Art bekämpfen. Aber das soll man anerkennen, dass die Hülfe ein Nothbehelf und selbst ein Uebel ist. Die Arzenei ist für die Kranken, nicht für die Gesunden. Ganz anders als mit der Noth verhält es sich mit der willkürlichen Schädigung des weiblichen Berufes. Die Abdrängung von der Mutter-Thätigkeit kann hauptsächlich auf zweierlei Art geübt werden und man mag da von der französischen Methode einerseits, von der englisch-amerikanischen andererseits reden. Unter jener verstehe ich die Damen-Wirthschaft, unter dieser die Forcirung der Gehirnarbeit. Französisch nenne ich das Damen-Wesen deshalb, weil es während der letzten Jahrhunderte unter dem ancien régime in Frankreich die höchste Ausbildung erhalten hat und da seine Verderblichkeit am deutlichsten gezeigt hat. Die rechte Dame ist zum Vergnügen da, zum Vergnügen der Anderen und zum eigenen Vergnügen. Alles, was schwer, unrein, mühselig ist, das existirt für sie nicht, sie schwebt wie eine griechische Göttin in sonniger Schönheit über dem irdischen Dunste. Sie will lieben, herrschen und sprechen, die Männer sind dazu bestimmt, sie zu lieben, ihr zu dienen und mit ihr zu plaudern. Ihr Thron steht im „Salon" (dafür haben wir keinen deutschen Ausdruck, man könnte vielleicht sagen: Schwatzbude). Das Wort Salon kennzeichnet bekanntlich die Gesellschaft vor der grossen Revolution und man kann dreist behaupten, dass diese letztere ohne den Salon nicht möglich gewesen wäre. Denn die vorrevolutionäre Gesellschaft ist nicht an ihrer Schlechtigkeit, sondern an ihrer Schwäche zu Grunde gegangen. Ursache der Schwäche aber war in erster Linie der Salon, in dem im Damen-Sinne das Vergnügen als einziges Lebensziel galt, der alles weichlich und weibisch machte. Da wurde alles zum Spiele und alles Ernste entwürdigt. Die Liebe war ein Spiel, womöglich ohne Folgen; hatte sie doch Folgen, so durften diese wenigstens das Vergnügen nicht mehr stören, als unbedingt nöthig war. Kunst und Wissenschaft waren ein Spiel, ihr eigentlicher Sinn war, Stoff zur Unterhaltung zu geben, und ihre Vollendung war erreicht, wenn sie den Damen mundgerecht waren. Dieses schändliche Treiben ist natürlich nicht auf ein Land und eine Zeit beschränkt, es war vielleicht vor der Revolution am reinsten ausgebildet, aber es herrscht in gewissem Grade bei uns und überall, wo Reichthum vorhanden ist und ernste Ziele fehlen. Eine

faulleuzende Gesellschaft fault und eins der wichtigsten Zeichen der Fäulniss ist das, dass an die Stelle der Mutter die Dame tritt.

Ehrenhafter, aber ebenfalls verderblich ist die englisch-amerikanische Methode, die so genannt wird, weil in den englisch redenden Völkern das Streben nach einem Männergehirn im Weiberkopfe am frühesten Ausbreitung gewonnen hat. Wenn die gute Absicht eine schlechte Sache gut machen könnte, so würde es hier geschehen, denn die Vertreter der englischen Methode arbeiten in der Regel uneigennützig und in dem erhebenden Bewusstsein der guten That auf ihr Ziel los. Ja, es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie junge Mädchen auf allerhand Annehmlichkeiten verzichten und ihre Gesundheit zu Grunde richten um des Bildungswahnes willen. Weil die Feministen ihre schädliche Thätigkeit aufrichtig für sehr verdienstlich halten, fahren sie jeden Widersprechenden mit grosser Erbitterung an und sehen in meinesgleichen abscheuliche Finsterlinge, deren Unwissenheit noch ihr geringster Fehler ist. Sie halten sich besonders auch deshalb für berechtigt, weil sie die Beschaffung von Erwerb für nothleidende Mädchen, d. h. die berechtigte Emancipation, mit der Vermännlichung des Weibes, d. h. der unberechtigten Emancipation, zusammen zu werfen pflegen, ein Verfahren, das beim Streiten manche Vortheile bietet. Nimmt man an, die Feministen hätten ihr Ziel erreicht und die Weiber hätten sich aller männlichen Berufszweige und Rechte bemächtigt, so würde im günstigsten Falle das Ergebniss unnütz sein. Denn die Weiber würden höchstens dasselbe, was die Männer schon vorher geleistet haben, noch einmal leisten. Aber die Zahl der Arbeiter wäre verdoppelt und der Werth der Arbeit vermindert. Das wäre schon schlimm genug, aber ein geringes Uebel gegen die weiteren Folgen. Denn es würde zunächst die Geburtenzahl enorm sinken, weil die Eheschliessungen viel seltener würden und in der Ehe weniger Kinder erzeugt würden. Jetzt drängen die meisten Mädchen zur Ehe, weil sie ihrem Instincte folgen und weil sie versorgt sein wollen. Werden sie zum Nachdenken angestachelt und können sie ohne Mann ihr Auskommen finden, so wird ihre naive Selbstsucht zur raffinirten Selbstsucht und gerade die Klügsten werden eheschen. Auch kann das mannähnliche Weib den Mann viel weniger verlocken als das natürliche. Dass die Ehen kinderarm werden würden, das versteht sich von selbst, denn das neue Weib kann nicht viel Kinder gebären und will es auch nicht. Es wird Keinkindehen, Einkindehen, höchstens Zweikinderehen geben. Kommt einmal, sei es durch den Willen des Mannes oder sonstwie, eine grössere Kinderzahl zu Stande, so müssen entweder die Kinder, oder die Frau Noth leiden, denn die Frau muss das Wohl der Kinder

dem Berufe, oder diesen jenen opfern. Ueberdem wird von vornherein die Qualität der Kinder zu wünschen übrig lassen, denn die Früchte der Gehirndamen zeichnen sich nicht durch Kraft aus und es fehlt an Muttermilch. Kurz, die Bevölkerung nimmt nach Zahl und Beschaffenheit rasch ab, das Volk tritt in das Greisenalter ein. Da auf keinen Fall die ganze Menschheit an der Umbildung des Weibes theilnehmen wird, so muss ein Feministen-Volk seinen Nachbarn unterliegen und seine Reste werden in anderen gesunden Völkern aufgehen. Wenn in einem Volke nur bestimmte Stände die Mannweib-Bildung durchführen, so setzen sie sich auf den Aussterbe-Etat. Immer handelt es sich um gesellschaftlichen Selbstmord, wenn man will, um Landes- oder Standes-Verrath. Glücklicherweise braucht man nicht zu fürchten, dass die düsteren Prophezeiungen erfüllt werden, da die im Triebe sich kundgebende unbewusste Vernunft, so lange ein Volk überhaupt Lebenskraft hat, die Durchführung der Feministen-Pläne unmöglich macht. Immerhin entsteht durch diese Unheil genug, weil die Gruppen, die durch sie geschädigt werden, gerade die in der Kultur am weitesten Fortgeschrittenen sind. Wollen die „Intellectuellen" ihre Geschlechter erhalten und in ihren Nachkommen fortleben, so müssen sie vor allen streng darauf halten, dass ihre Frauen gesunde Weiber und nicht Gehirndamen sind, denn der naturentfremdete Kulturmensch bedarf des natürlichen Weibes als eines Gegenparts; andernfalls bringt die Bildung ihre Jünger ohne Erbarmen um, d. h. ihre Familien sterben aus.

Aber, was soll man thun? Zuerst alles unterlassen, was dem Weibe als Mutter nachtheilig ist. Da ist vor allem die Erziehung der Mädchen. Man hat geglaubt, etwas Gutes zu thun durch Errichtung höherer Töchterschulen, in denen den Mädchen eine allgemeine Bildung beigebracht werden soll. Neuerdings möchte man sogar Mädchengymnasien haben, von denen der Pfarrer Hans-Jakob sagt, sie seien so unnütz wie ein Kropf. Das Beste wäre, die „höheren" Schulen sammt und sonders niederzureissen. Ihr Erfolg ist ohnedies gering.[1]) das Ueble aber ist, dass in ihnen die Mädchen nervös und

[1]) In den Grenzboten (LIX. 31. p. 235. 1900) steht ein Aufsatz: „Was leisten unsere höheren Töchterschulen?" Der Vf. hat oft Mädchen von etwa 16 Jahren nach ihren Kenntnissen gefragt. „Das Resultat war „um Null herum" .... Wenn aber das Gelernte völlig verloren geht, ist nicht dieses Resultat mit acht oder zehn Jahren, die auf Schulbänken verlebt werden, mit verdorbenen Augen, verdorbenen Nerven und bleichsüchtigem Körper zu theuer bezahlt? Ist es nicht besser, den weiblichen Unterricht wie in alten Zeiten von vornherein auf das dürftigste Maass zuzuschneiden und die freie Zeit auf Erlernung von nützlichen Dingen und auf die Pflege der Gesundheit zu verwenden?" Wunderlicher Weise glaubt der Vf., das Nichtwissen der Mädchen sei Folge der Mangelhaftigkeit der Schulen,

schwächlich werden. Sie lernen, was sie nicht brauchen, und bekommen dabei Kopfschmerzen, das aber, was sie brauchen, lernen sie nicht. Es ist ein Greuel, zu hören, wie Geschichtezahlen, geographische Bestimmungen, chemische Formeln u. s. w. eingetrichtert werden, wie durch Aufsätze über abstruse Themata Verlogenheit und Phrasenmacherei begünstigt wird. Oeffentliche Einrichtungen müssen auf den Durchschnitt berechnet sein. Ungewöhnlich befähigte Mädchen hat es immer gegeben, aber ihrer sind wenige. Ihnen sollte man nichts in den Weg legen, im Gegentheile man soll ihnen den Weg möglichst erleichtern und ihnen alle Thüren offen lassen. Jedem Talente freie Bahn, aber nicht unnütze Massendressur! Ist schon die Mehrzahl der Knaben zur „humanen" Bildung ziemlich übel qualificirt, so weist die Natur die Mädchen erst recht auf das practisch Brauchbare hin. Beschränkt man sich darauf, die Mädchen nach der Volkschule in dem zu unterrichten, was ihnen im Leben nützlich ist, in Handarbeiten, Haushalt, Kinderpflege, in Kenntniss der öffentlichen Einrichtungen des Staates, der Gemeinde, der Kirche, der im Leben hauptsächlich benutzten technischen Dinge, der Geldgeschäfte, und was etwa noch in Betracht kommen mag, so werden sie leicht lernen und das Gelernte behalten. Sprachen müssen so gelernt werden, wie das Kind sprechen lernt, nicht „wissenschaftlich". Die Ueberwachung der Lectüre kann den Literatur-Unterricht ersetzen. Vor einiger Zeit hat eine Dame den guten Vorschlag gemacht, für die Mädchen eine einjährige Dienstzeit einzuführen, d. h. sie eine Zeit lang zu irgend einer nützlichen Dienstleistung zu commandiren. Wenn ich mich recht erinnere, ist dabei hauptsächlich an Krankenpflege gedacht worden. Indessen sollte man diese nicht zu sehr betonen, sie fordert besondere Eigenschaften und es wäre nicht gut, wenn der Lazarethduft das ganze Leben durchzöge. Die Hauptsache bleibt denn doch die Kinderpflege. Eigentlich sollte jedes Mädchen mit 20, spätestens mit 25 Jahren in Ehren ihr Kind haben. Jetzt haben manche junge Mütter zu viele und die grosse Zahl der Unverehelichten hat gar keine Kinder. Da sollten die Kinderlosen den Kinderreichen helfen und den armen Müttern, die sich oft über ihre Kräfte abplagen, zur Seite stehen. Wie das zu machen wäre, kann ich hier freilich nicht auseinandersetzen, man wird mir sowieso längst zurufen, der Schuster solle beim Leisten bleiben. Ich breche daher ab und wiederhole nur: Schützt das Weib gegen den Intellectualismus.

---

und er meint, man solle nur diese besser einrichten. Nein, das rasche Verlernen ist die Hülfe der Natur gegen die Schultyrannei; das weibliche Gehirn stösst das Aufgezwungene rasch wieder ab.

Ueber Entartung.

Die Wissenschaft ist ein spätgeborenes Kind. Die Begriffe, mit denen wir wirthschaften, sind meist nicht zum wissenschaftlichen Gebrauch gebildet worden, sondern im täglichen Leben entstanden. So auch Gesundheit und Krankheit. Der Unbefangene wird sagen, wenn ich mich wohl fühle, bin ich gesund, und wenn ich mich nicht wohl fühle, bin ich krank. Dann kommt aber der Arzt und zeigt, dass manche Krankheiten, wenigstens zeitweise, keine Beschwerden machen, z. B. Neubildungen, ehe sie eine gewisse Grösse erreicht haben, dass zuweilen Kranke sich ausserordentlich wohl fühlen, z. B. Maniakalische, kurz dass das Subjective und das Objective oft aus einander laufen. Man hat sich viel Mühe gegeben, Gesundheit und Krankheit zu definiren, wie es mir scheint, ohne sonderlichen Erfolg. Auf jeden Fall ist es nicht richtig, gesund und normal für gleichbedeutend zu erklären. Normal ist das, was der Norm, der Vorschrift, dem Urbilde entspricht, die kleinste Abweichung von der Norm macht abnorm, da giebt es kein Schwanken, denn der Schulbegriff ist streng. Es wäre unvernünftig, einen Menschen deshalb, weil ihm ein Fingerglied fehlt, nicht für gesund zu halten, aber normal ist er nicht. Das Gebiet der Abnormität ist sehr gross, denn streng genommen gehören wir alle ohne Ausnahme hinein und man wird überhaupt unter den Menschen die ideale Normalität vergeblich suchen. Will man nur von denen reden, die wesentliche Abnormitäten aufweisen, so braucht man einen neuen Begriff. Als solcher bietet sich der der Entartung dar. Vielleicht wäre ein ganz neues Wort besser, aber wer verschafft einem solchen Geltung? Der Begriff der Entartung ist einmal im Gebrauche, vielleicht gelingt es mit nicht zu grossen Schwierigkeiten, ihn so scharf zu fassen, dass man, ohne dem Sprachgebrauche Gewalt anzuthun, ihn als wissenschaftlichen Begriff verwenden kann. Zunächst bedeutet Entartung Abweichung von der Art, und zwar nach der schlechten Seite hin. Im gewöhnlichen Leben hat entartet oft eine superlativische Bedeutung, ein entarteter Sohn ist z. B. ein ganz schlechter Sohn, und auch bei einem entarteten Menschen wird man gewöhnlich an etwas recht Abscheuliches denken. Diese Nebenbedeutung muss beseitigt werden, für uns ist Entartung Abweichung vom Typus im ungünstigen Sinne. Zweierlei scheint vorausgesetzt werden zu müssen,

dass die Abweichung eine gewisse Grösse habe und dass sie dauernd sei. Zweifellos gehören vorübergehende Abweichungen nicht zur Entartung; ein Mensch z. B., der einen starken Schnupfen hat, ist zweifellos nicht normal, er ist auch krank, aber entartet ist er nicht. Schwieriger ist die Sache mit der „gewissen Grösse". Zunächst muss diese Grösse als eine intensive gedacht werden. Auch ausgedehnte Veränderungen berechtigen nicht zur Bezeichnung entartet; Verlust eines Beines, Beschädigung der Haut durch Blatternarben, Blindheit und vieles andere dürfte man zweckmässigerweise nicht zur Entartung rechnen. Es muss das Wesen des Menschen verändert sein und die Schwierigkeit ist nur die, zu sagen, welche Veränderungen betreffen das Wesen. Mir scheint die Fassung am zutreffendsten und schärfsten zu sein, die die Uebertragbarkeit auf die Nachkommenschaft zum Merkmale nimmt, und ich würde sagen: entartet ist der, der vererbbare Abweichungen vom Typus zeigt. Die Art ist eben das, was bei der Zeugung übertragen wird. Alle individuellen Abweichungen, die nicht übertragbar sind, verändern die Art nicht. Da es sich nicht immer um Uebertragung der Abweichungen selbst handelt, kann man noch genauer sagen, dass die Entartung in Abweichungen vom Typus besteht, die Abweichungen vom Typus beim Erzeugten bewirken können, oder überhaupt die Nachkommenschaft schädigen können. Mit der Definition ist nicht für jeden einzelnen Fall entschieden, ob die in ihm vorhandenen Abnormitäten als Entartung zu bezeichnen sind oder nicht, denn wir wissen nicht immer, ob eine Abweichung vererbbar ist oder nicht. Dieser Uebelstand ist nicht zu vermeiden, er ist aber auch nicht allzu gross, denn in den meisten Fällen wissen wir es und es ist von dem Fortschreiten der Erkenntniss zu erwarten, dass die Zahl der unklaren Fälle immer kleiner werden werde.

Als Formen der Entartung müssen wir unterscheiden die ererbte und die erworbene. Der letzteren dürfen nicht die angeborenen Abweichungen gegenübergestellt werden, weil diese bald ererbt, bald während des Lebens im Mutterleibe erworben sind. Ist im Mutterleibe durch Amnionstränge der Frucht ein Glied abgeschnürt worden, so ist diese Abweichung einer Amputation nach der Geburt gleich zu achten und ebensowenig vererbbar wie eine solche. Dass ererbte Abweichungen im Allgemeinen weiter vererbbar sind, das wird von Allen zugegeben werden. Dagegen hat man über die Vererbbarkeit erworbener Abweichungen heftig gestritten. Früher nahm man unbedenklich an, jede Veränderung des Individuum könne auf die Nachkommen übertragen werden. Dann trat eine Reaction ein und eine

Zeit lang wollte man von der Vererbung erworbener Eigenschaften gar nichts wissen. Wenn auch noch keine vollständige Uebereinstimmung erzielt worden ist, so werden jetzt doch die Meisten darüber sich geeinigt haben, dass Veränderungen des Organismus, die eine Veränderung der Keimdrüsen bewirken, auch Veränderungen der Keime, d. h. der Nachkommen bewirken können. Die Veränderung der Keimdrüsen ist so zu denken, dass ihnen mit dem Blute geformte oder ungeformte Bestandtheile zugeführt werden, die die Beschaffenheit der Keime verändern. Es werden also alle Vorgänge, die die Zusammensetzung des Blutes beeinflussen, von Bedeutung für die Keimbeschaffenheit sein. Nicht nur Vergiftungen von aussen, z. B. mit Alkohol, sondern auch Aenderungen des Stoffwechsels durch Aenderung der Functionen werden in Betracht kommen. Gemüthsbewegungen z. B. können mit chemischen Umsetzungen einhergehen und das Blut giftig machen, also auch die Keime schädigen. Vielleicht entstehen aber auch bei der Thätigkeit bestimmter Zellen bestimmte Stoffe, die in den Kreislauf eintreten und zu den Keimen gelangen, sodass deren Ernährung von der Art der Thätigkeit abhängt. Mag es so oder anders sein, auf jeden Fall zeigen solche Erwägungen, dass die Vererbung erworbener Eigenschaften, wenn die Erfahrung für sie spricht, auch theoretisch nicht widersinnig ist.

Wir sind seit Morel gewöhnt, die fortgeerbte und die erworbene Entartung in Eins zu fassen, indessen so natürlich es ist, jene als eine früher erworbene und diese als eine in Zukunft forterbende zu fassen, so können doch Bedenken gegen diese Auffassung nicht unterdrückt werden. Wenn ein Syphilitischer heirathet, so mag sein Sohn mit ererbter Syphilis zur Welt kommen und, obwohl diese abheilt, klein und unscheinbar bleiben. Ist der Sohn überhaupt der Fortpflanzung fähig und heirathet er ein gesundes Weib, so pflegt am Enkel nichts besonderes mehr wahrnehmbar zu sein. Sollte der Enkel noch beeinträchtigt sein, so ist doch bis zum Urenkel die Wirkung der Syphilis erloschen, vorausgesetzt, dass allemal die Frau gesund ist. Aehnlich scheint es beim Alkoholismus zu gehen und bei der erworbenen Entartung überhaupt. Dagegen verhalten sich die Abweichungen, deren Erwerbung nicht nachzuweisen ist, ganz anders. Die Migräne ist beim Sohne ebenso vererbbar wie bei der Mutter. Missgestaltete Nasen oder Lippen kehren in ganzen Geschlechterreihen wieder. Auch bei Geisteskrankheiten kehrt oft die gleiche Form bei späten Nachkommen wieder. Ueberhaupt sind die Verhältnisse viel zu verwickelt, als dass sie mit irgend einem „Gesetz“ erfasst werden könnten. Dass Morel's Gesetz von der zunehmenden Entartung nur

für bestimmte Fälle gilt, das ist jetzt wohl allgemein anerkannt. Für die erworbene Entartung gilt wahrscheinlich das Gesetz der abnehmenden Entartung, d. h. die Abweichung wird durch den Zufluss gesunden Blutes relativ rasch ausgeglichen. Bei der nicht erworbenen Entartung sieht es mit „Gesetzen" schlecht aus; wollen wir ehrlich sein, so müssen wir sagen, dass wir noch recht wenig wissen. Der beste Prüfstein ist immer die Prognose. Nun möge Jemand voraussagen, wie die Kinder und Enkel beschaffen sein werden, wenn ein Paranoiakranker eine im populären Sinne gesunde Frau heirathet. Bald bekommen alle Kinder etwas ab, wie man sagt, bald sind mehrere anscheinend ganz verschont, eins geisteskrank, bald bleibt die folgende Generation verschont, aber der Enkel erkrankt u. s. f.

Giebt es eine partielle Entartung? Der Eine mag die Frage ohne weiteres bejahen, der Andere mag darauf hinweisen, dass unter jedem Fehler der ganze Organismus leidet. Beide haben Recht, denn wir bestehen aus Theilen und sind doch Eins. Der Organismus ist nicht anders als einem Staate zu vergleichen. Die einzelnen Glieder haben eine gewisse Selbständigkeit und doch hängt das Wohlsein der einen von dem der anderen ab. Wenn die Landwirthschaft nothleidet, mag es der Industrie gut gehen, indessen mit der Zeit leidet der ganze Staat und die Rückwirkung auf die Industrie bleibt auch nicht aus. So kann auch im Organismus ein Organ auf Kosten der anderen sich entwickeln, oder einzelne Theile können verkümmern, während andere gedeihen, aber das Ende wird allgemeiner Nachtheil sein. Freilich muss man hinzufügen, das Individuum wird manchmal von der Einseitigkeit vorwiegend Vortheil haben und erst die Nachkommenschaft wird den Nachtheil spüren. Mag man den Zusammenhang der Theile betonen, so viel man will, die einzelnen Theile führen doch ein recht unabhängiges Leben und das Ganze leidet erst dann, wenn die Schädigung des Einzelnen einen gewissen Grad überschreitet.

Beim Grade der Entartung ist zu unterscheiden der Grad der partiellen Entartung und ihre Ausdehnung. Eine vollständige Entartung kann es natürlich nicht geben, da sie die Lebensfähigkeit aufheben würde. Bei den höchsten Graden wird die Lebensfähigkeit minimal sein. Bei einer gewissen Stärke der Entartung fehlt die Fortpflanzungsfähigkeit. Darin, dass die fortschreitende Entartung zur Sterilität führt, sehe ich nicht den Beweis, dass die vorhin gegebene Definition unbrauchbar sei, denn die Abweichungen, auf denen die Sterilität beruht, sind an sich vererbbar, nur ihr Uebermaass bewirkt, dass keine thatsächliche Vererbung eintritt. Die hohen und die mittleren Grade der Vererbung haben natürlich früh die Aufmerksam-

keit auf sich gezogen und sind theils für sich, theils als Gefahren für die Art studirt worden. Da finden wir den Idioten und den Kretin, den Epileptischen und den Irren, den Säufer und andere Vergiftete, den Tuberkulösen, den Syphilitischen u. s. f. Ist auch trotz aller Mühe unser Wissen von diesen Dingen durchaus noch nicht vollständig, so bestehen doch kaum grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten, und wenn die Arbeit mit den bisher angewendeten Methoden fortgesetzt wird, so werden allmählich die Lücken ausgefüllt werden. Viel unfertiger sind unsere Kenntnisse über die geringen Grade der Entartung, eine Sache, die sehr begreiflich ist, da überall das Verständniss der schlecht ausgeprägten Formen die Kenntniss der scharf ausgeprägten voraussetzt und die Bedürfnisse der Praxis zuerst befriedigt werden müssen. Sieht man genauer zu, so findet man freilich, dass gerade die geringeren Grade der Entartung wegen ihrer grossen Häufigkeit und wegen ihrer Bedeutung für alle Gebiete des geistigen Lebens ausserordentlich wichtig sind.

Wenn man fragt, welche Theile vorwiegend von der Entartung betroffen werden, so ergiebt sich ohne Weiteres, dass das Nervensystem am häufigsten und am meisten geschädigt ist. Eigentlich macht nur die Tuberkulose eine Ausnahme: hier überträgt der Erkrankte auf seine Nachkommen eine Schwäche oder Unfähigkeit, dem Tuberkelbacillus zu widerstehen, und der Ort der Erkrankung sind am häufigsten die Lungen. Sonst aber, sowohl bei der erworbenen Entartung durch Gifte u. s. w., wie bei der Weitervererbung überkommener Schäden, handelt es sich, wenn nicht ausnahmelos, so doch fast immer, um Veränderungen des Nervensystems, besonders des Gehirns. Eine ganze Anzahl von Veränderungen anderer Theile, die ererbt werden, pflegen wir gar nicht ihrer selbst wegen zu studiren, sondern wir sehen in ihnen nur Signale für eine abnorme Beschaffenheit des Gehirns, würden sie, wenn sie nicht diese Bedeutung hätten, wegen ihrer Geringfügigkeit und wegen des Fehlens functioneller Störungen wenig beachten.

Die Ursache der Entartung ist eigentlich nur bei der erworbenen Entartung nachzuweisen, dagegen bei der schon ererbten sind wir auf Vermuthungen angewiesen. Dass sie immer dagewesen sei, ist nicht recht wahrscheinlich, denn wir sehen an den freilebenden Thieren, dass bei ihnen Zeichen von Entartung so gut wie gar nicht vorhanden sind. Es liegt daher der Gedanke nahe, die ererbte Entartung müsse irgend einmal erworben worden sein. So wahrscheinlich diese Vermuthung ist, sie ist doch nicht mehr als eine Vermuthung. Wir sehen z. B., dass die Krankheit Migräne durch gleichartige Vererbung

fortgepflanzt wird, darüber aber, wie zuerst die Migräne in die Welt gekommen ist, wissen wir eigentlich gar nichts. Man kann fragen, ob nicht durch das Zusammentreffen von Keimen, die nicht zusammen passen, manche Schäden entstehen. Gewiss ist das der Fall, aber es scheint erst dann vorzukommen, wenn die Keime schon in gewissem Grade entartet sind. Ursprünglich scheint jede Paarung innerhalb der gleichen Art gute Resultate zu geben. Wir sehen das an den Thieren, und auch bei den Menschen dürfte es von Rechtswegen so sein. Die Blutsverwandtschaft der Eltern, die jetzt vielfach die Nachkommenschaft schädigt, scheint bei ganz gesunden Menschen unschädlich zu sein. Wenigstens spricht manches dafür und die Meisten sind dieser Meinung. Man stellt sich gewöhnlich die Sache so vor, dass ein Mensch, der in irgend einer Richtung entartet ist, bei einem nicht verwandten Gesponse eine Correctur seines Fehlers erwarten darf, dass aber bei Verwandten der Fehler eine Art von Multiplication erfährt. Ganz klar sind die Verhältnisse nicht, denn es wird z. B. nicht verständlich, warum zwei Verwandte, an denen nicht viel Schlimmes zu merken ist, mehrere blödsinnige Kinder bekommen. So viel ist auf jeden Fall nachgewiesen, dass „wie die Menschen jetzt sind", Verwandten-Ehen gefährlich sind. Wenn aber überhaupt Keime mit geringer Entartung Wesen mit starker Entartung bilden können, so braucht die Disharmonie, oder wie man sich sonst ausdrücken will, nicht immer auf naher Verwandtschaft zu beruhen, es können auch andere Missverhältnisse in Betracht kommen und wir sehen hier eine Quelle der Entartung, deren Bedeutung schwer zu beurtheilen ist. Vielleicht bilden erworbene Entartung und „Keim-Feindschaft" (s. v. v.) eine Art von Zwickmühle. Ueberhaupt dürfte die Keimfeindschaft, d. h. die Schädigung der Frucht durch Nichtzusammenpassen der Keime, eine viel grössere Rolle spielen, als man bisher angenommen hat. Wahrscheinlich giebt es da eine Art von Metachemie, von der wir noch recht wenig ahnen.

Denken wir uns nun einem gegebenen Menschen gegenüber, so wird erstens festzustellen sein, welche Abweichungen er aufweist, und zweitens, welche Bedeutung diese Abweichungen haben. In Hinsicht auf den ersten Punkt versteht es sich von selbst, dass beträchtliche Abnormitäten leicht zu erkennen sind. Sind solche vorhanden, so concentrirt sich das Interesse auf die zweite Frage. Anders ist es bei geringen Abweichungen; um diese dreht sich der Streit und ihre Abgrenzung ist in der Lehre von der Entartung das Wichtigste, Schwierigste und Interessanteste. Man kann die Frage auch so stellen, dass man fragt, wie breit ist die Normalität? Kein Mensch ist dem andern gleich und seine Individualität ist eben das, wodurch er von anderen

abweicht, aber diese Variabilität ist nicht unbegrenzt, wie gross ist sie? Die Frage ist in mancher Hinsicht sehr leicht, in mancher sehr schwer zu beantworten. Leicht bei den meisten körperlichen Abweichungen, schwer bei vielen geistigen. Dem sichtbaren Menschen gegenüber ist unser Auge sehr geübt, wir nehmen unwillkürlich schon recht geringe Abweichungen wahr. Es ist z. B. erstaunlich, dass auch der, der nie einen Kopf gemessen hat, stutzt, sobald er einen Kopf sieht, dessen Umfang nur um etwa 2 cm grösser ist, als er sein sollte. Ein Mann mittlerer Grösse hat bei uns durchschnittlich 57—58 cm Kopfumfang. Köpfe von 59 kommen ziemlich oft vor, hat einer 60 cm, so fällt der grosse Kopf dem Laien sofort auf, bei 61 cm ist niemand über die Abnormität im Zweifel. Indessen brauchen wir uns nicht auf das Augenmaass zu verlassen. Im Gebiete des Zähl- und Messbaren hat die Wissenschaft sehr fleissig gearbeitet, sodass wir fast überall Norm-Zahlen vorfinden. Wir sind durch die Gewöhnung abgestumpft, aber bedenkt man recht, wie an allen Orten und zu allen Zeiten dieselben Maasszahlen bei allen Menschen gefunden werden, so erstaunt man immer von neuem über diese wunderbare Gesetzmässigkeit sowohl der Formen als der Functionen. Die Körperwärme beträgt immer ca 37° C., die Leistungen der Sinne u. a. sind immer dieselben. Die Grenzen der Herzdämpfung, der Lungen u. s. w. schwanken fast gar nicht. Die Maasse der Bestandtheile des Auges und anderer Theile kehren fast unverändert unter den verschiedensten Umständen wieder. Vielleicht am meisten schwankt die Körpergrösse, aber das Verhältniss der Theile bleibt dasselbe. Bekanntlich hat man die Proportionen des menschlichen Körpers vielfach festzustellen gesucht; man nennt eine Normalfigur Canon und es giebt eine ganze Reihe solcher Canones, die auf verschiedene Weise gewonnen worden sind. Obwohl der Eine von diesem Puncte ausgegangen ist, der Andere von jenem, stimmen doch die Angaben der verschiedenen Untersucher merkwürdig überein, sodass oft die Maasse kaum um Millimeter von einander abweichen. Jede wirkliche Gestalt kann leicht beurtheilt werden, wenn man sie am Canon misst, und selbst geringe Fehler des Baues können so leicht festgestellt werden. Auch über die Verhältnisse der Lebensalter und der Geschlechter sind wir durch Messungen recht gut unterrichtet und es hat nach alledem keine Schwierigkeiten, zu sagen, ob ein menschlicher Körper normal gebildet ist.

Ungleich schwieriger ist die Beurtheilung des Gehirns und des geistigen Zustandes. Da das Gehirn und seine Veränderungen das Seelische repräsentiren, so müsste, wenn wir eine vollendete Kenntniss des Gehirns besässen, es möglich sein, dass die Untersuchung des

Gehirns zu einem Urtheile über den normalen Geisteszustand befähigte. Natürlich sind wir von einer solchen Kenntniss weit entfernt. Wir wissen, dass alle Menschen ungefähr dieselben Gehirntheile haben, dass die Hauptfurchen und -Windungen der Gehirnrinde immer wieder gefunden werden, dass je nach Rasse, Geschlecht, Alter bestimmte Verschiedenheiten wahrgenommen werden, dass aber innerhalb derselben Gruppe je nach der Beschaffenheit des Geisteszustandes beträchtliche Abweichungen vorkommen, dass die Neben-Windungen nach Zahl, Verlauf und Stärke individuell verschieden sind. Das ist aber auch alles, wir wissen weder, was eine Abweichung für das geistige Leben bedeutet, noch können wir eine Grenze ziehen zwischen den Abweichungen, die noch in die Breite des Normalen fallen, und denen, die Entartung bedeuten. Wir können annehmen, dass eine grosse und reich entwickelte Gehirnrinde im Allgemeinen einem beträchtlichen geistigen Leben entspreche und umgekehrt, aber über ein so ganz allgemeines Urtheil sind wir noch nicht hinausgekommen. Vielleicht gelingt es, die Beziehungen bestimmter Rindenabschnitte zu bestimmten geistigen Fähigkeiten zu erkennen, und dann wird es möglich sein, aus der Untersuchung des Gehirns ein ungefähr richtiges Bild von der geistigen Eigenart des Trägers zu gewinnen, aber erstens sind wir noch nicht so weit und andererseits würde wohl auch unter den günstigsten Umständen unser Urtheil über gewisse Allgemeinheiten nicht hinauskommen, wenigstens feine Unterschiede, die die natürliche Beobachtung uns liefert, nicht erfassen. Der Zukunft sei überlassen, was der Zukunft gehört; auch wenn eine Proportionenlehre der Gehirnwindungen, die Aehnliches leistete, wie der Canon für die Körperform, zu erwarten ist, so ist sie eben doch noch nicht da. Ferner muss man bedenken, dass unser Hauptinteresse immer dem lebenden Menschen gewidmet sein wird und dass uns alle Gehirnkenntnisse nicht helfen, wenn wir das Gehirn nicht sehen können. Eine Art von Ersatz würde allerdings die Betrachtung des Kopfes, die Kephaloskopie gewähren, denn die Kopfform entspricht der Gehirnform und die stärkere Entwickelung bestimmter Rindenabschnitte ist äusserlich erkennbar. Aber abgesehen davon, dass die Kephaloskopie erst Bewährung und Anerkennung finden müsste, so ist doch von ihr nicht mehr als ein allgemeines Urtheil zu erwarten. Man könnte wohl sagen, dieser Mensch hat von einer Eigenschaft oder Fähigkeit mehr als jener, aber damit ist kein Maass gegeben und wahrscheinlich sind auch nur einige Fähigkeiten auf diesem Wege erkennbar. Im gewöhnlichen Leben schliesst man weniger aus der Form, als aus den symbolischen Bewegungen auf das Innere des Menschen und dieser

populäre Weg wird wohl auch für die wissenschaftliche Betrachtung der Hauptweg bleiben. Die Aufgabe, aus dem Verhalten eines Menschen auf die Normalität oder Abnormität seines Geisteszustandes zu schliessen, ist Sache der Psychiatrie. Diese Kunde hat sich im Irrenhause entwickelt und es ist daher begreiflich, dass sie sich hauptsächlich mit den allergröbsten Abweichungen vom Normalzustande, den sogenannten Geisteskrankheiten beschäftigt hat. Erst verhältnissmässig spät sind die leichteren Abweichungen, die man meist als Nervenkrankheiten bezeichnet, studirt worden, sind im forensischen Interesse die Zustände zwischen Geisteskrankheit und Gesundheit Objekt der Psychiatrie geworden. Gerade bei der Criminalpathologie hat es sich gezeigt, dass die eigentliche Schwierigkeit in der Grenzbestimmung liegt. Langwierige und leidenschaftliche Kämpfe sind um die Frage, Entartung oder individuelle Variation, entbrannt, Kämpfe, deren Ende noch gar nicht abzusehen ist. Man sollte meinen, dass Hilfe von der Normalpsychologie her gekommen wäre, aber das war nicht der Fall. Die Psychologen haben mit allgemeinen Fragen zu thun, eine Individualpsychologie giebt es noch nicht und die Normalität der Versuchspersonen pflegt bei psychologischen Untersuchungen vorausgesetzt zu werden, wie im gewöhnlichen Leben, donec contrarium probetur. Kraepelin's Psychologie setzt es sich allerdings zum Ziele, die menschlichen Typen zu erkennen und durch bestimmte Reactionen die Beurtheilung eines gegebenen Individuum zu ermöglichen. Aber sie gesteht selbst, dass sie von ihrem Ziele noch weit entfernt ist und dass mit ihren Methoden in absehbarer Zeit die praktischen Bedürfnisse nicht befriedigt werden können. Gerade wegen der letzteren kann man sich mit einer Anweisung auf die Zukunft nicht zufrieden geben. Die Thatsache, dass sich die Vertreter jener Psychologie auch vor vollendetem Ausbau ihrer Methoden mit klinischer Psychiatrie beschäftigen, zeigt, dass die Praxis der Theorie vorangeht. Das, was wir brauchen, wäre ein „geistiger Canon", eine Proportionenlehre der geistigen Fähigkeiten. Hat man bisher noch nicht den Versuch gemacht, einen solchen Canon auszuarbeiten, so ist damit doch nicht gesagt, dass man ihn nicht in Zukunft machen könnte, und sind die Schwierigkeiten, die sich der Aufgabe entgegenstellen, derart gross, dass Vollkommenheit nicht erreicht werden kann, so könnte immerhin etwas praktisch Brauchbares herauskommen. Wo haben wir denn in psychologischen Dingen Vollkommenheit erreicht? Darauf wartet die Praxis nicht, denn täglich wird von uns verlangt, dass wir uns gutachtlich darüber äussern, ob der oder der Mensch noch geistig normal sei. Bis jetzt hat der Gutachter keinen Anhalt, als seinen gesunden

Verstand, seine persönliche Menschenkenntniss; die Willkür herrscht und schliesslich wird an die unfassbare „öffentliche Meinung" appellirt. Freilich, leicht wird die Sache mit dem geistigen Canon nicht sein, lange Arbeit Vieler wird nöthig sein, um genügende Erfahrungen zu sammeln. Indessen ist doch zu bedenken, dass schon mancherlei Vorarbeiten da sind, dass bald da, bald dort einschlagende Studien gemacht worden sind, dass es allmählich gelingen wird, die Lücken, die nach Sammlung der zerstreuten Materialien noch bleiben, auszufüllen. Zunächst müsste man sich darauf besinnen, dass es den Menschen an sich nicht giebt, sondern nur concrete Menschen, die einem bestimmten Geschlechte, einem bestimmten Alter, einem bestimmten Volke, einem bestimmten Stande angehören. Es würde nicht ein Canon genügen, sondern man müsste einen Canon für Männer, einen für Weiber, einen für Kinder, einen für Erwachsene, einen für Greise u. s. f. haben. Man müsste z. B. wissen, welche geistigen Leistungen von einem erwachsenen deutschen Weibe des Bauernstandes zu verlangen sind, inwieweit ein solches von dem zugehörigen Manne, von einer gleichalten Stadtdame u. s. w. verschieden sei. Wenn ich von geistigen Leistungen spreche, so geschieht das nicht im intellectualistischen Sinne, sondern ich meine die Gesammtheit der Fähigkeiten und es wird bei der Beurtheilung der Menschen thatsächlich viel mehr auf die Stärke und Richtung ihrer Triebe, als auf die sog. rein intellectuellen Leistungen ankommen. Gerade bei der Frage nach der Entartung wird die Prüfung der Grundtriebe das Wichtigste sein, denn hier ist eine Abweichung von ganz anderer Bedeutung, als etwa bei der oder jener Lernfähigkeit. Z. B. ist die Kinderliebe ein wesentlicher Zug des weiblichen Geistes; wenn ein Mann kleine Kinder abscheulich findet, so erregt das kein Bedenken, thut es ein Weib, so ist sie mit Bestimmtheit als entartet zu bezeichnen. Nun giebt es aber Grade zwischen der vollendeten Gefühllosigkeit und normalen Gefühlen, diese müsste man kennen und die Breite der Norm müsste festgestellt werden. Ein anderes Beispiel ist die Grausamkeit. Leider müssen wir sagen, dass dem normalen Menschen ein gewisser Grad von Grausamkeit eigen zu sein scheint, dass die vollkommene Unfähigkeit, grausam zu sein, auf eine bestimmte Abnormität schliessen lässt. Andererseits ist grosse Grausamkeit ein wichtiges Zeichen der Entartung, es entsteht also die schwierige Frage nach dem Maasse der normalen Grausamkeit. Die Mineralien können leicht nach einer Härte-Scala geordnet werden, bei den Menschen ist die Sache nicht so einfach. Eins der wichtigsten Gebiete bildet der Geschlechtstrieb. Hier liegen schon Vorarbeiten vor und es hat sich gezeigt, wie

fruchtbar die Bearbeitung dieses Thema ist. Freilich sind wir auch hier noch ganz und gar nicht am Ende. Wie gross ist nicht die Zahl der Fragen, die allein hier beantwortet werden müssen! Wie stark ist beim normalen Menschen unter verschiedenen Bedingungen der Trieb? Wo ist die Grenze nach unten gegen abnorme Frigidität, wo die nach oben gegen die Satyriasis? Wie früh darf der Trieb normalerweise auftreten, wie wandelt er sich im Laufe des Lebens? Inwieweit fallen unnatürliche Gewohnheiten noch in die Breite der Norm? Inwieweit sind andere geistige Fähigkeiten der Stärke des Triebes proportional? u. s. f. Jede Frage zerfällt wieder in eine Menge Unterfragen. Man wird z. B. finden, dass bei gewissen menschlichen Typen der Maassstab verschieden sein muss, denn nicht nur die Unterschiede des Geschlechts, der Rasse u. s. w. bewirken Verschiedenheiten, sondern auch die Art der Beschäftigung, das, was man früher das Temperament nannte, u. A. Wenn man die Proportionen untersucht, wird man finden, dass nicht wenige Fähigkeiten von der Stärke des Geschlechtstriebes abhängig sind, z. B. die künstlerische Phantasie, dass mit ihm sich alles das, was man als Laune, Stimmung zusammenfasst, ändert. Eins lehrt das Beispiel des Geschlechtstriebes noch, dass wir nämlich alles, was wir über das normale Verhalten wissen, oder doch fast alles, den Aerzten verdanken. Es ist hier wie anderwärts so gegangen, dass die Aerzte zuerst die groben Störungen studiren, die auch im gewöhnlichen Leben Krankheiten genannt werden, dass sie dann auf die formes frustes, die verwischten Prägungen geführt werden, die anfänglich noch zum Gebiete des Normalen gerechnet wurden. Um das Normale kümmert sich der Arzt von Hause aus nicht, das wird als bekannt vorausgesetzt, kommt er aber zu den leichten Abweichungen, so sieht er, dass Niemand weiss, wo die Grenzen des Normalen sind, und es bleibt ihm nichts anders übrig, als sie selbst aufzusuchen. Der zum Hüter des Normalen bestellte Psycholog könnte, selbst wenn er den guten Willen hätte, die Aufgabe nicht erfüllen, denn es fehlt ihm die Möglichkeit der Erfahrung. Nicht in der Studirstube oder im Laboratorium, sondern allein durch die ärztliche Erfahrung kann die Grenze der individuellen Variationen bestimmt werden. Es ist eine alte Geschichte, dass man sich seine Instrumente selber machen muss: die Schulpsychologie kann dem Arzte nichts helfen, denn die Psychologie, die er braucht, muss er sich selber machen. Da die Hilfe von uns kommt, so werden wir auch den geistigen Canon erhalten. Dass wir ihn noch nicht haben, erklärt die natürliche Entwickelung, die vom Groben zum Feinen führt. Sein Fehlen bewirkt das Schwankende, Unbestimmte, das der Lehre von

der Entartung noch anhaftet, das sie oft den Thoren zum Spotte und den Zünftigen zum Aergernisse macht.

Weithin herrscht die Neigung, der Ausdehnung des Begriffs der Entartung entgegenzuwirken. Man meint, gewisse Irrenärzte wollen alle Leute verrückt machen. Wohin sollte das führen, wenn man jede auffallende Eigenart zur Entartung rechnen, jede Ueberschreitung der Philisterregel als krankhaft brandmarken wollte? Schnöder Pessimismus stecke dahinter, der die Welt in ein Krankenhaus und eine Irrenanstalt verwandeln möchte. Nein, glücklicherweise seien die Gesunden nicht Ausnahmen, die Civilisation sei kein Verderber und nur wer selbst verkehrt sei, wittere überall Verkehrtheit. Zur Noth könne man zugeben, dass körperlich bei den Meisten nicht alles in Ordnung sei, aber das sei nur äusserlich, auch mit einem schwächlichen Körper könne ein gesunder Geist verbunden sein. Körperlich unvollkommen — ja, vielleicht auch dumm und schlecht, aber entartet — nein. Solche Declamationen muss man nicht nur von Literaten, sondern zuweilen auch von Aerzten hören. Das Heilmittel gegen das Hin- und Herreden kann nur die saubere Abgrenzung der Begriffe sein und an dieser hat es bisher recht oft gefehlt. Man hat da und dort Fehler begangen, ja, es scheint zuweilen, als habe man die Verwirrung absichtlich gesteigert. Ein Fehler war z. B. die Aufstellung eines Entartungsirreseins, das von anderen endogenen Formen abzugrenzen wäre. Ein Fehler war die übermässige Betonung der „erblichen Belastung“ als der Bedingung der Entartung. Mit Erstaunen sehe ich auf die angebliche Erblichkeit-Statistik der psychiatrischen Literatur. Die meisten Statistiken sind auf Grund der Annahme gemacht, „das Irresein“ sei eine Einheit. Weil die Irren alle in einem Hause eingesperrt waren, wurden sie als gleichartige Masse betrachtet ohne Rücksicht darauf, dass doch wahrhaftig progressive Paralyse und andere Vergiftungen nicht mit demselben Maasse gemessen werden können, wie das endogene Irresein. Dass Zahlenangaben, die auf so kindlichen Irrthümern beruhen, noch heute citirt werden, das verstehe ich nicht. Ein weiterer Fehler war die Anerkennung der populären Meinung, als ob alle Leute, die nicht gerade in ärztlicher Behandlung sind, „gesund“, d. h. normal wären u. s. f. Aber auch abgesehen von solchen Fehlern findet man nirgends eine klare Angabe darüber, was Entartung sei, obwohl doch diese jeder Erörterung vorausgehen müsste. Definitionen können natürlich die Erfahrung nicht ersetzen, aber sie sind von unschätzbarem Werthe, weil ohne sie die Erfahrungen ein Chaos bleiben. Ich bitte daher im Interesse der Klarheit, daran festzuhalten, dass im Folgenden Entartung ausschliesslich in der in dieser

Abhandlung vorgeschlagenen Bedeutung gebraucht wird, d. h. als Abweichung vom Typus, die die Nachkommen schädigen kann. Es ist noch zu betonen, dass der Begriff dadurch sozusagen ein der Zukunft zugewandtes Gesicht bekommt. Unter endogenen Abweichungen wollen wir die verstehen, die auf angeborener Anlage beruhen, sei es, dass sie von vornherein vorhanden sind, sei es, dass sie sich im Laufe des Lebens „von selbst" oder auf Anstösse, Gelegenheitsursachen hin entwickeln. „Endogen" berücksichtigt also die Vergangenheit, die Ursache. Fast alle endogenen Abweichungen gehören zur Entartung, aber diese umfasst auch exogene Störungen, z. B. den chronischen Alkoholismus, weil ihr Merkmal die Wirkung, d. h. die Schädigung der Keime ist. Noch enger als der der endogenen Krankheiten ist der Begriff der erblichen Abweichungen, denn zu jenen gehören auch die durch „Keimfeindschaft" entstandenen, erben aber kann man nur, was schon vorher vorhanden war, nicht das, was erst beim Zusammentreffen der elterlichen Keime entsteht. Nach Einschiebung dieser Erinnerungen wäre nun die Frage nach der Bedeutung der bei der Untersuchung eines Menschen gefundenen Abnormitäten zu besprechen. Es versteht sich von selbst, dass dabei auf Vollständigkeit zu verzichten ist, dass nur einige der häufigsten Abnormitäten besprochen werden können.

Um die Sache anschaulicher zu machen, schicke ich ein Beispiel leichter Entartung voraus, wie man sie überall findet.

Herr Dr. Franz Sch., 40jährig, Lehrer der neueren Sprachen in D. Sch. ist klein (158 cm), seine Spannweite ist gross (164), sein Kopf ist relativ gross (58 cm Umf.), die Beine sind etwas zu kurz, die Tibien leicht geschweift, die Knöchel wie die Ulnarenden an der Hand etwas aufgetrieben, es besteht pectus carinatum. Die Muskulatur ist schwach entwickelt, etwas schlaff (Dynam. r'45, l'47), die Sehnenreflexe sind normal, die Sensibilität und die Hautreflexe sind auch normal. An der Haut fällt nur auf, dass Hände und Füsse stark schwitzen. An den inneren Organen und an den Geschlechtstheilen ist nichts Krankhaftes zu bemerken.

Der Kopf ist durchaus wohlgebildet, annähernd symmetrisch, nur das Hinterhaupt ist etwas flach. Es ist bedeckt von dichten, feinen, leichtgelockten, hellblonden Haaren. Das ovale Gesicht mit gesunder Färbung hat einen durchaus sympathischen Ausdruck. Die Nase ist gerade, an der Spitze etwas plump, der Mund ist gross, die Lippen sind etwas aufgeworfen und dick. Der Bartwuchs ist schwach. Die etwas vorstehenden Augen sind in hohem Grade kurzsichtig ($^1/_4$), Gehör, Geruch und Geschmack sind scharf. Die Ohrmuschel ist gut ge-

bildet. Die Zähne, die noch alle vorhanden sind, sind rein, gut geformt und richtig eingesetzt. Sch. lispelt beim Sprechen.

Ueber seine Entwickelung giebt Sch. an, er habe für ein kluges, aber altkluges Kind gegolten. Im 2. Lebensjahre erkrankte er an Rhachitis, die zu starker Verkrümmung der Beine führte. Später kamen Masern und Scharlach, niemals Krämpfe, Ohnmachten. Er erinnert sich, dass er viel wegen hypochondrischer Befürchtungen und übergrosser Ordnungsliebe gehänselt worden ist. Die Furcht vor Krankheiten verbitterte ihm die Kindheit, hörte aber etwa mit dem 12. Jahre auf. Die Pubertät trat ohne auffallende Erscheinungen ein, bald darauf aber erkrankte er an schwerer Diphtherie, von der er sich nur langsam erholte. Mit 20 Jahren etwa begannen nervöse Beschwerden, die ca. 2 Jahre anhielten: unbestimmte Angst, Herzklopfen, schlechter Schlaf. Ich habe ihn damals behandelt und daher rührt die Bekanntschaft. In der Schule war Sch. durch Fleiss ausgezeichnet, er fasste langsam auf, zeigte aber ein überraschendes Gedächtniss. Früh trat die philologische Anlage hervor. Mit Ausnahme der Mathematik erreichte er stets in allen Fächern gute Censuren. In seiner jetzigen Stellung geniesst er allgemeine Achtung. Er hat geheirathet und ist Vater von drei anscheinend gesunden Kindern. Salacitas quaedam, potentia parva, ejaculatio praecox.

Ueber seine Fachleistungen kann ich nicht urtheilen, dagegen weiss ich aus eigener Erfahrung, dass er auf den verschiedensten Gebieten ausgebreitete Kenntnisse hat, reich an Interesse ist, ein gutes Urtheil fällt, dass er musikalisch sehr befähigt ist. Er hat sich in allen Lagen streng ehrenhaft gezeigt, ist gleichmässig freundlich, seinen Freunden treu, dankbar. Er hat sich streng in der Zucht, spielt sozusagen gern mit verdeckten Karten und hat eine Neigung zur Ueberlistung. Damit hängt vielleicht zusammen der Mangel an Muth, über den er freimüthig sprach. Er vermeidet peinlich jeden Streit, und obwohl er für Kränkungen sehr empfindlich ist, erduldet er lieber Unrecht, als dass er sich wehrt. Eigentliche Leidenschaft hat er nie empfunden, auch die Liebe war mehr eine zarte Neigung und seine Empfindungen für die Familie sind etwas kühl. Krank ist er seit 15 Jahren nicht gewesen, doch zeigt er grosse Empfindlichkeit gegen die Witterung, ermüdet leicht, schläft dann schlecht, neigt zu Herzklopfen und verträgt Alkoholica nicht. Auffallend ist eine grosse Angst vor Spinnen.

Sch. ist das jüngste von 4 Geschwistern. Das erste Kind war ein nicht bildungsfähiger Idiot und starb mit 10 Jahren. Das zweite starb nach wenig Lebenswochen. Das dritte war ein Mädchen, das

abgesehen von Rhachitis sich gut entwickelte, aber in der Schule schlecht lernte, geistig träge und gleichgiltig war. Diese Schwester, die offenbar leicht schwachsinnig ist, sich aber dabei durch grosse Herzensgüte auszeichnen soll, hat geheirathet und mehrmals ohne besondere Schwierigkeiten geboren. Ich kenne sie nur nach dem Bilde, auf dem sie grobe Züge zeigt und dem Bruder nicht ähnlich ist.

Der Vater, ein Volkschullehrer, ist ein stattlicher Mann gewesen, ehrenhaft, gutmüthig, ziemlich befähigt. Er hat mit 45 Jahren eine ein Jahr dauernde Melancholie durchgemacht und ist mit 60 Jahren, ohne krank gewesen zu sein, durch einen Herzzufall gestorben. Die Schwester des Vaters ist chronisch geisteskrank auf dem Sonnenstein gestorben. Sein Vater starb durch Suicidium, über die früh verstorbene Mutter ist nichts bekannt.

Die Mutter Sch.'s ist eine auffallend kleine Person (145 cm) mit deutlichen Zeichen früherer Rhachitis. Ihr Gesicht, das von vollem weissem Haar umgeben ist, erinnert an das ihres Sohnes. Sie meint, immer gesund gewesen zu sein; ihre Wochenbetten waren leicht und sie konnte ihre Kinder $^1/_2$ Jahr lang stillen. Ihr Geisteszustand ist recht ungewöhnlich. Da sie schüchtern, ungeschickt ist, sich oft in den einfachsten Verhältnissen nicht zurechtfindet, ganz unpassende Antworten giebt, könnte man denken, sie wäre schwachsinnig. Bei näherer Beobachtung findet man aber, dass sie ein gutes Gedächtniss hat, viel gelesen hat und gut darüber spricht, sich lebhaft für alles interessirt, was in der Zeitung steht. Dabei ist sie aber sozusagen weltfremd und unpraktisch, sie lässt sich leicht täuschen, alles, was Maass und Zahl fordert, gehört ihr zu den böhmischen Dörfern. Vielleicht erklärt manches ihre grosse, seit der Kindheit bestehende Kurzsichtigkeit ($^1/_2$), indessen verhalten sich andere Kurzsichtige doch anders und manches, was zunächst dem Auge schuld gegeben wird, gehört dem Geiste an. Blinde können sich bekanntlich oft recht gut zurechtfinden. Sch.'s Mutter verläuft sich auf einem 5 Minuten langen Wege, den sie schon oft zurückgelegt hat. Ist ihr gesagt worden, sie müsse erst rechts, dann links gehen, so kann man darauf rechnen, dass sie gleich nach links umbiegt und wer weiss wohin kommt. Sie ist meist heiter, ja humoristisch, hat aber Zeiten, in denen sie mürrisch ist und über unbestimmte Angst klagt.

Der Vater der Mutter war ein geistvoller, aber heftiger Mann, der nach mehrfachen Schlaganfällen alt gestorben ist. Die Mutter soll ein Sonderling gewesen und sehr alt geworden sein. Es sind 2 Brüder vorhanden, die durch ihre barocke Hässlichkeit auffallen, keinen Bartwuchs haben, sich aber beide moralisch und intellectuell ausgezeichnet haben.

Unser Freund Sch. zeigt also eine Reihe von körperlichen und geistigen Abnormitäten. Zunächst trägt er deutliche Spuren der Rhachitis und es ist zu fragen, welches Verhältniss hat die Rhachitis zur Entartung? Es ist mir nicht bekannt, ob jemand darüber etwas festgestellt habe, inwiefern rhachitische Veränderungen vererbt werden können. Obwohl natürlich die einzelnen Verbiegungen und Verdickungen der Knochen nicht als solche vererbt werden können, da sie doch meist von zufälligen Einwirkungen abhängen, so könnte doch die Rhachitis die Keime verschlechtern, da sie nicht nur eine örtliche Veränderung, sondern eine den Stoffwechsel störende Allgemeinkrankheit ist. Wir kennen bisher die Ursache der Rhachitis nicht, denn schlechte Ernährung und schlechte Wohnung sind wahrscheinlich nur Gelegenheitursachen, da trotz ihrer in manchen Gegenden die Krankheit selten ist und umgekehrt da, wo sie häufig ist, auch Brustkinder in ganz guten Wohnungen befallen werden. Wahrscheinlich wird irgend ein besonderer Giftstoff die Conditio sine qua non sein. Es wäre nun denkbar, dass, ähnlich wie bei der Tuberkulose, die Nachkommen der Kranken eine Widerstandsunfähigkeit gegen das Gift erbten, aber begreiflicherweise ist darüber schwer etwas festzustellen, da meist Erzeuger und Erzeugte unter denselben Bedingungen leben. Immerhin ist in unserem Beispiele das auffallend, dass Sch., der vorwiegend nach der Mutter geartet ist, ebenso wie diese an schwerer Rhachitis gelitten hat, während der Vater wahrscheinlich gar nicht, die Schwester nur leicht erkrankt ist. Ferner kann man fragen, ob nicht eine allgemeine Schwächlichkeit den Kindern der Rhachitischen zukommen möchte. Bekanntlich ist die Körperlänge prädestinirt und im Allgemeinen hängt die Grösse der Erzeugten von der der Erzeuger ab. Die Rhachitis macht plump und untersetzt, verringert die Körpergrösse. Kann auch das erworbene Untermaass vererbt werden? Hier in Sachsen ist die Rhachitis ganz ausserordentlich häufig und zugleich ist die Bevölkerung auffallend klein. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die Kleinheit immer auf persönliche Rhachitis zurückzuführen sei, es ist auch nicht wahrscheinlich, dass die Kleinheit Rassenmerkmal sei, da die jetzigen Sachsen doch nicht als besondere Rasse anzusehen sind. Dass die Verkleinerung der Beckenmaasse durch Rhachitis von Bedeutung sei, ist wohl nicht anzunehmen, denn rhachitische Becken sind relativ selten, und dann können sie wohl den Austritt, aber nicht die Entwickelung der Frucht hemmen. Ausser der geringen Körpergrösse sind vielleicht Verringerung der Leistungsfähigkeit überhaupt und Steigerung der Widerstandsunfähigkeit überhaupt den Kindern Rhachitischer mehr oder weniger eigen. Diese Frage und alle hier

aufgeworfenen Fragen sind bis jetzt mit irgendwelcher Zuversicht nicht zu beantworten.

Was von der Kulturkrankheit Rhachitis gilt, das kann man auch von der Kultur überhaupt sagen. Der Normalmensch muss allen möglichen Schädlichkeiten widerstehen können und muss nach allen Richtungen hin leistungsfähig sein. Die Kultur macht im Allgemeinen kränklich und einseitig. Das unbekleidete Thier erträgt vergnügt Hitze, Kälte, Nässe, ist vor dem Alter in der Regel überhaupt nicht krank; wir haben mit den Kleidern die Krankheiten angezogen und leiden bald unter dem Froste, bald unter der Hitze. Die Römer mit ihren nackten Beinen stapften, wenn es sein musste, durch Eis und Schnee, wir bekommen den Schnupfen, wenn der Strumpf nass wird. Das Gehirn allein leidet durch die Kultur nicht, oder richtiger in manchen Hinsichten nicht. Der Kulturmensch ist im Allgemeinen ein Gehirnmensch und unter ungünstigen Umständen ein ausschliesslicher Gehirnmensch, d. h. einer, der sich nur durch seine Gehirnthätigkeit erhalten und nützlich machen kann. Auch hier ist unser Sch. wieder ein gutes Beispiel. Er füllt seinen nur das Gehirn in Anspruch nehmenden Beruf sehr gut aus, wäre aber zu allem anderen eigentlich unbrauchbar. Er ist vom Militärdienste ohne Weiteres ausgeschlossen, er würde als Bauer zu Grunde gehen. Man braucht sich nur vorzustellen, durch eine grosse Revolution würden unsere Einrichtungen zerstört, sodass jeder für sich allein zu sorgen hätte; was würde dann aus Leuten wie Sch. werden? Dass die Kulturschwäche, an der wir alle in gewissem Grade theilhaben, vererbbar sei, kann wohl nicht bezweifelt werden. Aber freilich wird es sich damit vielleicht so verhalten, wie mit manchen künstlichen Abänderungen, die die Thier- und Pflanzenzüchter erzielen und die wieder verschwinden, sobald der natürliche Lauf der Dinge wieder statthat. Es ist eben zwischen Vererbung und Vererbung ein Unterschied.

Als besonderes Kultur-Uebel ist die Kurzsichtigkeit anzusehen. Unser Sch. ist ein Beispiel directer Vererbung. Seine Schwester und sein Vater sind emmetropisch, seine Mutter und deren Vater (auch dieser hat nach zuverlässiger Angabe Myopie $^1/_2$ gehabt) sind in hohem Grade kurzsichtig, die Brüder der Mutter und deren Mutter wieder sind emmetropisch: Wir sehen also die ganze Familie durch die gekreuzte Vererbung beherrscht, die Tochter und der Enkel des kurzsichtigen Mannes sind von Kindheit an kurzsichtig. Häufiger wird wohl die Myopie *κατὰ ὄνταμιν* vererbt, d. h. die Augen entbehren der natürlichen Widerstandsfähigkeit, müssen sie viel auf Nahes sehen, so werden sie zu lang. Immer aber scheint die Myopie auf angeborener Anlage zu beruhen, da das Nahesehen denen ohne solche Anlage nichts schadet. Ich selbst,

mein Bruder, mein Vater, mein Grossvater haben alle das Gymnasium durchgemacht und sind alle emmetropisch geblieben. Dass die Schule die Zahl der aktiven Myopen steigert, ist zweifellos, aber sie macht die Myopie nicht, sie bringt sie nur zur Entwickelung. Dass bei den sog. Naturvölkern Myopen selten sind, ist bekannt. Es ist zu vermuthen, dass diese Leute auch in der Schule widerstandsfähiger sein würden, als unsere Bevölkerung, jedoch weiss ich nicht, ob Beobachtungen darüber vorliegen. Bemerkenswerth ist, dass die häufige und wichtige Form der Entartung, die zur Myopie führt, zu dem Zustande des Gehirns keine Beziehung zu haben scheint, vielmehr gleichmässig über Gerechte und Ungerechte vertheilt ist.

Kann man aus der Form des Auges keinen Schluss auf die Gehirnbeschaffenheit ziehen, so kann man es doch aus der Form des Ohres und der anderen Körpertheile. Weil man vielfach bei dem Worte Entartung nur an die Entartung der den geistigen Thätigkeiten entsprechenden Gehirntheile denkt, hat man sich gewöhnt, als Zeichen der Entartung schlechtweg die körperlichen Veränderungen zu bezeichnen, die gemäss der Erfahrung oft bei einem abnormen Geisteszustande vorhanden sind. Bekanntlich ist über die Zeichen der Entartung viel gestritten worden und manches recht Missverständliche ist gesagt worden. Da alle in Betracht kommenden Veränderungen vererbbare nachtheilige Abweichungen sind, verdienen sie zweifellos ihren Namen mit Recht: wo sie sind, da ist Entartung; sind ihrer viele, so ist viel Entartung, sind ihrer wenige, so ist wenig vorhanden; ja ein einziges Zeichen beweist die Entartung. Darüber könnte man gar nicht streiten, wenn man nicht unter Entartung immer Entartung des Gehirns verstände und jene Zeichen gar nicht an sich, sondern nur als Signale betrachtete. Die Signal-Bedeutung ist natürlich viel schwieriger zu erfassen, indessen wird man auch hier über einige Sätze sich einigen können. Alle sind wohl jetzt darüber einig, dass dann, wenn eine Reihe von Zeichen, sagen wir 5 und mehr, vorhanden ist, mit der grössten Wahrscheinlichkeit auf eine abnorme Beschaffenheit des Gehirns geschlossen werden kann, das andererseits die letztere nicht ausgeschlossen werden kann, wenn keine Zeichen da sind, bezw. dass jene stark bei wenigen Zeichen sein kann. Auch das wird jeder zugeben, dass 1 oder 2 Zeichen oft keinen Schluss zulassen, dass es aber trotzdem zweckmässig ist, in ihnen eine Möglichkeit angedeutet zu sehen. Zurückweisen darf man die oft gehörte Behauptung, einige Zeichen der Entartung finde man auch bei ganz normalen Menschen. Die Prüfung des Geisteszustandes ist so schwierig, dass man die Behauptung, der oder jener sei ein ganz normaler Mensch, überhaupt nicht aufstellen sollte. Wenigstens bei wissenschaftlicher Erörterung nicht, denn in foro gilt freilich mancher als ganz normal, der es wissen-

schaftlich ganz und gar nicht ist. Mehr lässt sich wohl im Allgemeinen nicht sagen, da die Bedeutung der einzelnen Zeichen recht verschieden ist.

Wenn wir im gewöhnlichen Leben vom Aeusseren auf das Innere schliessen, so halten wir uns, abgesehen von sprachlichen Aeusserungen, hauptsächlich an die Form und die Bewegungen des Gesichts, berücksichtigen aber auch Form und Bewegungen der Glieder. Die Wissenschaft lenkt die Aufmerksamkeit ausserdem auf Theile, die das Volk selten in Betracht zieht, den behaarten Kopf, das Ohr, die Mundhöhle, die Geschlechtstheile, und auf das Innere des Körpers, das erst nach dem Tode zugänglich wird. Weiter besteht der Unterschied, dass der Laie instinctiv verfährt, ein Urtheil fällt, ohne die Gründe zu kennen, während der Gelehrte bei jedem Schritte das Warum wissen will. Dem Gelehrten widersteht seiner Natur nach das Instinctive, er möchte alles zergliedern und nur das anerkennen, was sozus. seine Papiere bei sich hat. Es fragt sich nur, ob es nicht Stellen giebt, wo die Kraft versagt, wo Gelehrte und Laien an einem Strange ziehen müssen. Eine solche Stelle ist das physiognomische Urtheil. Folgendes ist Thatsache. Wenn wir einen Menschen zum ersten Male sehen und ihn aufmerksam betrachten, so entsteht in uns, ohne dass wir wissen, wie, ziemlich rasch ein Urtheil über den Neuen. Wer klug ist, achtet auf diesen Vorgang, bemüht sich, ihn nicht durch Reflexionen zu stören, und hebt sich den ersten Eindruck sorgfältig auf. Er weiss, dass Klügeln und Zerlegen hier nichts hilft, dass in dem instinctiven Urtheile eine geheimnissvolle Weisheit steckt. Er weiss andererseits, dass es durch Uebung gelingt, das Urtheil zu schärfen und vollständiger zu machen. Auch ohne Erfahrung, bei Kindern, jungen Mädchen, erregt ein Gesicht, je nachdem, Zuneigung, Abneigung, Furcht, Grauen. Nach Erlangung der Erfahrung ist das Urtheil nicht nur reichhaltiger, sondern auch bestimmter, denn dann werden wahrscheinlich die früheren Erfahrungen über das, was hinter einem Gesichte steckt, verglichen. Es ist aber bemerkenswerth, dass auch der Erfahrene sich nicht anzustrengen braucht, giebt er sich nur unbefangen als Spiegel, so entsteht rasch und ohne sein merkliches Zuthun das Urtheil. Begreiflicherweise hat man versucht, zu zergliedern und das unwillkürliche Erkennen zu einem motivirten zu machen, und es ist auch zu hoffen, dass das Ziel einmal erreicht werde. Indessen haben misslungene Versuche die ganze Sache in Misskredit gebracht, sodass die Physiognomik in üblem Rufe steht. Immerhin giebt es Anfänge einer rationellen Physiognomik, die nicht zu verachten sind. Mag man darüber denken, wie man will, das physiognomische Urtheil selbst ist unentbehrlich, jeder wendet es täglich an, der Richter, der Arzt, der Lehrer, der Kaufmann u. s. w., und es wäre eine Heuchelei, es

theoretisch zu verachten, während man sich in Praxi seiner bedient. Jedoch muss man zweierlei trennen, die psychologische und die ästhetische Beurtheilung. Auch die, die den Schluss auf die geistige Persönlichkeit für bedenklich erachten, urtheilen doch über schön und hässlich. Wenn auch schön und normal sich nicht decken, so ist doch Normalität die Grundlage der Schönheit. Unbedenklich kann man behaupten, dass hässlich und entartet dasselbe sind, sofern wir im engeren Sinne krankhafte Bildungen ausschliessen. Ja, die Hässlichkeit dürfte das wichtigste Zeichen der Entartung sein, die in einer Jedem verständlichen Sprache ausgedrückte Warnung der Natur. Die Hässlichkeit ist das wirksamste Antaphrodisiacum: liebe diese Person nicht, denn du wirst mit ihr vereinigt die Art verschlechtern. Natürlich ist die Sache nicht so zu fassen, als verbürgte Abwesenheit der Hässlichkeit, d. h. normale Form, die innere Normalität. Auch gewährt die Hässlichkeit als solche keinen Aufschluss über Grad und Richtung der Abnormität des Gehirns. Sie ist nur ein Zeichen der Entartung in dem Sinne, der oben den Degenerationzeichen gegeben worden ist. Wohl aber ist sie das wichtigste Zeichen, weil sie allein genügt, um auf das Vorhandensein geistiger Abweichungen irgend welcher Art zu schliessen, und weil sie ein allgemein verstandenes Zeichen ist. Will man weiter gehen, so kommt man zur Physiognomik im engeren Sinne des Wortes. Das physiognomische Urtheil bezieht sich in erster Linie auf moralische Eigenschaften und erschliesst besonders aus der Art der Hässlichkeit moralische Abweichungen. Einem annähernd normal gebildeten Gesichte gegenüber sind wir ziemlich rathlos, nur der Ausdruck der Augen und das Mienenspiel geben zuweilen Aufschluss. Dagegen beurtheilen wir hässliche Gesichter, auch da, wo es nur gefühlsmässig geschieht, oft mit auffallender Bestimmtheit und Uebereinstimmung. Ob ein schöner Mensch gutmüthig sei, das ist oft schwer zu sagen, dagegen tragen viele hässliche Gesichter den Stempel der Gutmüthigkeit so unverkennbar, dass gar niemand zweifelt. Aehnlich ist es mit der Brutalität, der Treulosigkeit, der Verschlagenheit u. s. w. Man spräche doch nicht allgemein vom „ehrlichen Gesicht“ oder vom „Spitzbubengesicht“, wenn es nichts derart gäbe. Nur spricht das Urtheil nicht jedem Gesichte gegenüber. Wie thatsächlich die Mehrzahl der Menschen moralisch ziemlich indifferent ist und ihr Verhalten hauptsächlich von den Umständen abhängt, wie nur die Minderzahl sich eines Charakters im prägnanten Sinne des Wortes erfreut, so trägt auch nur die Minderzahl deutlich erkennbare Züge. Es ist nicht möglich, hier des Näheren auf diese Dinge einzugehen, aber ich musste wenigstens hinweisen auf die bedeutsamen Beziehungen der Physiognomik zur Lehre von der Entartung.

Etwas festeren Boden haben wir unter uns, wenn wir aus der Form des Kopfes, soweit er Gehirnschädel ist, Schlüsse auf geistige Abweichungen zu ziehen suchen. Auch hier ist die Frage, ob aus abnormer Form nur die Entartung im Allgemeinen zu erschliessen sei, oder ob die Art der inneren Abweichung sich von aussen erkennen lasse. Ich habe schon oben auf den Sinn der Kephaloskopie hingewiesen; findet sie Bewährung, so muss sie auch für abnorme Zustände bedeutungsvoll werden. Bei der Unsicherheit aber, die jetzt noch über diese Dinge herrscht, empfiehlt es sich, ihre Erörterung der Zukunft zu überlassen. Leichter sind abnorme Formen zu beurtheilen, sofern man in ihnen nur ein Signal abnormer Gehirnbeschaffenheit überhaupt erblickt. Die Schwierigkeit liegt auch hier in der Abgrenzung geringer Entartung gegen die Variationen des Normalen. Dass beträchtliche Abweichungen in den allgemeinen Grössenverhältnissen des Kopfes Entartung bedeuten, das bezweifelt niemand. Uebergrosse Köpfe spielen keine grosse Rolle, denn sie sind fast immer Wirkung bestimmter Krankheiten. Dagegen ist ein Kopfumfang, der um ein Geringes unter der Norm bleibt, ein häufiges und wichtiges Zeichen der Entartung. Grobe Asymmetrie lässt mit Bestimmtheit auf abnorme Geistesbeschaffenheit schliessen. Geringe Verschiedenheiten zwischen rechts und links sind kaum zu verwerthen. Vollkommen symmetrisch ist kein Kopf und überdem würde beim vollentwickelten Menschen vollkommene Symmetrie auf abnorme Verhältnisse schliessen lassen. Wir wissen, dass die Steigerung der geistigen Fähigkeiten zur Asymmetrie führt. Das Thier ist symmetrischer als der Mensch und der rohe Mensch symmetrischer als der gebildete. Die Bevorzugung der linken Gehirnhälfte und der rechten Muskeln ist allen Menschenarten eigen und je höher die Gehirnverfeinerung kommt, um so stärker scheint das Uebergewicht der linken Hemisphäre zu werden. Es ergiebt sich daraus, dass die geistige Entwickelung nicht in's Unbegrenzte reichen kann und dass sie ihrer Natur nach bei einer gewissen Höhe zur Abnormität wird. Natürlich rührt nicht jede kleine Asymmetrie von geistiger Entwickelung her, aber das Urtheil wird oft unbestimmt bleiben, da auch die sozus. physiologische Asymmetrie nicht immer links ist, oder wenn sie es auch ist, doch compensatorische Veränderungen die Auffassung erschweren können. Leichter sind die doppelseitigen Abweichungen von der Norm zu beurtheilen. Niemand wird bezweifeln, dass eine auffallende Abflachung des Vorder- oder des Hinterkopfes, die sog. Scheitelsteilheit, eine tiefe Grube zwischen Scheitel- und Hinterhauptbein, die sog. Schläfenenge und Aehnliches Zeichen der Entartung seien, wenn sie vielleicht auch noch mehr bedeuten. Die Rhachitis scheint beim Schädel nicht so wichtig

zu sein, wie man oft geglaubt hat, denn bei der gewöhnlichen leichten Rhachitis wird der Schädel selten verändert und auch da, wo während der Krankheit die Schädelknochen betheiligt sind, scheint die Wachsthumskraft des Gehirns die Oberhand zu behalten. Nicht die Form der Kapsel wird verändert, nur die Oberfläche des Knochens wird uneben, d. h. die physiologischen Unebenheiten werden vergröbert. Auch beim Schädel muss übrigens betont werden, dass normale Form nicht gegen Entartung spricht.

Ueberaus merkwürdig ist die Thatsache, dass die abnorme Form der Ohrmuschel ein häufiges Zeichen der Gehirnentartung ist. Man hat die einzelnen Abweichungen der Ohrmuschel sehr genau studirt: übermässige Grösse, Abstehen vom Kopfe, Fehlen des Ohrläppchens, Fehlen der Wölbungen des Ohrknorpels, Spitzohr u. s. w. Immer kann man nur schliessen, dass irgend etwas im Gehirn nicht in Ordnung ist, auf die Art der inneren Abweichung deuten die einzelnen Formen nicht. Sch. und seine Verwandten zeigen, dass auch bei Entarteten ganz normale Ohrmuscheln vorkommen.

Weniger wichtig sind die anderen am Kopfe zu findenden Zeichen. Es kommen in Betracht abnorme Form des Unterkiefers und des Gaumens, abnorme Form und Beschaffenheit der Zähne, der Haut und ihrer Anhänge. Der Unterkiefer hat grosse physiognomische Bedeutung: ein grober, massiver Unterkiefer mit scharfen Ecken scheint auf Gewaltthätigkeit zu deuten. Die abnorme Wölbung des Gaumens dagegen deutet nur Entartung im Allgemeinen an. Das letztere scheint auch von ungewöhnlicher Form und Einpflanzung der Zähne zu gelten. Der frühzeitige Zerfall der Zähne ist offenbar ein weitverbreitetes Zeichen der mit der sogen. Civilisation wachsenden Widerstandsunfähigkeit. Mir fällt besonders bei Nervösen die Mangelhaftigkeit des Gebisses auf. Einzelne freilich wie Sch. zeichnen sich gerade durch schöne und dauerhafte Zähne aus. Bezüglich der Hautgebilde sind besonders zu erwähnen die bleiche Farbe des Gesichtes und die Bartlosigkeit. Beide Veränderungen gehören zu den Zeichen der Entartung, aber ich glaube nicht, dass man in ihnen einen Ausdruck bestimmter geistiger Zustände sehen dürfe, wie man wohl geglaubt hat. Abnorme Fülle des Haupthaares dürfte nur dann, wenn sie mit Verkümmerung des Bartwuchses zusammentrifft, eine Bedeutung haben. Noch könnte man auf die Asymmetrie des Gesichtes hinweisen. Sind im engeren Sinne krankhafte Zustände, wie Torticollis, ausgeschlossen, so deutet eine deutliche Asymmetrie wohl auf Entartung, geringe Grade aber sind so allgemein, dass man ihnen nicht viel Bedeutung zuschreiben kann.

Am übrigen Körper zeigt sich die Entartung hauptsächlich an den

„Körperenden“, Händen, Füssen und Geschlechtstheilen. Insbesondere die Hand hat eine eigene Sprache und man könnte wohl auch von einer Chirognomik reden. Auch hier wird man unterscheiden müssen zwischen dem allgemeinen Hinweise auf geistige Abnormität und der Erschliessung bestimmter Geistesabweichungen. Sehen wir von der letzteren ab, so kann man wie beim Gesichte alle Abweichungen unter dem Begriffe der Hässlichkeit zusammenfassen: die zu lange Hand mit Spinnenfingern, die grobe breite Tatze, die knochige, zu harte Hand, die zu weiche, anscheinend knochenlose Hand, die feuchte Hand, die kalte Hand u. s. f.

Ausser der Missgestaltung einzelner Theile ist noch das Missverhältniss der Theile zu einander zu beachten, das auf Grund des Canons zu beurtheilen ist. Endlich kommt die abnorme Beschaffenheit der willkürlichen oder halbwillkürlichen Bewegungen (natürlich hier abgesehen von ihrem Inhalte) in Betracht, deren Ungeschicktheit, Plumpheit, Verzerrung, kurz Hässlichkeit.

Nach dieser flüchtigen Uebersicht über die körperlichen Signale der geistigen Entartung wäre zu fragen, wie ist denn nun der Geisteszustand des Entarteten beschaffen? Es ist Magnan's unvergängliches Verdienst, zuerst auf diese Frage eine klare Antwort gegeben zu haben. Er sagt, man müsse bei den oberen Entarteten unterscheiden zwischen der primären Geistesbeschaffenheit, dem Grundzustande, und den secundären Bildungen, den „Syndromen“, die auf jenem Grunde erwachsen und als Formen geistiger Störungen bekannt sind. Diese Unterscheidung ist die Hauptsache, an ihr ist festzuhalten, wenn auch Magnan's Lehren sonst der Ergänzung und Berichtigung bedürfen mögen. Stellen wir uns auf den rein ärztlichen Standpunkt, so sind uns die Syndrome das Wichtigste, denn sie eben bringen den Entarteten zum Arzte, machen ihn zu dessen Objecte. Treten wir aber auf den allgemein-menschlichen Standpunkt, fassen wir den Menschen nicht als Object ärztlicher Behandlung auf, sondern als Glied der menschlichen Gesellschaft, so erscheinen die Syndrome als Nebensache, die da sein oder fehlen kann, in der Mehrzahl der Fälle vielleicht fehlt, der Grundzustand aber als das eigentlich Wichtige. Soweit ein Wort die Sache ausdrücken kann, mögen Instabilität oder Disharmonie Namen für den Grundzustand des Entarteten sein. Sind die Massen eines Systems so vertheilt, dass nach Anstössen Rückkehr zur primären Lage stattfindet, so haben wir das stabile Gleichgewicht. In diesem Sinne kann man den Entarteten instabel, im labilen Gleichgewichte befindlich oder déséquilibré nennen. Man kann aber auch auf die Vergleiche aus der Mechanik verzichten und den einfachen Ausdruck Disharmonie vorziehen. Im normalen Menschen müssen auch in geistiger Beziehung bestimmte Grössenverhältnisse ge-

geben sein; finden wir falsche Proportionen, so ist das normale Verhalten, die Harmonie aufgehoben. Wie dies zu verstehen sei, soll nachher erläutert werden. Auf jeden Fall setzt das Auftreten der Syndrome einen abnormen Geisteszustand voraus, denn die Bedingungen, unter denen diese auftreten, würden beim normalen Menschen keine zureichende Ursache abgeben. Die Syndrome sind die aus der Psychiatrie bekannten Formen der endogenen Geistesstörungen: das intermittirende Irresein mit seinen Unterformen, die Paranoia, die Melancholie, die Hypochondrie, die von den Franzosen sog. Obsessions, d. h. Zwangsdenken, Zwangsempfinden, Zwangshandeln, die Formen der „Phobie", die Hysterie, die Nervenschwäche u. s. w. Alle sind durch Uebergänge verbunden, sodass sich die Möglichkeit vieler Spaltungen ergiebt. Alle entstehen bald ohne nachweisbare Ursache, bald auf Anlässe hin, die von einer causa sufficiens weit verschieden sind. Nicht nur sind diese sog. Ursachen, wie Ueberanstrengung, Gemüthsbewegung, beliebige körperliche Krankheiten im engeren Sinne, so beschaffen, dass sie bei normalen Menschen keine Syndrome bewirken, sondern auf dieselben Anlässe folgt bald dieses, bald jenes Syndrom, bez. die verschiedensten Anlässe werden mit der gleichen Zuversicht als Ursache eines Syndroms bezeichnet. Es ist also ersichtlich, dass die Hauptbedingung vorher da sein muss, diese aber kann nichts anderes sein, als die Beschaffenheit des Geistes oder des Gehirns vor dem Auftreten des Syndromes. Die geistigen Krankheiten kommen zu Stande, weil die Erkrankenden Entartete sind. Sie sind ein Epiphänomenon, etwas Secundäres. Ob sie erscheinen oder nicht, das hängt offenbar bald von der Beschaffenheit des primären Zustandes ab, bald aber von den Ereignissen des individuellen Lebens, und je nach der Beschaffenheit des letzteren kann von zwei gleich Entarteten der eine krank werden, der andere „gesund" bleiben. Wenn in der Welt der Patienten die Syndrome die Hauptsache zu sein scheinen, der Grundzustand nur nebenbei berücksichtigt wird, so ist das begreiflich. Der denkende Arzt aber lenkt seinen Blick aus der Enge der Krankenstube hinaus auf das Treiben der Welt und sieht, dass da, wenn auch die Syndrome fehlen, die geistige Entartung doch vorhanden ist. Nicht, dass jene immer ganz fehlen, aber oft sind sie nicht grossen Aufhebens werth. Ich erinnere an Freund Sch. Er zeigt nervöse Reizbarkeit und Schwäche, die Spinnenfurcht ist ein kleines Stigma, aber was wollte das alles heissen, wäre der Grundzustand nicht da. Nicht wegen seiner Nervosität, sondern wegen der Disharmonie seines geistigen Wesens ist er unser Mann. Sein Mangel an Muth, an Energie und Leidenschaft ist die grösste Lücke seines Wesens.

Will man das erfassen, worauf es ankommt, so muss man von einer richtigen Psychologie ausgehen. Einseitiger Intellectualismus, allerhand

Vorstellungen von der „Einheit der geistigen Thätigkeit“ und andere Schulgespenster erschweren die Sache. Im gewöhnlichen Leben hat man viel richtigere Auffassungen, als in der Schule. Da fragt man nicht zuerst, wenn es sich um die Beurtheilung eines Mannes handelt, ob er rasch oder langsam, so oder so associire, sondern man fragt, ob er gutherzig, ehrlich, muthig, beständig u. s. w. sei, oder nicht. Das Volk weiss nicht nur, dass der Charakter der Kern des Menschen ist, sondern auch, dass dieser sogenannte Charakter keine Einheit ist, dass vielmehr die einzelnen Eigenschaften eine gewisse Selbständigkeit besitzen, dass diese stark, jene schwach sein kann, ja die wunderlichsten Mischungen und Widersprüche eine Thatsache sind. Auch die wissenschaftliche Betrachtung darf deshalb, weil die Charaktereigenschaften einer „exacten“ Behandlung mehr Schwierigkeiten machen, als elementare Vorstellungsverknüpfungen, nicht jene bei Seite lassen. Der Theoretiker kann thun, was er will, wir aber haben es mit dem ganzen Menschen zu thun und müssen ihn nehmen, wie er ist. Mag eine psychologische Analyse der Charaktereigenschaften möglich sein oder nicht, die Empirie behält ihr Recht, denn die durch bestimmte sprachliche Ausdrücke fixirten Eigenschaften sind einmal da und haben bestimmte Verhältnisse zu einander. Halten wir uns also an das Thatsächliche, so müssen wir den Menschen als einen Föderativstaat auffassen. Wir müssen das Wesen des Menschen als eine Gruppe von Trieben ansehen, durch deren Zusammenwirken der Charakter entsteht. Das, was der Mensch will, wonach er instinktmässig und ernstlich verlangt, das charakterisirt ihn. Da aber niemals das Streben nur ein Ziel hat, zum mindesten Nahrungstrieb und Geschlechtstrieb zu unterscheiden sind, so kann man nicht *den* Willen, sondern *die* Willen (s. v. v.) als des Menschen Kern bezeichnen. Es ist nicht zu verkennen, dass von diesem Gesichtspunkte aus die Erkennung des Individuum sehr schwer wird. Denn abgesehen davon, dass die Menschen das, was sie im Grunde wollen, oft genug mit aller Anstrengung zu verhüllen suchen, sie wissen es selbst oft nicht. Nur durch die Einwirkungen des Schicksals wird herausgebracht, was denn eigentlich im Menschen steckt, und nicht selten werden während des ganzen Lebens die Ereignisse nicht eintreten, die das Verborgene offenbaren können. Bedenken wir dies, so bleibt die Hauptquelle der Erkenntnis die Lebensgeschichte, so sinkt die Untersuchung, die wir selbst mit unserem wissenschaftlichen Kleinkram anstellen können, auf eine geringe Werthstufe. Aber trotz dieser und noch anderer Schwierigkeiten muss es unser Bestreben sein, die Grundtriebe eines gegebenen Menschen zu erkennen, da alles andere doch die Hauptsache nicht trifft, ja vieles in Wirklichkeit nur Spielerei ist.

Jene Schwierigkeiten sollen eben durch den früher besprochenen

Canon in einem gewissen Grade beseitigt werden. Indessen kann man doch schon jetzt einiges sagen. Wir wissen, dass alle Menschen dieselben Hauptwindungen des Gehirns haben, wir dürfen voraussetzen, dass sie auch alle geistigen Haupteigenschaften gemein haben, dass nur ein Mehr oder Minder den Unterschied mache. Wie man die Eigenschaften analysire, das ist zunächst weniger wichtig, wenn man sich nur über die Namen einigt. In einer gegebenen Gruppe von Menschen wird man unschwer den gemeinsamen Typus erkennen, insbesondere werden die, die unter den gleichen Lebensbedingungen stehen, mit Bestimmtheit wissen, ob einer von ihnen atypisch ist. Sie beobachten den Einzelnen in geschlechtlicher Hinsicht, als Familien-, Gemeindeglied, in seinem Berufe u. s. f., und das Urtheil bezieht sich dann auf Geschlechtlichkeit, Wohlwollen, Treue, Muth, Kraft, Vorsicht, Eitelkeit, Schlauheit, Scharfsinn, etwaige Talente, Eigenschaften, die wohl nie vollständig aufgezählt werden, auch verschieden benannt oder combinirt werden, aus denen aber doch jedes geistige Porträt bestehen muss. Findet sich irgendwo ein auffälliges Minus oder Plus, so heisst es, der Mann ist „aus der Art geschlagen". Das wissenschaftliche Verfahren kann sich von diesem populären Verfahren vorläufig nur durch grössere Sorgfalt- und Vollständigkeit unterscheiden, die Methode aber bleibt dieselbe: Beobachtung des Menschen in seinen Lebensbeziehungen und Erschliessung der in ihm wirkenden Triebe aus seinen Handlungen. Das Verhältniss der einzelnen Eigenschaften zu einander, wie es in einer grossen Zahl von Beobachtungen gefunden worden ist, gilt als Harmonie oder Gleichgewicht. Disharmonie entsteht dadurch, dass einzelne Eigenschaften sehr schwach, andere sehr stark sind. Es mag sein, dass auch qualitative Verbildungen der Triebe vorkommen, in der Hauptsache werden die abnormen Grundzustände sich auf Atrophie und Hypertrophie der einzelnen Eigenschaften zurückführen lassen, und zwar wird in der Regel beides vorhanden sein, derart, dass Ueberschüsse hier Lücken dort fordern. Man wird erst dann von Verlust des Gleichgewichtes oder Disharmonie sprechen, wenn die Verschiebung eine gewisse Grösse erreicht hat und bei dem jetzigen Stande der Dinge wird der Eine da schon Entartung annehmen, wo der andere noch physiologische Schwankungen erblickt. Solche Meinungsverschiedenheiten sind kein Unglück und mögen bestehen, wenn nur anerkannt wird, dass die Disharmonie bei einem gewissen Grade Entartung ist, auch ohne dass Syndrome nachzuweisen sind.

Geht man von der richtigen Anschauung aus, so gewinnen die einzelnen Aufgaben der Entartungslehre vielfach ein neues Aussehen. Zwei Fragen besonders haben die Aufmerksamkeit gefesselt, die nach dem verbrecherischen und die nach dem genialen Menschen. Ob es ge-

borene Verbrecher giebt, d. h. Menschen, deren Organisation so mangelhaft ist, dass die Motive, die erfahrunggemäss die normalen Menschen zur Beobachtung der gegebenen Vorschriften bringen, bei ihnen versagen, die infolgedessen trotz Androhung und Strafe immer wieder mit den Gesetzen in Conflict kommen, das ist ungefähr der Sinn der ersten Frage. Es versteht sich von selbst, dass nicht jedes Verbrechen als solches die entartete Beschaffenheit des Thäters darthun kann. Liegt noch nicht eine Reihe von Strafthaten vor, so wird zunächst nach der Stärke des Motives zu fragen sein. Wahrscheinlich giebt es Bedingungen, unter denen jeder zum Verbrecher wird, auf jeden Fall ist die Mehrzahl der Menschen so beschaffen, dass unter ungünstigen Umständen ihre Widerstandskraft nicht ausreicht: Noth, Verführung, heftige Affecte u. s. w. Indessen wird beim Durchschnittsmenschen die strafbare Handlung den Umständen angemessen sein, er wird nur stehlen, wenn er sich nicht anders helfen kann, und er wird nicht weiter gehen, als nöthig ist, wird immer die geringere Strafthat vorziehen. Finden wir kein Motiv, das auch den Durchschnittsmenschen bewegen könnte, finden wir Raffinement, Bosheit, Brutalität, so muss uns das stutzig machen, denn die Erfahrung zeigt, dass unter unseren Durchschnittsverhältnissen die grosse Mehrzahl der Menschen nicht straffällig wird, dass ihre Bosheit vor dem Gesetze halt macht und Gewaltthaten vermieden werden. Die verbrecherischen Ausnahmemenschen müssen also eine abnorme Beschaffenheit haben, und zwar können entweder aus ihrer Natur sich ungewöhnlich starke Motive zum Verbrechen ergeben, oder es können die dem annähernd Normalen eigenen Hemmungen fehlen. Die Beobachtung zeigt, dass jenes allein relativ selten der Fall ist, denn wenn auch die populäre Meinung geneigt ist, in den Verbrechern Kraftnaturen zu sehen, so sind diese doch in Wirklichkeit gewöhnlich verkümmerte Wesen. Die Hauptdefecte sind wohl der Mangel an Mitgefühl und der an Vorsicht, anders ausgedrückt Herzlosigkeit und Leichtsinn. Treten Gewaltthätigkeit und Grausamkeit dazu, so entsteht der Mördertypus, während andernfalls Diebe, Fälscher, Hehler zu Stande kommen. Natürlich darf man nicht glauben, dass die Verbrecher-Naturen nur in den Gefängnissen zu finden seien. Fehlt der Leichtsinn und sind die übrigen Geisteskräfte gut entwickelt, so entstehen trotz Herzlosigkeit, Gewaltthätigkeit u. s. w. nicht Sträflinge, sondern hohe Beamte, Staatsmänner, Feldherrn, wohl auch Gelehrte. Beide Classen zeichnen sich durch stark entwickelte Eitelkeit aus. Die juristischen Verbrecher, wenn man so sagen darf, stehen gewöhnlich intellectuell sehr niedrig, sie sind trotz ihrer Schlauheit nicht nur leichtsinnig, sondern auch dumm. Aber ihr Schwachsinn ist durchaus nicht das Wesentliche.

Ob neben moralischen Defecten regelmässig Schwachsinn vorhanden ist oder nicht, das könnte eine Thatfrage sein. Die Behauptung aber, jene seien immer Wirkung des Schwachsinnes, ist ungeheuerlich. Es ist mir geradezu schmerzhaft, dass ich neulich in einem sonst guten Buche folgende Begründung lesen musste: „Denn die moralischen Vorstellungen sind das Product eines complicirten associativen Vorgangs.“ Hier wird der Rationalismus der Herren Association-Psychologen komisch, denn Jeder, der nicht gerade Psychologie treibt, weiss, dass die Herzensgüte vollständig unabhängig von der sogenannten Intelligenz ist, oft klein, wenn diese gross, und umgekehrt, dass es bei den anderen Trieben, von denen unser moralisches Verhalten abhängt, gerade so ist, dass mithin die Moralität unabhängig ist von jeder individuellen Association.

Wenn die Verbrecher als Defectmenschen, als Entartete bezeichnet werden, so hört man den Einwurf, das heisse Moral und Recht bekämpfen, denn wenn es so wäre, so müssten die Verbrecher nicht bestraft, sondern als Kranke behandelt werden. Das ist zum Theile Missverständniss, zum Theile Wortstreit. Dass das Verhalten des Wolfes aus seiner Organisation hervorgeht, bezweifelt kein Mensch; man nimmt die Thiere wie sie sind und behandelt sie danach. So unbefangen sollten wir auch den Menschen gegenüber sein. Die Verbrechen sollen nach Möglichkeit verhütet werden. Dazu gehört erstens, dass man ihre Gelegenheitursachen (bes. Alkohol, Müssiggang, Noth) bekämpft, denn die verbrecherische Anlage macht noch nicht den Verbrecher und andererseits werden Viele, bei denen jene Anlage gering ist, durch die Gelegenheitursachen zu Verbrechern. Sodann müssen die verbotenen Handlungen mit Strafe bedroht sein. Es ist eine ganz verkehrte Auffassung, als wirkte das Strafgesetz nicht abschreckend auf die verbrecherischen Naturen. Nur bei einer gewissen Stärke der Entartung einerseits, der Gelegenheitursachen andererseits ist die Furcht vor Strafe kein genügendes Gegenmotiv. Es giebt da nur Gradunterschiede, und fielen die Strafgesetze weg, so würden die meisten Menschen jetzt verbotene Handlungen begehen. Eben deshalb kann man den Verbrecher nur aus der That erkennen, denn die That allein zeigt, was im Menschen steckt, ohne That giebt es nur Vermuthungen, Wahrscheinlichkeiten. Natürlich muss auf die That die Strafe folgen, denn ein Strafgesetz ohne Strafe wäre ein Unsinn. Insoweit verlangt unsere Auffassung nichts principiell Neues. Der Entartete, sofern er nicht geisteskrank im Sinne des Gesetzes ist, muss die Folgen seiner That tragen, wie jeder andere. Das Neue, was man verlangen muss, ist nur das, dass die Strafe zweckmässig sei. Fasst man sie als Rache oder Sühne auf, so müssen verkehrte Folgen herauskommen, sieht man in ihr ein nothwendiges

Uebel zur Zurückdrängung schlechter Triebe einerseits, zum Schutze der Gesellschaft andererseits, so wird man Festigkeit ohne Grausamkeit erlangen und die Strafmittel finden, die den relativ besten Erfolg versprechen. Das ist allerdings ersichtlich, dass unsere jetzigen Strafarten nicht das leisten, was sie sollen. Man wird in Zukunft von unnützen Quälereien, wie die Isolirhaft eine ist, absehen, man wird auch nicht die verschiedensten Sträflinge zu Verbrecherschulen vereinigen und nach vollendeter Strafzeit den Verbrecher in die absolute Freiheit hinausstossen. Daran muss man festhalten, dass der Verbrecher durch seine That sein Recht auf Freiheit verwirkt, er zeigt, dass er ohne Schaden sich nicht überlassen bleiben darf. Weil er sich selbst unnütz macht, muss er überwacht und zu nützlicher Thätigkeit gezwungen werden. Dabei aber ist eine weitgehende Individualisirung nöthig, die das Gegentheil von gleichmässiger Einsperrung aller Straffälligen bildet, und eine Abstufung der Ueberwachung, die die Freiheit, wo diese überhaupt noch angebracht ist, nur allmählich erreichen lässt. An der Todesstrafe ist festzuhalten, aber nur für Mörder. Der Mörder ist dem Wolfe gleichzuachten; seine Abweichung ist so gross, dass seine Existenz sich mit der der Gesellschaft nicht verträgt. Immerhin ist auch beim Tödten jede Rohheit zu vermeiden, denn es soll nicht Leiden erzeugen, es soll nur das ganz Untaugliche beseitigen.

Kann einerseits die Entartung durch Verkümmerung wichtiger Triebe zu der Disharmonie der geistigen Kräfte führen, aus der das Verbrechen entspringt, so sehen wir auf der anderen Seite die Harmonie aufgehoben durch die mächtige Entwickelung einzelner Fähigkeiten, die als Gewinn zu betrachten ist. Bringt man die Genialität, oder die ungewöhnlich grosse geistige Begabung überhaupt, in Beziehung zur Entartung, so kann man mit Sicherheit Ausbrüche der Entrüstung erwarten. Wir lassen unsere Helden nicht entwürdigen, heisst es, Genie ist Kraft und Gesundheit und nur eine kraftlose, krankhafte Denkart kann das Gegentheil behaupten. Vielleicht darf man zunächst erwidern, dass hier das Spiel mit Begriffen überhaupt nicht zu brauchbaren Ergebnissen führen möchte. Die Erörterung dieser Dinge ist ursprünglich nicht von Begriffen ausgegangen, sondern von der Beobachtung, dass man an den Menschen, die für Genies oder Helden gehalten werden, auffallend oft krankhafte Erscheinungen wahrnimmt. Nun entsteht die Frage, wie ist das zu verstehen? Eine Antwort sucht die Hypothese zu geben, dass das Genie auf einer Störung der normalen Proportionen beruhe und dass der disharmonische Grundzustand die Entwickelung der als krankhaft bezeichneten Zustände begünstige. Obwohl das Kraftcapital der einzelnen Menschen beträcht-

lich verschieden ist, so ist es doch ersichtlich, dass in der Regel bei ungewöhnlichen Leistungen nicht alle Fähigkeiten gesteigert sind, sondern nur einige, dass neben ihnen andere nur als normale oder gar unternormale vorhanden sind. Auch wenn man annehmen wollte, dass alle geistigen Fähigkeiten vermehrt seien, so wäre es doch möglich, dass zwischen ihnen, bez. den entsprechenden Gehirntheilen, und dem übrigen Menschen ein Missverhältniss bestünde. Inwieweit nun die das Genie auf Disharmonie beziehende Hypothese berechtigt sei oder nicht, das ist doch eine reine Thatfrage. Man kann unbedenklich zugeben, dass ein genialer harmonischer Mensch denkbar sei und dass man nur auf den Nachweis warten wolle. Aber man darf nicht leugnen, dass, soweit die Erfahrung reicht, die Disharmonie nachzuweisen ist, und zwar umso deutlicher, je vollständiger unsere Kenntnisse sind. Gerade bei den Menschen, die, sei es als Genies im engeren Sinne, sei es als Helden, in der ersten Reihe stehen, sind neben ihren grossen Eigenschaften unverkennbare Defecte vorhanden und bei manchen von ihnen sind auch Syndrome vorhanden gewesen, die auf den abnormen Grundzustand hinweisen. Fasst man die Sache in der hier dargelegten Bedeutung auf, so dürfte das Anstössige verschwinden. Es liegt an den Grenzen der menschlichen Natur, dass ein Uebermaass nur in der einen oder anderen Richtung vorhanden sein kann, die fabelhaften Uebermenschen giebt es nicht und auch die Helden sind nur Menschen, die ihren Zoll an menschlicher Schwäche zahlen müssen. Die genialen Menschen selbst haben uns oft gesagt, dass das Genie theuer bezahlt werden müsse, dass sein Träger auf vieles verzichten müsse und ein Fremdling unter den Menschen sei. Der tiefste Grund dieser alten Klagen ist die innere Disharmonie selbst, zu der freilich die äussere Disharmonie, das Missverhältniss zur Umgebung hinzutritt.

Ueberblickt man nun das weite Gebiet der Entartung, auf das hier einige Schlaglichter geworfen worden sind, so sieht man ohne weiteres ein, dass es sehr geringen Werth hat, Entartung überhaupt zu diagnosticiren. Auch dann, wenn man stillschweigend „des Gehirns“ vorausgesetzt, ist weder die Diagnose der Entartung an sich, noch die schwacher, mittelmässiger, starker Entartung irgend wie ausreichend. Man wird möglichst kleine Gruppen bilden müssen, wenn ein Name etwas sagen soll. Im Grunde aber werden wir immer auf die Historia individui hingewiesen, die Ergründung der Persönlichkeit muss uns die Hauptsache sein.

Indem ich meine Betrachtungen abbreche, spreche ich noch die Bitte aus, sie nicht so anzusehen, als sollte mit ihnen etwas Fertiges oder Abschliessendes gegeben werden. Sie haben nur den Zweck, das Denken anzuregen.

Ueber Mässigkeit und Enthaltsamkeit.[1])

[1]) Die Aufsätze A. und B. sind in der „Internationalen Monatschrift zur Bekämpfung der Trinksitten“ 1899 erschienen, wo auch die Entgegnungen zu finden sind (1899—1900).

A. Alle anständigen Leute sind gegen die Trunksucht, aber die einen nehmen die Sache ernstlicher als die andern, und die Mittel sind verschieden. Diese da wollen von directer Bekämpfung nichts wissen, erwarten alles Heil von einer Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse, jene wollen direct vorgehen, sehen aber nur „die Branntweinpest“ u. s. w. u. s. w. Auch unter denen, die zur directen Bekämpfung des Alcoholismus überhaupt entschlossen sind, kann man verschiedene Richtungen unterscheiden, besonders die Mässigen und die Enthaltsamen. Die ersteren sind bei uns hauptsächlich durch den Verein gegen den Missbrauch geistiger Getränke, die anderen durch den Alcoholgegnerbund und durch die Guttempler vertreten. (Eine besondere Stellung nimmt das „Blaue Kreuz“ ein.) Beide Parteien wollen dasselbe, d. h. Aufhören der durch den Alcohol hervorgerufenen Schädigungen, sie sind nur insofern verschieden, als die einen glauben, dass das Ziel erreicht werden könne, wenn trotz mässigen Gebrauches der Missbrauch aufhöre, als die anderen der Ueberzeugung sind, dass der Gebrauch nothwendig zum Missbrauche führe, dass deshalb der Gebrauch überhaupt aufhören müsse. Diese Verschiedenheit der Meinungen hat oft zu recht lebhaften Auseinandersetzungen geführt. Die Mässigen werfen den Enthaltsamen vor, dass sie die gute Sache durch ihre überspannten Forderungen schädigen, dass der, der zu viel verlange, gar nichts erlange, dass die Enthaltsamkeit gegen die Natur sei, dass sie besonders in die deutschen Verhältnisse nicht passe, eine englisch-amerikanische Schrulle sei u. s. f. u. s. f. Die Enthaltsamen aber erwidern den Mässigen, dass Mässigkeit ein Gummi-Begriff sei. Jeder halte sich für mässig und Niemand könne sagen, wann die Mässigkeit in die Unmässigkeit übergehe. Ja, es heisst sogar: die Mässigen sind die Verführer. Dieses harte Wort hat folgenden Sinn: der Alcohol hat, wie andere narcotische Stoffe, die Eigenschaft, dass sein Gebrauch zur Sucht führen kann, weil durch das Trinken der

Wunsch nach weiterem Trinken erweckt wird und weil Gewöhnung eintritt, sodass immer grössere Mengen zur Stillung des Bedürfnisses nöthig werden. Ob ein Narcoticum im einzelnen Falle zur Sucht führt, das hängt vom Character des Menschen ab. In jeder grösseren Gruppe sind Menschen mit widerstandsunfähigem, süchtigem Character, folglich muss, wenn alle in ihr mässig trinken, ein Theil mit der Zeit unmässig werden. Also nöthigen die, die das Beispiel mässigen Trinkens geben, auch dann, wenn sie selbst mässig bleiben, die „schwachen Brüder" zur Unmässigkeit. Ferner weisen die Enthaltsamen darauf hin, dass die Lauheit nie und nirgends den Sieg davon trage, sie werfen den Mässigen vor, dass ihre Erfolge erbärmlich gering seien, zeigen mit Stolz auf die Siege der Enthaltsamen in Skandinavien und den englisch-redenden Völkern, auf das Aufblühen der Abstinenz-Bestrebungen in Deutschland selbst.

Seit Jahren sehe ich mit Missvergnügen dem Streite der feindlichen Brüder zu. Einigkeit macht stark. Können wir nicht zu ihr gelangen? Je mehr ich mir die Sache überlege, um so mehr komme ich zu der Ueberzeugung, dass der Streit unnöthig ist, dass gegenüber den praktischen Verhältnissen eine Einigung sehr wohl zu erzielen ist, dass die theoretischen Differenzen verschwinden, wenn man greifbare Ziele verfolgt, dass es viel mehr auf die Energie, als auf die letzten Absichten des Handelns ankommt. Lassen Sie mich diesen Gedanken etwas näher ausführen.

Zu fordern ist, dass die Thatsachen, auf die sich die Kämpfer gegen den Alcoholismus beziehen, rückhaltlos anerkannt werden, d. h. die grosse Schädlichkeit des Alcohols einerseits, seine Nutzlosigkeit andererseits. Im Allgemeinen werden hier Enthaltsame und Mässige übereinstimmen. Im Einzelnen bestehen Unterschiede in der Beurtheilung, die aber nicht aus der Partei-Auffassung abzuleiten sind, sondern sich auf persönliche Ueberzeugung zurückführen lassen. Von grosser Bedeutung sind diese Unterschiede meiner Meinung nach nicht. Es kann ja gar kein Zweifel über das acute und chronische körperliche, intellectuelle und moralische Elend bestehen, das der acute und der chronische Alcoholismus hervorrufen, höchstens kann einer seinen Blick wegwenden und, weil er das Elend nicht sieht, so thun, als wäre es nicht da. Was verschlägt es gegenüber der Grösse der Alcoholschädigungen, wenn nicht alle Gelehrten darüber einig sind, ob diese oder jene krankhafte Organ-Veränderung wirklich oder allein auf den Alcohol zu beziehen ist, wenn die Zahlen der directen und der indirecten Alcohol-Todesfälle in gewissen Grenzen schwanken? Auch über die Nutzlosigkeit des Alcohols sind in der Hauptsache alle Sach-

verständigen einig. Der Alcohol nährt nicht, wärmt nicht, befördert weder die Verdauung, noch die geistige oder körperliche Arbeit. Einzelne Gelehrte halten noch an der Meinung fest, dass ganz kleine Mengen Alcohol ganz vorübergehend die Muskelkraft steigern, oder sonst etwas Gutes machen. Aber diese Erörterungen über einen etwaigen mikroskopischen Nutzen des Alcohols können an jenen hinreichend bewiesenen Verneinungen nichts ändern: praktisch genommen hemmt und schädigt der Alcohol stets die Thätigkeiten unseres Organismus. Auch darüber, dass der Alcohol kein brauchbares Arzneimittel ist, kann, von vereinzelten Fällen abgesehen, nicht mehr gestritten werden. Der alte Aberglaube, dass geistige Getränke in allen möglichen Krankheitzuständen ein Stärkungsmittel seien, ist endgiltig aufgegeben. Es ist richtig, dass ein Theil der Aerzte noch daran glaubt, dass bei manchen acuten Krankheiten, wenn Herzschwäche eintritt, der Alcohol das Herz anrege und ihm über die schlimme Zeit weghelfe. Ob es so ist, oder ob eine Täuschung vorliegt (wie ich glaube), das ist eine Frage, die nur die Aerzte angeht und für die sociale Alcoholfrage ganz gleichgiltig ist. Es ist überhaupt ganz verkehrt, Ausnahmefälle in die Erörterung der Principien hineinzutragen. Auch die Enthaltsamen können zugeben, dass in Ausnahmefällen ein Vortheil durch Alcohol erreicht werden kann. Wenn z. B. einer in einer Nacht unter allen Umständen eine schwierige Arbeit erledigen muss, die eigentlich über seine Kräfte geht, so ist es denkbar, dass er mit Hilfe einer Flasche Champagner zu Rande kommt. Zweifellos ist die Arbeit qualitativ schlechter als die ganz nüchtern gethane, aber ohne die Alcohol-Lust würde die Arbeit gar nicht zu Stande kommen. Die Lust hilft hier über den Berg, wie eine Peitsche das Pferd über eine steile Stelle treibt. Man muss nur nicht denken, dass man mit solchen Beispielen viel erreicht. Gift und Schläge bleiben doch ein Uebel. Im Kriege sind eben manche Mittel zulässig, die an sich durchaus tadelnswerth sind und die in Friedenszeiten nicht angewendet werden dürfen.

Bis hierher besteht also keine Differenz zwischen den Enthaltsamen und den Mässigen. Alle erkennen an, dass der Alcohol unendlich viel schadet und abgesehen von der Lust, die er gewährt, nichts oder doch soviel wie nichts nützt.

Auch insofern können beide Parteien zusammengehen, als die besonnenen Enthaltsamen zugeben werden, dass wirklich mässiger Alcoholgenuss an sich nichts schadet. Kein Verständiger wird behaupten, dass ein sonst gesunder Mensch krank werde, wenn er täglich ein oder zwei Glas Bier trinkt, oder leugnen, dass zuweilen ziemlich beträcht-

liche Alcoholmengen ohne wahrnehmbaren Schaden vertragen werden. Wir wissen alle, dass der Mensch gut gearbeitet ist und dass der gesunde Mensch recht viel aushält. Soweit die Enthaltsamen den kleinen Alcoholgenuss bekämpfen, thun sie es nur deshalb, weil es nach ihrer Ueberzeugung nicht dabei bleibt und wegen der „schwachen Brüder". Ich habe vorhin die Verführungs-Theorie auseinander gesetzt, gestehe aber, dass ich nicht zu ihren überzeugten Anhängern gehöre. Es fehlt hier die Grundlage der Erfahrung. Wir wissen ja gar nicht, wie sich die Sachen gestalten würden, wenn wirklich strenge Mässigkeit eingehalten würde. Soweit unsere Erfahrung reicht, ist der Mensch mit süchtigem Charakter überall von den Beispielen grober Unmässigkeit umgeben, lauert ihm überall die scham- und gewissenlose Verführung auf. Wären unsere Sitten besser, hätten wir eine anständige öffentliche Meinung, die jede Unmässigkeit als verächtlich brandmarkte, so wäre es wahrscheinlich mit der Verführung durch die Mässigen nichts, so würde es sich zeigen, dass nur einige wenige Menschen von vornherein krankhafter Geistesbeschaffenheit in Gefahr geriethen. Man soll doch nicht vergessen, dass in der Wirklichkeit die Verführung durchaus nicht unabsichtlich ist, dass vielmehr die Habsucht der Wirthe und Händler sehr planmässig vorgeht, dass unsere erbärmlichen Trinksitten die Leute zur Unmässigkeit nicht verlocken, sondern zwingen. Nach alledem kommen mir diejenigen Enthaltsamen, die gegenüber der grauenhaften Wirklichkeit an die Verführung durch einen wahrhaft mässigen Mann denken, etwas phantastisch vor.

Andererseits ist von den Mässigen zu fordern, dass sie den Werth und die Bedeutung der Enthaltsamkeit rückhaltlos anerkennen. Wer wirklich mässig ist, der muss sich freuen, wenn recht viele enthaltsam sind, denn die Enthaltsamkeit ist nur der höchste Grad der Mässigkeit. Es kommt eben nicht nur auf das Reden an, sondern auch auf das Beispiel. Das beste Beispiel aber ist die Enthaltsamkeit und die Mahnung dessen, der enthaltsam ist, wird mehr wirken als die Rede dessen, der, wenn er ausgeredet hat, zu Biere geht. Man muss der Gesellschaft zeigen, dass man ohne Alcohol leben kann, sonst glaubt sie es nicht. Ist jetzt jemand enthaltsam, so erregt er aller Orten Verwunderung, Kopfschütteln, Lachen, Vorwürfe, Missgunst; betrinken kann er sich, so oft er will, wenn er nicht gerade besonderen Anstoss erregt, weigert er sich aber, „Bescheid zu thun", so kann der Narr sehen, wo er bleibt und wer ihn befördern mag. Setzt der Enthaltsame trotz alledem seinen Willen durch, so erweckt er doch Respect, und sein Handeln wirkt schliesslich mehr als alles Reden. Ist die Enthaltsamkeit der Gesellschaft gegenüber wünschenswerth, so ist sie

für einen grossen Theil der Kranken nothwendig. Zunächst für alle Alcoholkranken. Alle Mässigen, die etwas von der Sache verstehen, müssen zugeben, dass überall da, wo der Alcohol Ursache der Krankheit oder auch nur Hilfsursache ist, die sofortige, gänzliche und dauernde Enthaltsamkeit zu fordern ist. Der Kranke muss unbedingt jedem geistigen Getränke und auch den geringsten Mengen entsagen. Hier ist jede Mässigkeit Spiegelfechterei und überdem ist für den Kranken die Enthaltsamkeit viel viel leichter als die Mässigkeit. Die Kranken, von denen hier die Rede ist, sind natürlich zunächst die Trunksüchtigen, aber auch andere, besonders viele Nervenkranke und ein Theil der Herzkranken, sind der Enthaltsamkeit bedürftig. Da nun die Kranken nicht anders zu bewahren sind, als wenn die ganze Anstalt, in der sie verpflegt werden, enthaltsam ist, so ist auch für einen Theil der Krankenanstalten die vollkommene Enthaltsamkeit zu fordern.

Ist über alle bisher erwähnten Punkte Einigung möglich, so bleibt doch noch das eine, dass das letzte Ziel vieler Enthaltsamen die vollständige Unterdrückung des Alcoholgenusses ist. Sie hoffen durch Belehrung des Volkes allmählich dahin zu kommen, dass die Majorität ihnen zustimmt und den Verkauf alcoholischer Getränke untersagt. Abgesehen davon, dass auch die Radikalsten nicht an ein Verbot des Alcoholgenusses selbst denken, vielmehr vor der persönlichen Freiheit Halt machen, liegt es auf der Hand, dass die Local-Option (oder wie man sich die Sache denkt) nicht ohne weiteres erstrebt werden kann, dass sie erst dann erreicht werden kann, wenn vorher ein weiter Weg zurückgelegt worden ist. Wer die deutschen Verhältnisse kennt, der wird nicht daran glauben, dass in absehbarer Zeit die Unterdrückung des Handels mit geistigen Getränken zu erreichen sei. Da also auch für die Radikalen die allgemeine Enthaltsamkeit höchstens ein aus der Ferne winkendes Ideal sein kann, da sie genöthigt sind, zunächst das Erreichbare zu erstreben, so ist practisch zwischen ihnen und allen ernsten Freunden der Mässigkeit keine Kluft. Die nächsten Ziele sind uns allen gemeinsam. Dabei ist es aber Niemand benommen, das letzte Ziel so oder so zu stecken und, wenn es ihm einen Trost gewährt, die Local-Option im Hintergrunde zu erblicken. Bei aller Bedeutung der Enthaltsamkeit hat sie doch nicht allein Werth. Es kommt im Kampfe gegen den Alcoholismus nicht nur auf das Verhalten des Kämpfers, sondern auch auf sein positives Thun an, erst aus beiden Factoren ist sein Werth zu berechnen. Im Verhalten giebt es Stufen und im Thun auch. Im Verhalten ist die unterste Stufe die Mässigkeit, die darin besteht, dass einer sich nicht betrinkt, die höchste die Enthaltsamkeit. Aber wie gesagt, darauf allein kommt es nicht an.

Wer nicht nur ein gutes Beispiel giebt, sondern auch durch Wort und Schrift, durch persönliche Aufopferung und praktische Einrichtungen dem Feinde entgegentritt, der ist die werthvolle Persönlichkeit. Ein Mässiger, der aus diesen oder jenen Gründen die Enthaltsamkeit ablehnt, aber durch sein Wort, oder durch wissenschaftliche Untersuchungen, oder durch Gründung von Trinkerheilstätten, von alcoholfreien Wirthschaften oder sonstwie sich bethätigt, der leistet mehr als ein Enthaltsamer, der nichts thut. Möge man also nicht mehr die Mässigen und die Enthaltsamen einander gegenüberstellen, sondern die Lauen und die Thätigen. Jedem sei sein persönliches Verhalten anheimgestellt, sofern er nur die Sache ernst nimmt. Damit können und sollen die Unterschiede nicht aus der Welt geschafft werden. Mögen die Vereinigungen wie sie sich gebildet haben, weiter bestehen, mögen die einen von ihren Mitgliedern Enthaltsamkeit fordern, die anderen nicht, aber darauf kommt es an, dass die Unterschiede nicht überschätzt werden, dass Geschmacksurtheile und theoretische Meinungsverschiedenheiten nicht höher gestellt werden, als der Ernst der Gesinnung und die Energie des Handelns. Nun scheint freilich die allgemeine Erfahrung zu lehren, dass die Radikalen weiter kommen als die Gemässigten, denn immer sind unter diesen viele lau und ihre träge Masse ist schwer zu bewegen. Ohne ein wenig Fanatismus geht es eben mit den menschlichen Dingen nicht recht vorwärts. Diese Erwägungen gelten im gewissen Sinne auch von den Parteien im Kampfe gegen den Alcoholismus und der gute Wille der einzelnen wird an ihnen nicht viel ändern. Indessen liegt es doch in der Hand der Mässigen, zu zeigen, dass auch mit ihnen nicht zu spassen ist. Die Trinksitten der sogenannten guten Gesellschaft sind meiner Ueberzeugung nach der Hauptfeind. Als Arzt kommt man mit recht verschiedenen Leuten in Berührung und gewinnt ein Urtheil über ihre Sitten. Wenn ich von meiner Erfahrung sprechen soll, so muss ich sagen, die Wohlhabenden sind viel trunksüchtiger als die Armen. Vielleicht trifft man unter diesen die Trunksucht in ihren abschreckendsten Formen, aber häufiger ist sie dort. Unter der Arbeiterbevölkerung begegnet man von Zeit zu Zeit Trunkenbolden, aber die grosse Mehrzahl der Leute ist, wenigstens hier zu Lande, mässig. Jene Trunkenbolde sind gewöhnlich ganz verkommene Menschen, die viel Aufsehen machen; man sieht sie betrunken auf der Strasse, sie kommen als Deliranten in die Anstalten, aber ihre Zahl ist nicht sehr gross, und wenn auch die Fälle von Delirium ziemlich häufig sind, so sind es meist dieselben Kranken. Auch mittlere Unmässigkeit habe ich, abgesehen vom Stande der Wirthe und von den mit ihnen zusammen-

hängenden Leuten, nicht viel gefunden. Anders ist es in den oberen Ständen. Die grobe Völlerei ist freilich in der Regel nur bei den jungen Leuten zu finden, aber hier ist sie auch reichlich zu finden und das ist arg genug. Die Trinksitten der deutschen Studenten sind geradezu ein Schandfleck unseres Volkes. Der sogen. „Bier-Comment" ist eine wahre Scheusslichkeit, und das Heftchen, das ihn darstellt, sollte nach alter Sitte der Henker verbrennen. Das Kommersbuch ist so reich an Schmutz, dass es ebenfalls auf den Index gehört. Seit Jahrhunderten trinken sich jährlich so und soviel deutsche Studenten zu Grunde, und noch mehr gerathen durch den Trunk auf eine tiefe Stufe, werden stumpfe Rüpel. Wann wird dieses greuliche Treiben ein Ende finden? Weniger schlimm, aber schlimm genug sind die Zustände im Heere. Den Studenten und den Offizieren äffen die anderen jungen Leute nach, aber sie fassen nicht die vielen soliden Studenten und Offiziere ins Auge, sondern eben den Bruchtheil, der schlechte Sitten hat, denn diese sind am leichtesten nachzuahmen. Je mehr Geld, um so mehr Liederlichkeit, die Zustände in der jeunesse dorée sind die allererbärmlichsten. Die Behauptung, der Alcoholismus werde durch die sociale Noth erzeugt, ist ein Beleg für die eigenthümliche Verkehrtheit mancher gelehrten Leute.[1]) Wenn die Leute älter werden, so pflegen die Excesse seltener zu werden oder aufzuhören, die Unmässigkeit indessen hört nicht auf. Dass die Gesellschaft als solche unmässig ist, das zeigen ihre officiellen Sitten. Wenn bei einem Diner vor dem Couvert 8—10—12 verschiedene Gläser stehen und dem Gaste mit ebensoviel oder mehr Weinsorten aufgewartet wird, so kann man das gar nicht anders, denn als schändliche Völlerei bezeichnen. Das Gleiche gilt von all' den Festen, von denen es mit der herkömmlichen ekelhaften Redensart heisst: der Sect floss in Strömen. Wer mässig ist, möge all diesen Unsitten gegenüber den Ernst seiner Gesinnung beweisen, er möge das Treiben mit dem Nachdrucke, den die Sache verlangt, verurtheilen und sich nicht durch stillschweigende Billigung zum Mitschuldigen machen. Es ist freilich leicht, ein paar Mark an einen Mässigkeitverein zu bezahlen und dann zu einem feinen Diner zu gehen. Auf solche Weise aber wird man nie etwas erreichen. Solange unsere Gesellschaft weiter lebt, wie sie jetzt lebt, „sich auslebt", wird alles Predigen gegen das Schnapssaufen umsonst sein. Der Arme, der dem Schnapse anheimgefallen ist, wird antworten: lasst euer Predigen, wenn ich das Geld dazu hätte, tränke ich auch Sect

[1]) Wenn man nur nicht immer wieder den alten Kohl aufwärmen wollte, der in der angeblich nationalöconomischen Weisheit besteht, Ursache des Saufens sei die sociale Bedrängniss, wenn diese schwände, werde jenes aufhören. Unsinn!

wie ihr. Von oben muss die Besserung kommen, erst müssen wir im eigenen Hause aufräumen, ehe wir gnädig für das sogenannte Volk sorgen.

Ich wiederhole es: die Bekämpfung der Trinksitten ist die erste und wichtigste Aufgabe; dabei aber heisse es nicht, hie mässig, hie enthaltsam, sondern jeder Streiter sei willkommen, wenn er nur ernst und rücksichtlos zuschlägt. —

B. Herr Blocher hat im 8. und 9. Hefte unserer Monatschrift die Ansichten, die ich im 3. Hefte ausgesprochen habe, bekämpft, und Herr Forel hat sich ihm im 10. Hefte „voll und ganz" angeschlossen.

Meine Behauptung ist kurz die, die Enthaltsamen sollen die Mässigen, denen es ernst ist um die Bekämpfung des Alcoholismus, nicht als Gegner ansehen, sondern als Bundesgenossen.

Meine Gegner antworten: nein, „der Kampf der Enthaltsamen gegen die Mässigen ist unbedingt nothwendig." „Wie aber kann man seine Mitmenschen bestimmen, die Mässigkeit aufzugeben als dadurch, dass man sie angreift?"

Mir kommt die Sache sehr wichtig vor, deshalb bitte ich um die Erlaubniss, etwas ausführlicher auf Herrn Blocher's Angriff antworten zu dürfen. Ich weiss dabei recht wohl, was es heisst, sich zwischen zwei Stühle zu setzen, aber ich hasse die Ungerechtigkeit.

Wie wunderlich die Ansichten sind, auf die man in der Hitze des Kampfes kommt, zeigt gleich Blocher's Eingang. Er meint, ich gleiche einem Staatsmanne, dem die latente Feindschaft zwischen England und Russland missfällt und der nun den Gegensatz der Interessen verschleiern möchte. Bisher habe ich geglaubt, Alle, die den Alcoholismus bekämpfen, hätten den gleichen Feind, es ist aber ersichtlich, dass ich, wie Blocher sagt, das Problem nicht tief genug gefasst habe. Mässige und Enthaltsame einerseits, Russen und Engländer andererseits. In beiden Fällen kann nach Blocher von einer wirklichen Versöhnung nicht die Rede sein, die natürliche Feindschaft bricht immer wieder durch. Man bedenke, hier zwei Völker, die im Grunde eigensüchtige Zwecke verfolgen und deshalb, weil beide dieselben Güter sich aneignen wollen, an einander gerathen, dort zwei Parteien, die uneigennützig dasselbe wollen und die nur über die Mittel zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes nicht immer einig sind. Das ist für mich zu tief.

Zunächst stelle ich dem Gleichnisse Blocher's ein anderes gegenüber. Der Feind war ins Land gefallen, mordete und brannte. Da zogen die Bürger aus, ihn zu bekämpfen, und zwar bildeten sie zwei Haufen,

von denen der eine beritten und gut bewaffnet war, der andere zu Fuss ging und schlechtere Waffen hatte. Die Berittenen aber sprachen: was sollen uns diese da? Lasst uns zunächst die elenden Fussgänger bekämpfen, den Feind schlagen wir allein. Und die Berittenen bekämpften die Anderen; der Feind aber mordete und brannte. Indessen, alle Gleichnisse hinken, man muss die Sache direct anfassen.

1. Blocher geht von fünf Erfahrungen aus. Ueber die erste, dass nämlich der Alcoholgenuss sehr viel Uebel hervorgebracht habe, ist nicht zu reden. Die zweite Erfahrung besteht darin, „dass der Versuch diese Leiden zu beseitigen, ohne den Alcoholgenuss als solchen anzugreifen, aus Gründen, die in der Natur der Sache liegen, überall gescheitert ist". Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, das heisse dasselbe, was Blocher vorher mit den Worten ausgedrückt hat, die Mässigkeit habe das nicht gehalten, was man von ihr erwartet hat, die Mässigkeitsache sei aussichtlos. Diese Behauptung hört man ja sehr oft. Es heisst, die Geschichte habe dargethan, dass die Mässigkeit zu gar nichts führe, und man könne sich auf den historischen Beweis ganz fest verlassen. Nun steckt ja sicher ein Theil Wahrheit in solchen Reden, indessen auch ein Theil Unwahrheit. Es mag seinen Vortheil haben, bei Volksreden die Historie etwas summarisch abzuhandeln, für den Einsichtigen jedoch sind die wirklichen Verhältnisse so complicirt, dass er sich der Schlagworte gern enthält. Ich bin ein Deutscher und rede im Folgenden von deutschen Verhältnissen, nicht von englisch-amerikanischen, skandinavischen, schweizerischen. Wir haben in Deutschland eine Mässigkeitbewegung gehabt, die mit glänzenden Erfolgen begann, ziemlich rasch aber erstickte. Das war im Anfange der 40er Jahre. Das, was die Bewegung tödtete, waren nicht innere Verhältnisse, sondern es war die Politik. Die politische Erregung spülte wie eine Sturmfluth alles weg. Es wäre aber nicht verwunderlich gewesen, wenn die Bewegung auch ohne die politischen Stürme nicht weit geführt hätte, denn es fehlte ihr an Waffen, und die Gegner waren übermächtig. Es fehlte damals und bis in die neueste Zeit vor allem an einer richtigen Vorstellung von der Alcoholwirkung. Das aber ist die Hauptsache. Wie lange ist es her, dass wir die Wahrheit über die Schädlichkeit des Alcohols wissen, dass wir die Bedeutung des Alcoholismus begreifen? Der Irrthum über den Werth geistiger Getränke ist einer dicken Wolke zu vergleichen, die über dem ganzen Lande lagert. Jetzt erst wird sie hie und da dünner, an einzelnen Stellen scheint das Licht durch, aber $^9/_{10}$ des Landes liegen noch im Dunkeln. Heute noch wissen die Meisten die Wahrheit über den Alcohol nicht, früher aber wusste sie Niemand.

Wir alle, ohne Ausnahme, sind in falschen Vorstellungen aufgewachsen, die Geistlichen haben uns gesagt, der Wein sei eine gute Gabe Gottes, von frühester Jugend an haben wir Trinklieder gehört und gesungen, die Aerzte haben uns versichert, der Alcohol stärke und heile. Jeder ernsthaften Bekämpfung der Trinksitten haben sich eben die widersetzt, die berufen sind, das Volk zu belehren. Als sich die Mässigkeitbewegung in der späteren Zeit langsam wieder belebte, fehlte der Schwung der Begeisterung, der ihr vorher eigen gewesen war, hatten die Widerstände nicht ab-, sondern zugenommen. Die Verschlechterung der Sitten, auf die ich nachher zu reden komme, hatte beträchtliche Fortschritte gemacht. Enorme Unwissenheit, Gleichgültigkeit, Verkehrtheit standen jeder Bestrebung zum Besseren entgegen. Die allgemeine Sitte, als deren Ausdruck man die Sprichwörter ansehen kann, die schon erwähnte Gruppe der Geistlichen, Dichter und Aerzte, alle waren von jeher Lobredner der geistigen Getränke. Aber das, was die alten Dichter und die alten Aerzte auf dem Gewissen haben, ist nichts gegen die Sünde der Neuen. Goethe ist hier nicht zu loben, der grosse Dichter hatte Anlage zu einem kleinen Potator, und seine Trinklieder haben viel geschadet. Aber was ist in alcoholicis Goethe gegen Scheffel? Scheffel's Verherrlichung des Saufens ist geradezu zu einem Volksunglücke geworden. An dem Unheile, das die anatomisch-physiologisch geschulten Aerzte durch ihre Empfehlungen des Alcohols angerichtet haben, werden noch 100 Jahre zu schleppen haben. Als 1866 die Cholera herrschte, sagte Bock, der Rothwein müsse eine halbe Elle hoch im Magen stehen. Wir Schüler hatten damals kleine Schnapsflaschen bei uns, aus denen wir uns mit Zustimmung der Aerzte „stärkten". Als die Influenza kam, sagte Nothnagel, Cognac sei das Beste. Man denke ferner an das Beispiel, das viele Aerzte im gewöhnlichen Leben und auf ihren Kongressen gegeben haben. Das Alles war noch nicht das Schlimmste. Alle schlimmen Reden der Dichter und der Aerzte haben nicht so viel Schaden gethan, wie die moderne Technik, also in letzter Linie die Naturwissenschaft. Vermöge der technischen Fortschritte in der Bereitung der berauschenden Getränke, der Entwickelung der Verkehrsmittel, der Zunahme des Gelderwerbes hat sich eine Fluth von Alcohol über das Land ergossen, sind die Anpreisungen und die Verlockungen ins Unglaubliche gestiegen. Will man gerecht über die deutsche Mässigkeitbewegung urtheilen, so muss man die Grösse der Widerstände in Betracht ziehen, muss bedenken, dass zugleich mit der Entwickelung der gegenwärtigen Mässigkeitbestrebungen ein unerhörtes Anwachsen des Alcoholismus stattfand. Ferner fordert die Gerechtigkeit, dass man die Zeit in

Anschlag bringe. Die Mässigkeitbewegung ist sehr jung, sofern man an das planmässige Vorgehen denkt, der Feind ist uralt. Was ist das also für eine Rede, die Erfahrung habe die Nutzlosigkeit der Mässigkeit bewiesen? Mit Recht kann man sagen, die Erfolge seien mangelhaft, aber wenig ist nicht nichts. Wie viel thatsächlich erreicht worden ist, das kann niemand bestimmen, aber es ist eine Unwahrheit zu behaupten, nichts sei erreicht worden.

2. Ich kann die orthodoxe Lehre kurz dahin zusammenfassen, dass sie behauptet, die Mässigkeit bringe keinen rechten Nutzen, sie schade vielmehr, indem sie dem Besseren im Wege stehe. Ihren Gipfel erreichen diese Gedanken in Bunge's Satze: die Mässigen sind die Verführer. Hinter Blocher steht Bunge. Trotz aller Verehrung, die ich für Herrn v. Bunge hege, halte ich seine Lehre für falsch und für schädlich. Die Wahrheit, die sie enthält, dass nicht die verkommenen Säufer, sondern die scheinbar Mässigen, die Vieltrinker, die sich nicht betrinken, die Trinksitten am meisten fördern, ist so banal, dass man nicht weiter darüber zu reden braucht. Aber Bunge und seine Anhänger meinen alle Mässigen, die ehrlichen wie die unehrlichen, und damit thun sie Unrecht.

Zweifellos haben sich in den letzten fünfzig Jahren die Verhältnisse bei uns wesentlich verschlechtert. Aber wodurch? Liegt es daran, dass die Mässigen ihre Verführungskünste haben spielen lassen? Man geht am besten vom Nächsten aus, denn das kennt man wirklich. Mein Grossvater war Professor der Astronomie. Er trank an Feiertagen und bei Festlichkeiten gern ein paar Gläser Wein, aber während der ganzen Woche kam kein geistiges Getränk auf den Tisch. Er sass jeden Morgen um 6 Uhr an seinem Schreibtische, verreiste nie, abgesehen von Tagesausflügen, und wurde bei guter Gesundheit 78 Jahre alt. Obwohl seine Verhältnisse sehr beschränkt waren, liebte er doch die Geselligkeit, und das war möglich, weil auch bei seinen Collegen Einfachheit herrschte. An Schmausereien dachte kein Mensch, ein einfaches Abendbrot und dazu eine Sorte Tischweines, das war alles. Bei besonderen Gelegenheiten gab es hinterher ein Glas Punsch. Die Frauen betheiligten sich zwar an den Gesellschaften, tranken aber nichts, oder nippten nur an ihren Gläsern. Bier war so gut wie unbekannt. Nur in manchen Häusern wurde sogenanntes einfaches Bier getrunken, ein sehr harmloses Getränk. Dass eine Frau der guten Gesellschaft in das Wirthshaus gegangen wäre, war ausgeschlossen. Bei Spaziergängen wurde auf irgend einem Dorfe Kaffee oder Milch genommen.

Jetzt geht es bekanntlich anders zu. Bei Gesellschaften erscheinen

stets mehrere Gänge mit mehreren Wein-Sorten. Champagner, den man früher nur bei hohen Festen genoss, ist ein alltägliches Getränk. Nach dem Essen wird noch starkes Bier und Schnaps getrunken. Die Wirthshäuser haben ihren Charakter geändert, sind Bierpaläste und elegante Weinstuben geworden und sind von Früh an von einer aus beiden Geschlechtern bestehenden Menge angefüllt, schliessen nicht um zehn Uhr Abends, sondern bleiben bis tief in die Nacht hinein offen. Am betrübendsten ist die Theilnahme des weiblichen Geschlechts an der allgemeinen Völlerei. Die Weiber trinken nicht nur in Gesellschaften tüchtig mit, sondern begleiten ihre Männer in die Wirthshäuser, womöglich tagtäglich, sitzen mitten im Tabaksqualm vor grossen Gläsern starken Exportbieres. Das Bild liesse sich leicht noch weiter ausführen; indessen kann das Jeder für sich thun.

Was ist nun die Ursache der Verschlechterung? Soviel ich sehe, kann man nur antworten: der gepriesene materielle Aufschwung. Die Wissenschaft hat die Mittel geliefert. Die Technik hat die Sache ausgeführt. Es ist viel Geld ins Land gekommen, und das Geld war von jeher der Leute Verderben. Zunächst ist durch die Eisenbahnen vieles anders geworden. Die Erzeugnisse werden leicht überall hin versandt, der gesteigerte Absatz ermöglicht das Entstehen grosser Brauereien u. s. w., diese werden eine Macht und steigern den Verbrauch mit Gewaltmitteln. Die Privaten reisen überall hin und unglaublich viel. Unterwegs müssen sie natürlich in Wirthshäusern leben, hier müssen sie „des Anstandes halber“ trinken, die Wirthe drängen überdem darauf, unterwegs ist der Leichtsinn grösser, man will es den Vornehmen, mit denen man zusammentrifft, gleich thun, u. s. f. Insbesondere scheint mir vielfach das Reisen an der Gewöhnung der Weiber zum Trinken schuld zu sein. „Man ist es doch dem Wirthe schuldig“, und da viele Weiber allein reisen, müssen sie auch allein trinken. Als ich neulich verreist war, sassen an der Wirthstafel mir zwei Damen, Mutter und Tochter, gegenüber, die bei jedem Diner eine Flasche Champagner austranken. Mit der grösseren Wohlhabenheit hat sich natürlich der Luxus entwickelt. Man will vornehm sein, jeder strebt nach oben und zuerst werden natürlich die schlechten Sitten der Vornehmen nachgeahmt. Wie andere Stände, geben auch andere Länder ihre schlechten Gewohnheiten her. Das Schnapstrinken beim Kaffee ist z. B. geradeso eine fremde Unsitte wie das widerwärtige Cigarettenrauchen. Mit der Durchtränkung des eigentlichen Volkes durch den Alcohol haben die Sitten überhaupt sich verschlechtert. Gewiss handelt es sich da vielfach um eine Zwickmühle derart, dass die Trinksitten stumpf machen und die Stumpfheit wieder

zum Trinken drängt. Die Liederlichkeit und die venerischen Krankheiten sind in ungeahntem Maasse gewachsen, Vergnügungsucht und Rohheit haben überhand genommen. Lachend hat man die alte Sitte und den alten Glauben zerstört, die zum Mindesten der Menschenbestie ein nützlicher Zaum waren; an ihre Stelle ist nichts gesetzt worden. Erbärmlichkeiten und albernes Politisiren genügen zur Ausfüllung der geringen Zeit, die das Geldverdienen übrig lässt. Unter dem Namen Schneidigkeit verehrt man die Brutalität, und das Geld herrscht als der gemeinste und niederträchtigste aller Tyrannen. Die Trunksucht im eigentlichen Sinne des Wortes ist vielleicht nicht gewachsen. Ein Theil der Vornehmen, der Studenten, der Arbeiter ist ihr nach wie vor ergeben. Das eigentliche Neue ist die Ausbreitung eines mittleren Alcoholismus und die dadurch bewirkte Schädigung der breiten bürgerlichen Volksschichten.

Will man Verführer und Verführte unterscheiden, so ist der eigentliche Verführer die moderne Technik. Praktisch genommen, sind die schlimmsten Verführer alle die Leute, die vom Alcoholvertriebe leben, Brauer[1]), Weinhändler, Wirthe etc. Wenn einem durch die Unmässigkeit der Anderen der Beutel gefüllt wird, so muss er ein Feind der Mässigkeit sein; er wird sich natürlich mit schönen Worten schmücken, thatsächlich aber wird er mit Gewalt und List die Unmässigkeit fördern, so viel er irgend kann.

Sind nun die früher Mässigen von aller Schuld freizusprechen? Gewiss nicht. Aber Verführer kann man sie doch nicht nennen. Sie sind verführt worden, weil sie unwissend und gleichgültig, vielfach eitel und genusssüchtig waren. Bewusste Tugend ist auch früher nicht die Hauptsache gewesen. Armuth und die alte Sitte schützten das Volk. Die Sitte hat ihrer Natur nach keine Gründe, geht auf etwas Instinctives zurück. Auch hier muss ich wieder auf die Weiber hinweisen. Ursprünglich scheut das Weib den Alcohol, weil es um seiner Geschlechtsehre willen einen freien Kopf haben muss, jede Umnebelung kann ihm Verderben bringen. Zum mindesten wird es der Verstellung, die ihm nöthig ist, unfähig, sobald es unter die Alcoholwirkung tritt. Die „Civilisation" macht die Sache einerseits ungefährlicher, stumpft andererseits die Instincte ab. Die Reflexion zeigt, dass man durch Gewöhnung sich in gewissem Grade fest machen kann, ist aber unfähig, den Schaden aufzudecken, den abgesehen von sexuellen Abenteuern das Weib körperlich und geistig durch das Mittrinken erfährt. Das von der Vernunft geleitete Weib ist hier, wie anderwärts, ein steuerloses Fahrzeug.

[1]) Ist es anständig, Brauerei-Actien zu haben?

Das tritt am Weibe am deutlichsten hervor, aber im Grunde gilt es von allen Menschen. Das Gute stammt nicht aus der Ueberlegung, sondern aus dem Unbewussten. Das Wachsen der individuellen Vernunft führt zunächst allemal zu Egoismus und Sünde. Deshalb ist durchschnittlich die Unsittlichkeit der sogenannten Civilisation proportional. In Beziehung auf das Trinken ist Italien ein gutes Beispiel. Dieselben Gedanken, die mir neulich in diesem Lande kamen, finde ich in Nr. 10 der Monatschrift ausgesprochen. Obwohl das italienische Volk immer den Wein im Ueberflusse hatte, ist es im Grossen und Ganzen mässig geblieben bis zur neuen Zeit. In eben dem Maasse aber, wie das moderne Leben sich ausbreitet, wird die alte gute Sitte zerstört, und derselbe Wein, der früher dem Volke nichts schadete, führt jetzt zum Alcoholismus. Dieser hat in Italien wirklich schon beträchtliche Ausdehnung gewonnen. Die Aufklärung zerstört die Instincte. Nun sagt man freilich, dass die Unschuld durch Wissen und Fehlen sich zur Tugend wandeln müsse, aber der Weg ist lang und hart.

Um zur „Verführung" zurückzukommen, Bunge sollte seinen Satz zu beweisen suchen und sollte feststellen, wodurch die Einzelnen wirklich verführt worden sind. Denke ich an die eigene Jugend, so war das Beispiel der Studenten oder der Wunsch, den Studenten ähnlich zu sein, der Verführer. Von früh an war mir das Studentenleben als etwas Schönes, Edles, Poetisches dargestellt worden. Durch nichts aber konnte man dem Ideale sich leichter nähern, als dass man seine Trinksitten nachahmte. Die gelegentliche Unmässigkeit der Schülerjahre wurde in der ersten Studienzeit zur habituellen Unmässigkeit. Zum Glücke sah ich bald ein, dass das poetische Studentenleben mit seinem Trinkkomment ein übertünchtes Grab ist. Die deutschen Studenten sind Vertreter nicht der Mässigkeit, sondern der ungeschminkten Unmässigkeit, bei mir also waren nicht die Mässigen die Verführer. Fragt man bei Anderen an, so erzählt der junge Offizier von den Liebesmahlen im Casino, der Arbeiter von lustigen Wirthshausbrüdern, der Geschäftsmann von dem Andrängen der Wirthe, immer ist die zweifellose Unmässigkeit Anderer der Verführer gewesen. Das lehrt mich die Erfahrung, und ehe Bunge nicht mit mehr Erfahrung mich widerlegt, halte ich seinen Satz für falsch. Wäre er nur falsch, so käme nicht soviel darauf an, er ist aber auch eine harte Kränkung redlicher Leute, und deshalb ereifere ich mich.

3. Blocher meint, wenn meine Ansichten allgemeine Geltung gewönnen, so wäre die Sache der Enthaltsamen rettungslos verloren. Darüber muss ich lachen. Also wenn der Enthaltsame nicht die Mässigen täglich bekämpfen kann, so verliert er sein tägliches Brot

und geht ein. Wäre es um unsere Sache wirklich so jämmerlich bestellt, so ginge sie auch ohne meine Ketzereien zu Grunde, und sie verdiente es.

Wir sagen zu den Leuten: der Alcohol richtet unermesslichen Schaden an und nützt nichts. Deshalb trinken wir keine geistigen Getränke. Folgt uns und thut desgleichen. Nun fahre ich fort: Zum mindesten aber helft uns und bekämpft die Trinksitten, betheiligt euch nicht an der allgemeinen Unmässigkeit, tretet ihr mit Wort und That entgegen. Blocher aber fährt fort: Wollt ihr aber nicht vollständig enthaltsam sein, so haben wir nichts mit euch zu schaffen; ihr gehört dann zu der verlorenen Masse und seid den Säufern gleich zu achten, ja eigentlich schlimmer als diese. Also ich sage: wer nicht wider mich ist, der ist für mich, Blocher sagt: wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Im Evangelium stehen beide Sprüche, und im Grunde genommen wiederholt sich bei uns ein Ereigniss, das in der Menschennatur selbst begründet zu sein scheint, die Spaltung in Duldsame und Eiferer. Die Zeloten in Jerusalem, die rechtgläubige Kirche, die Lutheraner einerseits, die Bergpartei, der Radikalismus überhaupt andererseits, alle rufen: entweder ganz für uns oder gegen uns. Auch wiederholt sich immer die Erscheinung, dass nahe stehende Gruppen einander besonders energisch bekämpfen. Die Lutheraner meinten, die Papisten seien schlimmer als die Türken, und später, die Calvinisten seien schlimmer als die Papisten. Ob Jemand sich zu den Eiferern oder zu den Duldsamen wende, das ist nicht Sache des Beliebens, sondern hängt davon ab, ob er mehr mit einer philosophischen Anlage oder mit dem Triebe zum Handeln von der Natur ausgestattet worden ist. Die Vorsehung meint es ja ganz gut: die Eiferer sind die Hechte im Karpfenteiche. Aber alles mit Maassen; lassen sich die Duldsamen unterkriegen, so geht die Sache schief, wie die Geschichte beweist. Deshalb will ich mich nicht unterkriegen lassen, und ich bitte die, die meine Meinung theilen, nicht zu den „stummen Hunden" zu gehören.

Nehmen wir uns die katholische Kirche in folgendem Sinne zum Beispiele. Die ganze Kirche, die ecclesia militans, kämpft gegen den Teufel und sein Reich. Aber es werden nicht an alle Glieder der Kirche die gleichen Anforderungen gestellt, sondern jeder thut nur, was seinen Anlagen und Kräften entspricht. Vom Laien verlangt man nicht, dass er die Pflichten des Priesters auf sich nehme, der Weltgeistliche hat weniger strenge Verpflichtungen als der Mönch, und die Regel der einzelnen Orden ist verschieden scharf. Trotzdem verachtet der Mönch den Laien nicht, er sieht in ihm den Bruder

und den Mitstreiter, sofern der Laie nur das thut, was ihm zukommt. Setzen wir an die Stelle des Teufels den Alcoholismus, so ergiebt sich die Nutzanwendung von selbst. Ein energischer Laie kann der Kirche mehr nutzen als ein schlaffer Priester und ein Fürst, der für die Kirche wirkt, erreicht mehr als ein kleiner Pfarrer. Was wäre aus der Kirche geworden, wenn sie von Anfang an nur die, die die drei Gelübde auf sich nehmen, als ihre Glieder anerkannt hätte, die Uebrigen aber den Heiden gleich geachtet hätte? Ich meine die Liebe und die Klugheit ermahnen gleichermaassen zur Duldsamkeit.

Blocher sagt, wir müssen die Leute für die Enthaltsamkeit gewinnen, haben wir erst die Majorität, so siegen wir; um aber das Ziel zu erreichen, dürfen wir nicht pactiren, müssen die Mässigen wie die Säufer bekämpfen. Das Volk wird also auf eine ferne Zukunft vertröstet, in sozialdemokratischer Redeweise auf die Zeit des grossen Kladderadatsch. Mich sollte es auch freuen, wenn diese Zeit herankäme, in der Zwischenzeit aber freue ich mich, wenn die Leute wenigstens zur Mässigkeit gebracht werden. Von den „Doktrinen", die bei Blocher eine grosse Rolle spielen, halte ich nicht viel, ich meine, ein Krieger soll den Feind im Auge haben und sich über jeden Abbruch freuen, der ihm geschieht, grossen oder kleinen. Soll ich sagen, es ist mir gleich, wie die Leute leben, ob mässig oder unmässig, denn solange sie einen Tropfen Alcohol geniessen, taugen sie doch nichts? Wenn einer sich ernstlich der Mässigkeit zuwendet, stosse ich seine Hand nicht zurück, sondern heisse ihn als Bundesgenossen willkommen; er ist nicht der unsere, aber er ist unser Freund, nicht unser Gegner. Was die Klugheit angeht, da ist folgendes zu sagen: Eine Person hat für uns soviel Werth, so gross der Schade ist, den sie dem Feinde thut. Die Kirche könnte bei dem Seelenfange sagen, jede Seele gilt uns gleich viel, denn vor Gott sind alle gleich. Wir aber müssen mit der Qualität der Leute rechnen. Wenn ich einen einflussreichen Mann dahin bringe, mit Energie bei den ihm Unterstellten gegen die Trinksitten vorzugehen, so leiste ich mehr, als wenn ich 10 Simpel zur Abstinenz bekehre. Wenn ein Mässiger durch Wort und Schrift unermüdlich die Unmässigkeit bekämpft, so ist er werthvoller, als so und soviel Enthaltsame, die hinter dem Ofen sitzen und im Uebrigen vielleicht vortreffliche Leute sind. Ich schäme mich ordentlich darüber, dass ich über diese sonnenklaren Verhältnisse rede; trotzdem will die „Doctrin" nichts davon wissen. Blocher schreibt gesperrt: „Solange einer noch auf dem Mässigkeitsstandpunkte steht, so lange ist er für die Enthaltsamkeit nicht zu gewinnen." Fragt sich, was das heissen soll. Den Wortsinn kann

Blocher nicht meinen, denn freilich, so lange einer gelb ist, ist er nicht grün. Wahrscheinlich will er sagen, ein Mässiger sei schwerer zur Enthaltsamkeit zu bringen als ein Unmässiger. In diesem Sinne ist es die alte Klage aus dem Evangelium, dass die Sünder leichter zugänglich seien als die Gerechten. Aber nein, Blocher sagt nicht Mässiger, sondern einer, der auf dem Mässigkeitstandpunkte steht, die Doctrin ist also wieder die Hauptsache. Mir ist der „Standpunkt", offen gestanden, sehr zuwider; ich frage, was einer ist, nicht mit welchen Redensarten er streitet. Gegen einen wirklich Mässigen hat sich der Enthaltsame m. E. folgendermaassen zu verhalten. Kommt es zu einer Erörterung, so wird er seine Gründe darlegen und sind diese gut, so wird er soviel erreichen, wie bei der Beschaffenheit des Anderen zu erreichen ist. Die Behauptung, dass die Mässigen die Enthaltsamkeit durchgängig verschmähen (wenn sie aufgestellt werden sollte), ist so unbegründet, wie eine Behauptung nur sein kann. Waren denn die Herren, die jetzt enthaltsam sind, früher alle unmässig? Will aber der Mässige nicht, so soll der Enthaltsame keine Zeit verlieren, denn seine eigentliche Aufgabe ist die Bekehrung der Mässigen wirklich nicht. Wenn wir erst soweit sind, dass es an Unmässigen mangelt, dann kann sich ja die Propaganda gegen die Mässigen richten.

4. Blocher meint, ich würde meinen Irrthum leichter einsehen, wenn ich „mehr aus der Praxis des Agitators spräche." Nun, ein Agitator in dem Sinne, dass ich jedem Wirthshausbruder auf seine albernen Einwürfe antwortete, möchte ich auch nicht sein. Der Vorwurf bringt mich auf die Frage, was denn eigentlich unsere wichtigste Aufgabe sei, oder wie die Aufgaben zu ordnen seien, ob wirklich das „Gewinnen der Leute für die Enthaltsamkeit" allein Werth habe, wie man nach Blocher's Darstellung glauben muss. Es will mir scheinen, als wäre bei manchen Enthaltsamen die Enthaltsamkeit zum höchsten Gute geworden, das man unter allen Umständen direct erstreben müsse. Bei der Alternative: entweder Enthaltsamkeit oder Suff, muss man freilich dahin kommen, nach Art gewisser religiöser Secten vorzugehen. Für mich ist die Enthaltsamkeit die oberste Stufe, und ich halte es auch methodologisch nicht für richtig, mit ihr zu beginnen. Unsere erste und wichtigste Aufgabe ist, die Wahrheit über die Alcoholwirkung zu finden und zu verbreiten. Magna est vis veritatis et praevalebit, d. h. die Wahrheit hat in sich siegende Kraft. Wenn wir sie schlicht und unermüdlich sagen, so verbreiten wir Gutes und streuen eine Saat aus, die von selbst aufgeht. Die besten Agitatoren sind die, die die Thatsachen liefern, die durch eigene Prüfung die Schädlichkeit und Nutzlosigkeit des Alcohols nachgewiesen haben und

noch weiter nachweisen. Mögen sie im Laboratorium arbeiten, oder im Krankenzimmer, oder im statistischen Amte, mögen sie ihre Erfahrungen als Truppenführer, als Forschungsreisender oder sonstwie sammeln, ihnen hat die gute Sache am meisten zu danken. Die gefundenen Wahrheiten aber gilt es zu verbreiten. Man möge nicht sagen, das ist ja längst geschehen. Nein, wie ich schon vorhin sagte, $^9/_{10}$ der Leute wissen die Wahrheit über den Alcohol noch nicht. Es ist ganz unglaublich, wie langsam alte Irrthümer verschwinden. Einmal das Richtige sagen, hilft in der Regel gar nichts, man muss es hundert Mal sagen. Die Unwissenheit ist unser grösster Feind (wenn auch nicht der hartnäckigste), ihn müssen wir zuerst bekämpfen und das will Zeit. Unwissenden die Pistole auf die Brust zu setzen und zu sagen, ihr müsst enthaltsam werden, das geht doch nicht an. Erkennt man aber an, dass die vorbereitende Arbeit zuerst gethan werden muss, dass sie die Bedingung weiteren Fortschreitens ist, so muss man auch anerkennen, dass wir auf die Bundesgenossenschaft mit den Mässigen angewiesen sind. Giebt es zweierlei Wahrheiten über den Alcohol oder wird die Wahrheit dadurch schlechter, dass sie aus nicht abstinentem Munde kommt? Dem Enthaltsamen glaubt man eher, wird man sagen, da er durch sein Beispiel wirkt. Ich bin der letzte, die Bedeutung des Beispiels gering zu schätzen, sehe vielmehr darin besonders den Werth der Enthaltsamkeit. Indessen handelt es sich hier nicht um Glauben. Je beweisbarer eine Wahrheit ist, um so unpersönlicher wird sie. Die Wahrheit über den Alcohol besteht nicht in Meinungen, sondern in Thatsachen, ist durchaus beweisbar. Nun ist zwar wahr, dass der grosse Haufe doch immer auf das Glauben angewiesen ist. Aber je höher geistig ein Mensch steht, um so mehr hält er sich an die Sache, nicht an die Person des Verkünders.

5. Nun kommt Blocher's letztes Argument, und dass ist mit ein paar Worten abzuthun. Die „Mässigkeit ist in fast allen Fällen nur ein Vorwand, um die Enthaltsamkeit abzulehnen". Diesen Satz und seine Begründung bei Blocher habe ich mit peinlichen Empfindungen gelesen. Dass ein wohlwollender Mann so ungerecht sein kann, vermag ich mir nur dadurch zu erklären, dass er als Agitator durch die ganz nutzlosen Debatten mit Alcoholikern und durch deren Berufung auf ihre Mässigkeit verärgert ist. Wie kann man sonst, so viele redliche und treffliche Männer, ich nenne nur die Leiter des Vereins gegen den Missbrauch geistiger Getränke, verdächtigen? Man darf sagen, die Vertreter der Mässigkeit irren, aber man darf nicht sagen, sie seien fast alle Heuchler. Wir sind von den politischen Parteien

gewöhnt, dass eine die andere in Grund und Boden hinein schlecht macht, aber dieses widerliche Treiben sei ferne von uns.

Ja, heisst es, mässig nennen sie sich alle, wie kann man die echten Mässigen erkennen? Ich dächte, die Sache wäre einfach genug: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es kommt eben nicht auf die „Doctrin" an, sondern auf das Handeln. Es widerstrebt mir, darüber noch lange Worte zu machen; wer mich verstehen will, versteht mich, und wer mich nicht verstehen will, den werde ich doch nicht überzeugen.

6. Da ich einmal beim Schreiben bin, will ich noch eine Bitte aussprechen. Vor allem sollten wir uns davor hüten, zu übertreiben. Herr A. Eplinius sagt bei der Besprechung meines Aufsatzes (im Aprilheft), „Uhrwerkmenschen" könnten dabei bestehen, dass sie täglich ihre ein oder zwei Glas Bier trinken, in unserem Volke aber seien sie weisse Raben, in diesem trinke sich der zehnte Mann zu Tode und ein noch grösserer Theil trinke sich in den besten Jahren dauerndes Siechthum an. Die Schweizer Statistik ist mir natürlich bekannt, auf welche Statistik aber E. seine Angaben gründet, weiss ich nicht. Ob sie für Hamburg zutreffen, weiss ich auch nicht, dass sie aber für Sachsen nicht zutreffen, ist sicher. Natürlich giebt es auch hier Trinker aller Art, aber so schlimm wie in der Schweiz sind die Verhältnisse nicht. Die weissen Raben E.'s sind hier wirklich recht häufig. Ich behandle seit mehr als 20 Jahren Nervenkranke. Wenn ich mich frage, bei wieviel meiner Kranken ich nach gewissenhafter Untersuchung die krankhaften Zustände auf Alcoholismus beziehen kann, so komme ich auf 1 %. Rechne ich die Kranken dazu, bei denen geringe Grade des Alcoholismus vorhanden sind, ohne dass doch ihre Störungen auf diesen zu beziehen wären, so komme ich auf 2 %. Dem gegenüber sehe ich hunderte von Kranken, die durch die Syphilis zu Grunde gerichtet sind. Würde Jemand statt der Nervenkranken andere, z. B. Herzkranke, behandeln, so möchte er wohl mehr Alcoholiker finden. Immerhin bildet meine persönliche Erfahrung, die sich auf viele Tausende bezieht (und von dieser allein kann ich mit Bestimmtheit reden), einen Widerspruch gegen die Schätzung des Herrn Eplinius. Man soll bekanntlich auch den Teufel nicht zu schwarz malen, ein gutes Grau genügt.

Ein anderes Beispiel von Uebertreibung sind die Schilderungen der Abstinenz-Wirkung, die ich gelegentlich zu lesen bekomme. Da soll man ein ganz neuer Mensch werden, den die alten Beschwerden nicht mehr anfechten. Das gilt ja in gewissem Sinne vom Säufer, sonst aber ist es nicht so arg. Ich wurde vor 26 Jahren enthaltsam,

habe in den ersten Jahren zeitweise noch ein Glas Wein oder Bier getrunken, es dann ganz unterlassen, ich kann also aus einer längern Erfahrung reden als die Meisten und muss sagen, im Grossen und Ganzen bin ich der alte Adam noch. Mein Appetit ist derselbe wie früher, ich ermüde leicht, muss sehr vorsichtig leben etc., alles wie früher. Auch bin ich nicht blass geworden, wie es nach Forel's Angaben sein müsste, sondern sehe noch eben so aus wie früher und bekomme leicht ein heisses Gesicht. So weit meine Kenntniss reicht, sind die Wirkungen der Abstinenz bei Anderen dieselben: Alcohologene Störungen verschwinden, anderweite bleiben. —

Soll ich nach Herrn Blocher's Vorgange den Inhalt meiner Bemerkungen in einige Sätze zusammenfassen, so sind es folgende:

1. Es ist nicht wahr, dass die Nutzlosigkeit der Mässigkeit erwiesen sei.

2. Es ist nicht wahr, dass die Mässigen die Verführer seien.

3. Vernunft und Gerechtigkeit verlangen, dass wir in den wahrhaft Mässigen Freunde und Bundesgenossen sehen.

C. Nach diesem Aufsatze habe ich wohl mehrere mündliche und schriftliche Zustimmungen erhalten, öffentlich aber ist Keiner, nicht Einer für mich eingetreten. Dagegen haben gegen mich geschrieben die Herrn A. Eplinius, G. Haacke, G. Asmussen, G. von Bunge, E. Bleuler, Bosshardt, H. Blocher, A. Delbrück. Ich bin nicht im Stande, im Einzelnen zu antworten, und will nur noch zwei Bemerkungen machen, bez. wiederholen.

1) Meine Gegner halten an Bunge's Satze von der Verführung durch die Mässigen fest. Dagegen will ich noch sagen, dass man zwischen Verführung und Verführung unterscheiden müsse. Ein gesunder Mensch wird durch das Beispiel der Mässigen nicht verführt. Wird er ein Trinker, so sind entweder Unglücksfälle, die ihn in Verzweiflung gesetzt haben, die Ursache, oder die Unmässigkeit der Anderen hat ihn verdorben, die Unmässigkeit der Studentenkneipe, des Offizierkasinos, des Stammtisches u. s. w., die Unmässigkeit, die von gewinngierigen Brauern, Weinhändlern, Wirthen planmässig befördert wird. Es giebt aber in der That Menschen, die das Beispiel mässigen Trinkens zu Trinkern machen kann, bei denen das Trinken selbst zur Trunksucht führt. Unter den Trunksüchtigen sind viele solcher Art und an sie mögen wohl meine Gegner gedacht haben. Jedoch diese „Verführten" sind von vornherein krank, sind Entartete, die ihr süchtiger Charakter ins Verderben getrieben hat. Ich achte die Gesinnung,

die zuerst an die schwachen Brüder denken heisst, aber es ist Unrecht, das, was von den Kranken gilt, auf Alle zu übertragen.

2) Wie denken sich meine Gegner die Zukunft? Delbrück sagt, man werde über Abstinenz und Mässigkeit streiten, „bis der letzte Mässige abstinent geworden ist und der letzte Unmässige am Delirium zu Grunde gegangen." Das klingt zwar halb scherzhaft, aber es scheint doch, als ob im Allgemeinen der Sieg der Abstinenz erwartet würde. Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Das kindliche Vertrauen auf die Macht der guten Sache, die Hoffnungsfreudigkeit, die keine Grenzen kennt, das sind wohl schöne Dinge, weil sie den Muth stärken, aber sie vertragen sich leider mit der Menschenkenntniss nicht. Auch die Prediger des Christenthumes hatten und haben wohl noch den Glauben, es möchte gelingen, alle Menschen zu Christen zu machen. In Wirklichkeit wäre es in einem christlichen Volke ein sehr glückliches Ergebniss, wenn man unter tausend Namenchristen Einen wirklichen Christen fände, denn auch die redlichen Christen sind in der Regel nicht Vollchristen, sondern Halb- oder Viertelchristen, je nach der Schwäche der menschlichen Natur. Diese Schwäche der Natur wird auch in alle Ewigkeit allgemeine Enthaltsamkeit unmöglich machen. So wenig wie es je ein Volk von wirklichen Christen gegeben hat oder geben kann, eben so wenig wird ein ganzes Volk in Europa enthaltsam sein. Verständiger Weise kann man nicht mehr erwarten, als dass die Mässigkeit mehr und mehr wachse, dass die Unmässigkeit von dem Ehrenposten, den sie jetzt einnimmt, verdrängt und allgemein verächtlich gemacht werde. Die eigentlichen Kämpfer werden freilich die Enthaltsamen sein und je mehr ihrer werden, um so besser ist es. Aber die Enthaltsamkeit ist nicht das Ziel, sondern die allgemeine Mässigkeit ist es. Sieht man in der Enthaltsamkeit nicht ein Kampfmittel, sondern das allein Werthvolle, so wird mit der Zeit die Bewegung immer separatistischer werden. Es giebt eine Menge Leute, die gern Secten bilden, die bald für Vegetarianismus, bald für Naturheilkunde, bald für Theosophie schwärmen: diese Art ist leicht zu gewinnen (und es ist auch gut, wenn sie gewonnen werden, denn es sind recht viele mit süchtigem Character darunter), aber mit diesen Truppen wird die grosse Schlacht nicht gewonnen.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.